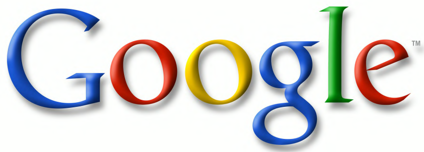
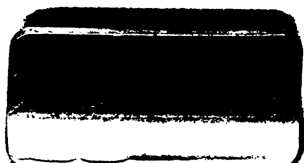



THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
LIBRARIES
THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
ARTES SCIENTIA VERITAS
1817



Gudrun

Früher erschien in meinem Verlage
Werner Jansen: Das Buch Treue. Nibelungenroman.

Gudrun

Roman
von
Werner Jansen

1.—15. Tausend

1918
Georg Westermann / Braunschweig
Hamburg / Berlin



Gedruckt bei Georg Westermann, Braunschweig

Meiner Schwester Cecilie zu Weihnachten 1921.

Ihrer Kaiserlichen und Königlichen Hoheit

der Frau

Kronprinzessin

des Deutschen Reiches

von Deinem Bruder

Gustav.

Aus Mannesglauben wächst Frauentugend. Glaubten wir mit festem Willen an die unwandelbare Güte und Reinheit der Frauen — es lebte nach wenigen Menschenaltern kein Weib in unserem Vaterlande, um das wir nicht den Neid der Götter verdienten!

In jedem Hause hat der Krieg Heldinnen erweckt, die an Standhaftigkeit und Opfermut den Kämpfern draußen nicht nachstehen. Sie sind unseren schwachen Herzen, unserem hoffärtigen Verstand, unseren erblindeten Augen alltäglich; wir brauchen sinnfälligere Beispiele. Da verlangte vor allem das Schicksal der schönsten und getreuesten Frau nach den Ausdrucksmitteln unserer Zeit, und so, den Lebendigen zur Ehre, schrieb ich von Gudrun.

Wülfrath (Rhld.), Sommer 1918.

Erstes Buch

a ist Sigfrid von Moorland. Gere war sein Vater, seine Mutter heißt Jörd. Sie ist alt und halb blind, so daß Knechte und Mägde schafften, was sie wollten, wenn der Junge nicht wäre. Zwei volle Wochen muß er scharf reiten, bis er die Grenzen seines Landes sieht, er hat Burgen und Lehen zu vergeben wie ein König; aber den Helm, um den wirklich ein abgeschlissen Goldband liegt, trägt er selten. Er hat eine Lederkappe auf und ein Büffelwams am Leibe, eine gerade Furche seines Pfluges macht ihn stolzer als eine gewonnene Schlacht. Seine Mutter liegt ihm täglich in den Ohren, er solle eine Frau auf den Hof schaffen, sie zwänge es nicht mehr; er aber liebt nichts heißer als schwere Weizenähren im Juliwind und glatte Rinder auf fetten Wiesen. Er arbeitet, bis die Sonne sinkt, und nachts schläft er gut und ohne Träume. Er ist zufrieden, was soll ihm ein Weib.

Eines Winterabends sitzen Gäste in seiner Halle, Fremde aus Norwegen. Ein Alter hat seinen Vater gut gekannt und erzählt von der Sturmnacht, da Gere zu sterben kam. Dabei gleiten seine Blicke gutmütig spottend über den bäuerlichen Wikingssohn, der den Dreschflegel meistert statt

des Steuers. Endlich vermag der Gast sich nicht zu zähmen, stößt den Krug von sich und lacht:

„Wir haben König Gere manches geglaubt, beim Becher und auch unterm Segel, aber diesen Sohn hätten wir ihm abgestritten."

„Warum?" fragt Sigfrid, der gründlich ist und ohne Not sich nicht erregt. Aber er schielt nach seiner Mutter, ob sie die fremde Rede verstanden habe. Frau Jörd *hat* sie verstanden und straft den Norweger mit ihren verloschenen Augen, daß er ernüchtert und verwirrt auf einen Ausweg sinnt. Er starrt auf den Hochsitz aus silberbeschlagenem Eichenholz, darauf Sigfrid sitzt, ein Lächeln geht über seine verschlagenen Züge, und er neigt sich, mit dem Finger über die verstaubte Lehne streichend, zum König:

„Wirst du dem fremden Mann nicht nachtragen, wenn er die Wahrheit spricht? — Gut, Herr! Nimm den Drachen unter dich, fahr über See und hole dir ein Weib."

Frau Jörd nickt strahlend und ist versöhnt.

„Nennt ihm einen Namen, Männer, beschreibt ihm die Wege, ihr kundigen Pilger, zeigt ihm die schönste der Frauen, bis er sich aufmacht und sie heimführt, und wüchse sie am Ende der Welt." Und sie trippelt zum Tisch, und sie füllt mit eigenen Händen, zitternd vor Alter und Mühe, den Krug des Klugen, der an ihre Herzenswünsche rührt.

Tief neigt sich der Gast, trinkt auf das Heil der Greisin. Das ist ein Met! Das sind Braten, Schinken und Käse!

Das sind Brote! Hier läßt sichs hausen für fahrtmüde Leute, ein paar tröstliche Worte kosten nichts.

„Herrin," holt er aus, „was soll hier ein Weib vom Ende der Welt! Euer Land ist platt wie ein Teller, jedem neidischen Raufbold steht es offen. Hier gilts, gute Nachbarn zu schaffen, und seht, das Beste liegt immer nah. Ein Unsteter wie ich kommt in manches Fürsten Haus, aber all mein Leben habe ich kein schöneres Frauenbild gefunden, als König Hettels Tochter."

„Das Kind?" rufen Mutter und Sohn in einem Atem aus. Frau Jörd rechnet an den Fingern die Jahre nach: „Sie kann kaum sechzehn haben."

„Ja, dies Kind!" sagt der Norge nachdrücklich und wie erfaßt von seiner Erinnerung, „es lohnt sich schon, um dies Kind ein Jahr zu warten. Sie zählt sechzehn Lenze, sechzehn Lenze haben ihre Anmut über dieses blonde Haupt vergossen, und eine Blüte ist geworden, würdig des Stammes, dem sie entsprossen ist."

„Ist sie so schön wie ihre Mutter?" fragt die Greisin eifrig. „Als Hettel sie dem wilden Högni raubte, wußten die Sänger nichts anderes zu besingen als ihr gülden Haar und ihre klaren Augen. Auf diesem Stuhl", verrät sie stolz, „saß Horant!"

„Dem bin ich gram," murrt der Norge mit Lächeln, „er entführte uns mit seiner süßen Stimme die schönste Frau des Landes. Aber sorgt immerhin, wollt ihr Gudrun ge-

winnen, um eine Kehle wie die Horants. Ich lag damals zur Wikingsfahrt bereit vor Högnis Burg — Herrin, keiner konnte die Anker lichten, wenn Horant sang. Wir waren rauhe Gesellen, Eisen auf Eisen klang uns am süßesten. Wir sind tagelang am Strand gelegen, nur um Horant zu hören. Zu diesen Stunden ruhte alle Arbeit, von weit kamen die Menschen geströmt und standen lautlos vor den Mauern. Das Vieh auf der Weide, die Tiere im Walde, ja, Herrin, traut es mir, das ganze Land und jeder Strauch waren gebannt von ihm."

Der Alte, dem wilde Narben das Antlitz wüst zersetzen und dem man ein Leben zwischen Schwertern glaubt, ist ganz versunken in das Wunder, und in der Halle wird es eine Weile still. Dann bricht Sigfrid täppisch in die Blüten:

„Versteht sie ein Haus zu führen?"

Der Wiking verbeißt ein Lachen und versteckt sich hinter dem Krug.

„Gudrun? — Ich sah sie nur in der Halle, von ihrer Schönheit war jeder so voll, daß für anderes kein Raum blieb. Jedoch ich fürchte, Herr, König Hettel will einen Schwieger, der gleich ihm erobert, statt zu bitten."

„Kämpft man auch um Weiber?" entrüstet sich Sigfrid laut, „ein Narr, der sein Schwert anders zieht als um die Heimaterde und das Seinige."

Da vergißt der Norge Met, Braten, Brot und Schin-

ken, er flammt bis unter die weißen Haare und strafft sich empor, aber als er das satte, breite, allem Hohn abgewandte Gesicht des Moorländers sieht, sinkt er seufzend in sich und entgegnet ruhig:

„Geh und sieh! Es muß einer Fischblut in den Adern haben, wer nicht um Gudrun eine Schramme wagte. Und du bist Geres Sohn, da hängt sein Schwert am Nagel. Bei den Göttern, ich seh es schon auf manchem Schilde tanzen!"

Wider Willen folgt Sigfrid dem deutenden Finger und starrt auf die ungefüge Waffe zu seinen Häupten.

„Um ein Weib?" sagt er langsam und überlegen. „Nie!"

Nach zwei Monden jagt ihm ein fremder Wunsch im Blut wie ein Hecht im Karpfenteich. Im Lande ist wenig zu tun, Schnee liegt, die Tage sind kurz. Auf allen Höfen werden Matten aus Stroh und Ried geflochten, die Spindeln schnurren, und die Männer trinken und schlafen. Jede Stunde fragt die alte Jörd, wann er ins Hegelingenland fahre, und Sigfrid murrt irgendeine Antwort, die alles bedeuten kann. Er steht den halben Tag in den Ställen und starrt auf die Brabanter, die ungeduldig vor ihren Krippen stampfen. Die Knechte machen sich davon, denn nichts ist ihm recht. Er hält die Hand in jedes Wasserfaß, ob auch der Trunk nicht zu kühl sei, und an Striegeln und Kämmen ist nie halb so viel geschehen. Der Schnee schmilzt,

und es wird offenbar, wie die Scharrmäuse an den Wurzeln der Obstbäume geschändet haben. Er hat seine Obstbäume lieb, doch in diesem Jahr vergißt er es, daß die Mäuse an welschen Nüssen, in Aschenlauge gekocht, zu Tode bluten. Dreimal wird er gemahnt, er kommt nicht aus dem Sinnen und schreit die Großmagd an:

„Schlagt sie tot!"

Aber er steht hinter den Pferden und gibt acht, daß Leinkuchen in die Tränken kommen, Leinkuchen schaffen glatte, glänzende Felle zum Lenz, und im Lenz will er reiten. Er glaubt, es sei sein Geheimnis, doch das Gesinde bis zur letzten Wäscherin weiß es und lacht. Vom Gesinde läuft es ins Land, und schließlich reitet der mächtigste Mann von Moorland in den Hof des Königs. Er kommt an einem schönen, warmen Tage, der Hof ist bunt von Leinen und Gewändern, die an Seilen lüften und im Winde schwellen wie Segel. Hademar lacht in seinen roten Bart, siebenzig Lebensjahre haben ihn nicht gebleicht, springt aus dem Sattel und geht mit breitem Seemannsschritt in die Halle, hinter ihm her tragen Knechte eine blinkende Wehr.

„Heil Sigfrid!" schreit er schon von der Treppe und stürmt die letzten Stufen, „hast du deines Vaters Bruder vergessen, ich vergaß dich nicht. Hier da, du gehst an ein gefährlich Tun, nimm dies Kleid statt deiner Fetzen drunten auf den Seilen."

Und wirft ihm, eh sich noch die Hände finden, Harnisch, Schienen, Helm und Kettenhemd auf den Tisch. Rote Funken schlägt die Lohe vom Kamin aus dem silberverzierten Stahl, das feine Eisenhemd knistert wie starre Seide.

Der alte Fuchs wendet sich ab und plaudert mit Jörd; die Küchenknechte laufen umher, das Federvieh schreit Mord in die Fenster, und Becher heben golden an zu klingen.

„Was soll ich damit?“ erholt sich Sigfrid langsam von seiner Bestürzung, „ich reite nicht zu Kämpfen.“

„Reiten?“ ruft Hademar, „reiten? — Bei Dorestadt liegen sieben Kiele neu und blank mit aller Zier, darauf sollst du gen Hegelingenland reiten, das ziemt dem Wikingssohn!“

„Da wäre ich ein rechter Tor, Ohm. Wasser ist Wasser und Acker ist Acker. Ich aber will sehen, welche Früchte Hettels Boden trägt, und ich will wissen, welches Vieh auf seinen Weiden wächst.“

Der Alte blickt den Jungen an, der Mund steht ihm offen. Er selber hat mit Raub und Tausch und List den halben Handel der Nordsee an sich gerissen und gilt für einen der verschlagensten Köpfe, die je die Wogen pflügten. Jetzt aber springt ihm das Königsblut seines Geschlechts ins Antlitz, und er wütet:

„Gehst du zu Frauen wie zum Kuhhandel? Denkst du

Gnaden zu vergeben, wenn du Hettels Tochter freist? Meinst du, da würde abgewogen: hier Rind, da Rind, hier Acker, da Acker? — Du Tölpel! Du wirst noch auf den Knien rutschen und um einen Kuß von diesem süßen Munde betteln und all dein Gut verschenken, daß sie dir freundlich lächelt! — Welches Vieh auf seinen Weiden — —? Ihr Götter! Ochsen, sage ich dir, Ochsen, wie man sie sonst nur auf deinem Hofe findet, mit Brettern dick wie Schiffsbänke vor den Schädeln."

„Solche haben wir nicht," sagt Sigfrid sonder Harm, „aber ich will sie selber ansehen. Du verstehst nicht viel vom Boden."

Dagegen ist Hademar machtlos, diesen steifen Bauernnacken bricht kein Witz, und er wendet sich zürnend vom Mahle:

„So fahr zur Hölle, denn das wird dir Hettel leicht machen. Aber rechne nicht auf mich, mich lüstets nicht nach Spott und Schanden." Und dann bricht durch sein ränkesüchtig Herz die Liebe für Geres Sohn, und er nimmt Geres Schwert von der Wand.

„Nimm dies Gewaffen mit, ich weiß kein besseres — — ach, du läßt es in der Scheide rosten — ach, hier hausen Weiber!" schilt er wütend, aber er vermag es nicht zu ziehen.

„Das trifft merkwürdig," antwortet Sigfrid verblüfft, „ein fahrender Norge riet mir vor Monden Ähnliches.

Gib her!" Die Gewaltfäuste schließen sich um Griff und Scheide, und die Klinge fliegt an den Tag.

Nun ist er unterwegs, mit schweren Hengsten und flatterndem Purpur aus der Maasgegend, hundert Herren und Knechte hinter sich. Schon in der zweiten Nacht sitzt er im Burtanger Moor, am Ufer der Lede, mitten in Nebeln und Irrlichtern; keiner kann schlafen. Am Morgen fließen die Dämpfe schwer auseinander, am Rande des Moors taucht die Sonne empor wie ein blutberonnenes Haupt. Unheimlich gluckst und gurgelt der Sumpf zu Seiten des Flüßleins, die Möwen schrillen scharf und streichen dunkel wie Krähen durch die Dunstwolken. Der Zug hastet eilig weiter, vorbei an fetten Weiden und gutbestellten Feldern. Am fünften Tage sind sie auf fremdem Gebiet, braune, kahle Hügel heben sich, Ebenen voll unendlicher Trauer tun sich auf, schwarz droht ein Berg in den falben Abendhimmel. Sie lagern an seinem Fuße, niemand belästigt sie, niemand scheint hier zu hausen, doch der südliche Wind trägt klägliches Blöken wie von Schafen herüber.

„Nun muß bald Hegelingenland beginnen," denkt Sigfrid andern Tags, „weh mir, wenn es so ausschaut!"

Aber dann kommt die Elbe, dahinter grünt es weit, und sein Herz tröstet sich. Sie finden nach langem Irren eine Fähre und setzen über, Stürmen heißt das Land, und Het-

tels Ohm Wate sitzt darüber. Seen, Hügel, Heide, Sand und kärgliche Felder — zwei Tage lang — ach, denkt Sigfrid, ist die Frau so mager wie das Land, so mag sie freien wer will, ich nicht!

Erst über dem Stör, als die fette Marsch beginnt, darf er sich wieder freuen, jedoch mit Vorsicht, denn wer kann wissen, wann das endet. Aber es endet nicht, wundervoll breiten sich die Weiden bis ans Meer, Rinder grasen, so glatt und schier wie die seinigen, satt und fett sprießt das Korn aus der Erde und verspricht doppelte Frucht. Die Hengste fühlen die Sporen. Gastlich und hilfsbereit sind die Höfe, die ihm am Wege liegen, aber er hat keine Zeit. Dem Fergen an der Eider fliegt eine goldene Spange zu, damit er ihn noch vor Nacht übersetze.

Fern am anderen Ufer liegt Matelane, Hettels Burg. Übermannshoch ist sie von Quadern umgürtet, denn das friesische Meer ist voll von Raubgesindel und brandschatzt die Küsten, wo es kann. Sigfrid und die Seinen bestaunen das mächtige Gemäuer, derweil die Fähre zum letztenmal wiederkehrt, und keiner achtet auf den Reitertrupp aus Westen, der eilig näher rückt. Zwei sprengen voraus und winken: halt! halt! — und Sigfrid, schon den Fuß auf der Fähre, denkt, im fremden Lande sei Höflichkeit von Nutzen; er wartet. Zehn Reiter halten vor ihm; die beiden Führer, kostbar angetan wie Könige, grüßen und bitten um Überfahrt, bitten wie Herren.

„Wer seid ihr?“ fragt Sigfrid, „wohin des Wegs?“

„Zu Hettel. Wir kommen aus Normannenland.“

Das hackt wie Blitze. Dann sehen sie den Kronreif am Helm des Moorländers und schauen sich fragend an. Sie blinzeln, sie tauen auf und erzählen, weltgewanderte Leute, sie schmeicheln sich ein und horchen wie Luchse. Matelane liegt noch im Abendschein, gut eine Meile weit, da wissen sie alles.

„Welche Teufel!“ flucht Sigfrid in seinem Inneren, da er fühlt, wie ihm die Zunge durchgeht, doch er kann nicht schweigen, allen Bauern am Wege hat er es erzählt. Jetzt packt er die Früchte schweren Grübelns aus, dem alten Hademar mochte er sie nicht vorsetzen. Die hier lachen nicht, die hier hangen an seinem Munde und wissen, was Königen ziemt. So höfliche Leute!

„Wisset,“ sagt er, „eine Frau aus magerem Boden taugt nicht auf fettes Land, sie weiß die Fülle nicht zu bändigen. Und umgekehrt gehört keine Reiche in die Armut, sie weiß sich nicht zu bescheiden. Das Rechte ist Gleich zu Gleich!“

Die Grafen sehen aneinander vorbei und beißen sich auf die Zunge. Der Dunkellockige weist über das Land und erklärt der bäuerlichen Einfalt:

„Herr, dann paßt Gudrun wundervoll zu dir. Wolle Gott, daß König Hettel dies einsieht.“

„Da fürchtet nichts. Hetteln sagt man so viel Weis-

heit wie Tapferkeit nach," prahlt der Moorländer, aber der Dunkle drängt sein Roß nahe an ihn und flüstert vertraut:

„Du bist ein reicher König, Hetteln wird der Schwieger willkommen sein. Doch, Herr, es ist leichter, einen freudigen Mann zu bitten, denn einen unfrohen. Dich leiten gute Sterne! Sieh, wir tragen Botschaft, die dem König willkommen ist. Du tust gut, nach uns zu sprechen."

„Das will ich gern," sagt Sigfrid erfreut, „ich muß ohnehin — —"

„— die Ställe sehen!" will er sagen, aber er hält allein mitten auf der Straße, klafterweit hinter ihm bäumen sich die Rosse der Grafen, als habe ein Elb sie erschreckt, und ein Lachen fliegt irgendwo im Wind. Er achtets nicht. Arglos reitet er weiter und gelangt bei steigendem Mond in Matelane an. Sie finden Willkomm, Bad und Imbiß; von den Frauen gewahren sie nichts zu dieser Stunde. Sigfrid sitzt zwischen Hettel und Wate, daneben rechts und links die Normannen Godofrid und Gerwin, und diesmal lacht er länger als die klugen Grafen Herrn Ludwigs. Er zecht sie unter den Tisch wie Buben.

Dann sieht er Gudrun. Der Tag ist schon weit über die Mittagsstunde geschritten, aber der Moorländer kennt von Hettels Burg nur erst zwei Kammern: sein Nachtlager und die Halle, da die Methörner kreisen. Die Hege-

lingen lassen ihn nicht los, sie alle waren seinem Vater vertraut und Freund; der alte Wate erzählt eine Schnurre nach der andern. Wenn er lacht, dröhnt es durch die Halle, als brause Thors Lachen durch Asenheim. Der ellenbreite Bart fließt wie Silber auf die Eichenplatte, die blauen Augen leuchten wie Flammen aus dem sturmgeröteten Gesicht. Schaut man ihn an, so werden alle Heldentaten wach, die je an den Küsten erklangen, in diesem Greise lebt ein ganzes Volk.

Sigfrid sitzt umringt von altem Ruhm. Die mächtige Hand Hettels ruht auf der seinen, und der gewaltigste Herr des Nordens spricht freundliche Worte zu ihm. Irolt ist da und Morung. Da ist Frute, der klügste Kopf der Hegelingen und zugleich der beste Schwertschmied seiner Zeit.

Sigfrid kommt nicht zu den Ställen, schäumender Met fließt über die Tische, Reden strömen und Gelächter schallt — Sigfrid schwankt wie ein Schiff im Meer, aber er klammert sich an all das, was er sich vorgenommen, niemand soll ihn fangen. Da kommt Horant und singt, alle stolzen Namen im Saal verbleichen vor dieser Stimme. Der Moorländer sitzt wie in Träumen, seine gleichmütige Bauernseele wirbelt in einer fremden, süßen Welt. Die Fjorde und Felsen der Urheimat tauchen auf, der blaue Himmel bevölkert sich mit schimmernden Zügen der alten Helden, beschwingt, umglänzt von der Kehle des edelsten Meisters.

Schier hilfeheischend sucht der aus seiner Bahn Geworfene nach einem Gesicht unter der Menge, das nicht mitempfände, und siehe, er findet eines: Frute. Dem haben die tosenden Hämmer seiner Schmieden das Herz zerschlagen, dem hat der eiseskühle Kopf die Seele erstarrt; er kraust die dünne Nase, stiert die Decke an und trommelt ungeduldig mit den Fingern aufs Wehrgehenke, aber lautlos, damit er keinen Zorn erwecke. Und der Moorländer festigt sich an ihm und denkt an die Ställe.

Aber jetzt kommen die Frauen. Alles stürmt von den Plätzen, selbst Hettel, denn er muß sie zu den Gästen führen. Die Grafen werden huldreich empfangen, Sigfrid bekommt einen Kuß auf die Stirn, auch von Gudrun. Und nun sieht er, so weit die Halle reicht, nicht einen nüchternen Kopf mehr, an den er sich halten könne. Es ist, als säße der Frühling selber auf dem Hochsitz der Frauen, der Frühling, dem alle erliegen, auch Frute; denn dem Lenze gilt kein Tod. Seine schmalen, klugen Lippen schwellen einem geheimen Kuß entgegen, die hohe, kahle, ränkereiche Stirn taucht verklärt in das Methorn, Gudrun zum Heil.

Dem Moorländer liegt seine Frage wie eine eiserne Faust auf der Brust, er atmet tief. Was scheren ihn Ställe und Weiden! Er ist Geres Sohn, reich an Ahnenruhm und -gut, er kann freien, was ihm beliebt. Nähme sie ihn nur! — Da sieht er die Grafen Ludwigs vor den Stühlen

stehen und sich vor Hettel neigen, und es blitzt schlau durch seinen verwirrten Kopf: „Sie machen Hettel froh! Nun schlägt deine Stunde!"

Godofrid spricht. Dunkel fällt ihm das Haar in das edelgeschnittene, fremdländische Gesicht, er ist welschen Stammes. Der Hochmut schwebt als eine finstere Wolke auf seiner Stirn, aber seine Worte schmeicheln wie Rosenblätter. Hold schauen ihn die Frauen an, der in seinen reichen Kleidern und seiner stolzen Hoffart wie ein König dasteht.

„Du weißt, Herr," beginnt er, „daß König Ludwig neben dir der reichste Fürst am friesischen Meere ist. Du weißt alles, was ich dir von ihm berichten könnte; also darf ichs mir sparen. Der Erbe all des Seinen ist sein Sohn Hartmut, eine kühne, schöne, wohlgezogene Jugend. Für ihn bittet Ludwig um die Hand Gudruns."

Keinen Laut hört man auf diese Rede, finster kaut Hettel seinen Bart. Da läßt die Königin den Hochsitz und tritt neben den Gemahl, ihre weiße Stirn leuchtet durch die Dämmerung.

„Herren," spricht sie kalt, „wer gibt euch den Übermut zu solcher Tat? Mag Ludwig sich nennen wie er will, mag er hundert Königreiche mit Raub und Mord gewinnen, er bleibt der landesverbannte Lehnsmann meines Vaters Högni, und seinem Sohne liegt meine Tochter nun und nimmer bei!"

Mit flammenden Häuptern stehen die Grafen. Godofrid faßt sich zuerst und ruft:

„Herr, haben hier die Frauen das Wort? Wie entscheidest du?"

„Ja, wie entscheidest du?" brüllt es durch die Halle, und unsinnig vor Zorn springt der Moorländer vor den König.

„Diese Schufte traf ich an der Eider," stürzt sich die Rede des Veränderten, „sie entrissen mir, weshalb ich kam, sie beredeten mich, zu warten, bis sie gesprochen hätten. Sie logen, es sei eine Botschaft, die dich freudig stimme, und nun, Herr," klagt die Einfalt, „habe ich deinen Zorn!"

Da bricht ein urgewaltiges, befreiendes Lachen durch die Reihen, die Becher tosen aneinander, der Frauen Stimmen girren wie ein Taubenflug. Selbst um Hettels ernsten Mund spielt ein Schalk.

„Ich werbe um Gudrun!" schreit Sigfrid aufgebracht, Geres riesiges Schwert stampft auf den Boden.

Und wieder Schweigen, betreten und peinlich, wie immer dann, wenn Ernst aus Narrenscherzen wird.

Langsam drängt sich ein verspäteter Gast durch die Menge und stellt sich neben die Werber. Sein Kleid ist schlicht, aber seine Gestalt hoch und voll Kraft und Adel. Er neigt sich gegen die Frauen und den König, dann sagt er ruhig:

„Hier geht es um große Dinge. Nimm mich in deine Wahl auf, Hettel, ich werbe um Gudrun."

„Du?" ruft Hettel verwundert und sinkt in den Sitz, von dem er gastlich sich erheben wollte. Es wetterleuchtet um seine Stirn.

„Schweig still, Mann, hier werben Könige!" raunt Godofrid verächtlich mit einem halben Blick auf den Fremden, der sich nicht einmal wendet. Hettel lacht höhnisch auf.

„Dann, Herren, tätet ihr gut, zu schweigen. Ihr steht neben Herwig von Seeland, dessen dürfen sich noch eure Kindeskinder rühmen. Meint ihr, Kleider und Kronen machten den König? Dann stünde es gut um Ludwig. — Und nun zu dir, Sigfrid! Hättest du doch geschwiegen! Ich wußte ja längst, bevor du herzogst, was dich trieb. Denkst du, die Luft verschlänge, was du der ganzen Landschaft erzählt hast? Glaubtest du dich so sicher? Hättest du besser die Ställe angesehen, da stehen neben deinen prallen Gäulen nichts als Schandmähren, da kauen die magersten Kühe das erbärmlichste Heu — dir zu Ehren! Daß du dich bezwangst und sprachst, ist nicht dein Verdienst, aber es zeigt, daß du nicht ganz aus der Art geschlagen bist, und daß noch ein Tropfen von Geres heißem Blute in dir fließt. Du hast mich gekränkt, aber du bist mein Gast. Zieh in Frieden!"

Dem Moorländer werden die Wangen blaß, er ringt

nach Worten. Seine Unbeholfenheit in höfischen Dingen gießt Öl ins Feuer, er lodert auf:

„Das sollst du mir büßen, du Hoffart, und säßen noch dreimal so viele verrufene Räuber um dich!“ heult er mit grober Stimme und kehrt sich jählings um. Seine mächtige Gestalt stampft wie ein Keil auf den Ausgang zu, hinter ihm mit roten Köpfen seine Mannen. Stumm lassen es die Hegelingen zu, Wate lacht leise in seinen Bart, als habe er etwas selten Lustiges erlebt.

„Und nun zu dir,“ spricht Hettel ruhig weiter, indem wendet er sich an Herwig: „Du warst mir ein lieber Nachbar, oft hast du an meinem Tisch gesessen —“

„Beim Hammer! Das hat er, und hat dich mehr als einmal darunter gebracht!“ lacht Wate donnernd und trinkt dem Seeländer zu; ihm nach Irolt und Horant, daß alle es sehen.

„— heute aber tust du mir nichts zuliebe,“ fährt Hettel mit beherrschter Stimme fort und überhört die Heilrufe seiner Fürsten. „Einmal ist Gudrun noch ein Kind, zum andern gab ich genugsam zu verstehen, daß dein Stücklein Jütland und deine wüste Insel nicht eben zu dem Reichsten zählen. Ich habe andere Pläne und bitte dich, von deiner Werbung abzustehen.“

„Das wäre Mannesart!“ erbittert sich Herwig. Er strafft die breite Brust und blickt zürnend auf den König: „Du willst dein Kind verkaufen, Hettel? Hängt das

Königtum an einem Fetzen Land oder im Blut? — Eben hörten wir dich anders. Von wannen kommt dir die doppelte Zunge?"

„Sigfrid sitzt noch nicht im Sattel, noch ists Zeit!" höhnt der alte Wate unbekümmert, und diesmal schießt Hetteln die Zornesader wild über die Stirn. Aber Herwig spricht:

„Ich habe, was ich brauche, und bin des zufrieden. Du gibst ein böses Beispiel, wohin Überfluß führt. So muß ich hier vor meinen Freunden verachtet stehn, weil mir die Schuhe nicht vergoldet sind? Welche Zeiten führst du heran? Bei meinem Vater galt das Schwert, und verdammt will ich sein, wenn ichs rosten lasse!" Und dann ruft er, alle Sitte brechend, dem schönen Mädchen zu:

„Gudrun, sage mir eines: denkst du wie dein Vater? Verschmähst du mich um meiner Armut willen?"

Das klingt nicht wie Bitten, das fordert und befiehlt, und sein trotziger Blick fliegt zu der Jungfrau auf, die langsam die Augen vom Boden hebt. Zwei traurigschöne Sterne gehen auf und schauen fragend nach dem Vater. Hettel macht eine spöttische Gebärde, sagt aber nichts. Die Königin stützt den Kopf sinnend in die Hand. Neugierig recken sich alle Hälse.

„Was fragst du mich?" klagt es vorwurfsvoll, „ich weiß nichts von Armut und nichts von Reichtum, mir gilt Vaters Wille, und der ist gut." Und dann, ganz die

Tochter Hettels: „Du meinst, ich müsse beide Hände auf deinen kleinen Finger legen!"

„Bei uns bettelt man nicht, man will und nimmt!" trotzt der Ungestüme, da fällt ihm Hettel spottend ins Wort:

„Gute Sprüche trügen selten. Aber wir reden nicht, wir handeln!"

„Ich merke es," peitscht es bitter durch das schadenfrohe Gelächter, „ihr handelt! Ihr schachert mit dem eigenen Blut! Euch tut ein Aderlaß not, er soll euch werden!"

Damit wendet sich der Seeländer zur Pforte und schaut sich nicht mehr um. Ihm nach eilt Wate. Eine Fackel reißt er aus den Ringen und leuchtet ihm. Überströmt von der Glut wachsen die beiden riesigen Gestalten gleich dunkeln Göttern in das Tor, bewundert von Männern und Frauen. Hettels harte Augen blitzen in Zorn oder Freude.

„Ihr laßt ihn gehen?" entfährt es den Normannen wie mit einem Atem.

„Was sonst? — Hier kränkt man keinen Gast!" entgegnet die Königin schroff.

„Wir harren noch der Antwort, Herr," erinnert Godofrid den König, aber nun bricht Hettel los:

„Was? Habt ihr noch nicht genug an dem, was ihr, schimpflich genug, geduldig wart anzuhören? Glaubt ihr, ich ließe einen Mann wie Herwig, ja, selbst den Tölpel von Moorland gehen, um euren welschen Bankert in den Kauf zu nehmen? Wo habt ihr eure Kiele liegen? —

Ich rate euch, nehmt den Weg unter die Hufe und eilt, den verliebten Übermut mit eurer Botschaft zu kühlen. Sucht euch Puppenkönige für eure Narretei!" Und ein herrischer Abschied.

Merkwürdig unterscheidet sich bei den Grafen das Blut: der Dunkle wird blasser denn Linnen, dem blonden Gerwin schießt es rot zu Kopf. Aber in einem finden sie sich, in der Beherrschung. Wortlos neigen sie sich und lassen erhobenen Hauptes die Halle.

Im Hof sehen sie den Seeländer mit hallenden Hufen über die Brücke rasen, einsam wie er gekommen ist, und Godofrid lacht verächtlich auf:

„Der arme Schlucker! Er denkt an Rache. Dieser Wildling da drinnen wird ihm Feuer in den Helm schlagen und seine Torheit heilen."

„Diesem nicht!" bedeutet der Blonde, „an solchem Schädel wird ein Schwert zuschanden, und wäre es das Herrn Ludwigs. — Freund, wir haben einen argen Tag hinter uns, was kümmern uns die andern! Ich will der Hölle sein, wenn das nicht blutig endet."

Und dann ein leichtsinniges Lachen: „Was meinst du, ob der edle Sigfrid wieder seine Fähre mit uns teilt?"

ilbern, rotumrandet jagt der Frühlingsmond durch die Wolken und wirft flimmernde Schatten auf Matelane. Die breite, hohe Burgwand meerwärts gibt ihm Platz für seine Künste, aber er schafft, gleich den Besten, für sich allein. Niemand schaut ihm zu, nicht einmal die See, die schäumend mit dem Ufer spielt.

Vor ihrem Gemach, hoch über der Erde, sitzt Gudrun auf der Steinbank des Erkers und blickt über die Wasser. Es ist Schlafenszeit, aber jetzt hat der Lenz Gewalt über sie: sie muß wachen und träumen. Da läßt der Bleiche von seiner Wolkenjagd und tritt groß darüber in die Klarheit des Himmels, golden werden seine Strahlen, die über Gudruns Flechtenkrone gleiten. Nun heben sich die Sterne neben ihm empor, Glanz um Glanz fließt nieder, die Erde duftet aus tausend brechenden Knospen, ein unerschöpfliches Verschwenden lächelt ringsum.

Da klirrt es wie Eisen an die Steine, und ein Gewappneter schwingt sich über die Mauer. Das Mädchen springt auf und stellt sich in den Eingang zur Kemenate, nichts als ruhige Abwehr liegt auf ihrem Gesicht, das der Eindringling betrachtet, als schaue er eine Göttin. Er ist

schlank und geschmeidig, ein Jüngling noch, von einer fremden, dunkeln Schönheit; schwarze Locken drängen unterm Helm hervor, er trägt kostbares Gewand, sein Gurt ist golden und reich mit Steinen geziert, dunkle Augen flammen unter einer adeligen, herrischen Stirn.

„Du bist Gudrun, ich brauche nicht zu fragen."

Die Stimme schmeichelt wie Musik, die herrische Stirn neigt sich tief und bewundernd.

„Ich vertrieb dich, nimm wieder Platz, Herrin!" wagt der Kühne und weist mit leichter Anmut auf den verlassenen Sitz. Silbern umschimmert ihn der himmlische Verführer und hebt den makellosen Wuchs in ein edles Heldentum.

Gudrun lehnt an der Pforte, ihre blauen Sterne wollen zürnen, aber sie ahnen alles und vermögen es nicht.

„Wer bist du, Frevler? Was wagst du? — Ein Ruf, und du bist unterm Schwert!" flüstert sie, und schon röten sich ihre Wangen mit einer feinen Scham ob ihrer Menschlichkeit.

Der Jüngling sieht und lächelt siegessicher.

„Ich bin Hartmut von Normannenland. Zürne nicht, Herrin! Ich lag und wartete in See, als meine Boten vor dich traten, und sie, die Weltbefahrenen, haben so viel von deinem Wunder erzählt, daß mir das Herz gebrochen wäre, sollt ich dich nicht mit Augen erschauen. — Herrin, sie trogen! Tausendmal schöner bist du, denn alle Munde

sagen können!" ruft er mit verhaltener Stimme, in der ein Klang wie Zauber schwingt, und beugt ein Knie vor der Überraschten, „nun erst weiß ich, wie bitter Leben ohne Liebe ist. Gudrun, Herrin, sage mir ein liebes Wort, daß ich getröstet scheide und hoffe! Traue nicht dem harten Sinn deiner Mutter, das wandelt sich! Trau du unseren Sternen, sieh über dich, sie helfen uns!"

Wider Willen aufblickend schaut Gudrun den gleißenden Himmel an, alle Schatten sind vertrieben. Dann deckt sie die Augen mit der Hand, als blende sie etwas übermaßen. Den Blick nach innen gerichtet zerfließt ihr der Dunkle, und ein blondes, ehrliches, ruhiges Haupt wächst empor. Ihr Herz beginnt laut zu schlagen, und eine warme Welle voll Süßigkeit überflutet es. Ihre Lippen blühen wie betaute Rosen, die Kindheit sinkt gleich Schleiern von ihr ab, und der Hauch einer neuen Zeit umduftet sie mit einer seligen, schützenden Wolke.

„Du liebst?" stammelt Hartmut aufspringend und betört von dieser holden Verwandlung. Er will ihre Hand haschen, aber Gudrun entzieht sich ihm. Ein Lächeln fliegt um ihren Mund, ihre Zähne glühen wie Perlen in purpurner Muschel.

„Nicht dich!" sagt sie leise. Ihre freundliche Stimme schlägt wie Keulen auf das junge, heiße Herz vor ihr. „Geh, ich will dich nicht gesehen haben! Entflieh und wage den Fuß nicht mehr auf Hegelingenboden!"

Aber der Normanne steht in Flammen. Er tastet an den Gurt, doch sein Schwert liegt im Nachen, der ihn hergetragen, seine Blicke flackern.

„Wer ists?“ bricht es ihm leidenschaftlich vom Mund, „wer stellt sich zwischen dich und mich — —?“

„Verworfener, wessen erfrechst du dich!“ wächst die Jungfrau zürnend, „nun schwinde eilig, oder ich bereue mein eigen Wort! Nichts mehr von dir! — Fort! Man kommt!“

Eine Tür geht.

„Herrin,“ spricht eine Stimme durch die Schatten, „was geschieht?“ Und behende Schritte.

Der König weicht nicht von der Stelle, seine Augen glühen in einem gefährlichen Schein. Er reißt den Dolch bloß und zischt:

„Ich lasse dich nicht, und käme der ganze Troß! Frau, was lernst du hier von Liebe! Sage ein Wort, und ich entführe dich in meine sonnige Heimat, da sollst du wissen, was Königinnen ziemt!“

Fackellicht blendet jäh über sein Gesicht, ein Edeling, schier ein Knabe noch, steht in der Pforte und fährt auf, die Hand am Schwert:

„Ein Fremder? Herrin — —!“

Gudrun stellt sich zwischen die Beiden und winkt dem Fackelträger Schweigen. Hartmut beißt sich auf die Lippen.

„Wissen willst du, was mir ziemt? Lieben willst du

mich und achten? — So geh!“ sagt sie herb, „mich dauert dein junges Blut, um mich soll niemand verderben. Fort mit dir!“

Eine Eiswand weht den Ungebetenen an. Er umfaßt noch einmal ihre goldene Schönheit mit verzehrender Seele, neigt sich tief und schwindet wortlos über die Mauer.

Das Blut rinnt Gudrun zu Herzen, und blaß schaut sie in ein blasses Angesicht. Der Edelknecht ist Horants Sohn und ihr zur Wache.

„Dieter,“ flüstert sie, „du schweigst über den — Fremden!“

Der starrt sie verständnislos an, rührend flehen seine klaren Augen zu ihr auf. Dann überfluten sich seine Wangen, die arme Jugend stürzt vor ihr, die alle lieben, nieder und drückt die heiße Stirn an ihre Hand. Sie will erschrocken abwehren, aber machtvoll brechen Blüten aus ihrem Kinderdasein, ihr Mund verschönt sich weich und mütterlich, und sie streichelt den Knabenkopf mit zärtlicher Hand.

„Dummer, lieber Bub! — Hebe die Fackel, sie verlöscht. Laß mich nun ruhn, es ist nicht weit vor Tag.“

Nun sind in Matelane keine fremden Gäste mehr, aber Hettels Grafen und Fürsten schaffen genug Lärm, die Schilde dröhnen in der Halle und schlagen an ihre Wände,

als lebten sie und ahnten Gewalt und Schlacht. Frute sitzt und schweigt. Eine scharfe Falte furcht tief in seiner Stirn, das hagere Kinn hackt wie ein Geierschnabel in die Luft. Vier, fünf Tage sitzt er so. Horant lehnt weit in seinem Stuhl, die Beine von sich gestreckt, und leert einen Becher nach dem andern. Mit einem sanften Leuchten wandern seine Augen über den leeren Hochsitz der Frauen, manchmal taucht ein Schein sein schönes Haupt in wehmütige Sehnsucht. Wate sprüht vor Freude. Er fährt von einem zum andern und tuschelt hinter den Säulen, daß ihn Hettel nicht sehe. Irolt und Morung lächeln und nicken zu seinem Geflüster, auch Horant. Frute schweigt. Endlich springt er auf, winkt und läßt sich wappnen.

„Redet ihr! Ich schmiede Schwerter gegen das empörte Normannenblut!" zischt er mit seiner harten, hohen Stimme und nimmt kurzen Abschied.

Eine Wolke fährt über die heiteren Stirnen, dann ist der Himmel wieder blau. Normannen? Die rauben nicht an Stranden, wo Männer stehen! Der alte Nörgler sieht Gespenster.

„Ruhe!" brüllt Wate in den Saal, „wer sagt mir an, welcher von den Dreien zuerst das Tor von Matelane sieht?"

An der Pforte lehnt ein Edelknecht und erbleicht bis unters braune Haar.

„Die Antwort will ich dir selber geben," sagt Hettel

ruhig, „das ist Herwig von Seeland. Den treibt sein unbändiges Blut. Die Welschen brauchen Zeit, wenn sie sichs überhaupt gelüsten, und den Moorländer wird der Fuchs von Dorestadt beraten, daß Männerkämpfe gefährlicher sind als Ochsen schlachten. Herwig vermißt sich, des bin ich sicher. Wir fangen ihn und setzen ihn als Gast an unsern Tisch, daß er aufs Freien vergißt. Ich mag ihm nicht zürnen."

„Da lachen Toren!" schilt Wate in das Gelächter ringsum, „mir wäre nicht so wohl, wenn ich an Hettels Stelle säße. Ich weiß mehr — —"

„So sag es!" heischt des Königs gleichgültiger Hochmut.

„So hört es, Männer! Herwig fährt mit tausend Herren und doppelt so viel Gewappneten gen Matelane. Nun fangt die und setzt sie wie Puppen an unseren Tisch! Sie fressen euch aus der Hand — —"

„Sieh an, Greis, wieviel Glauben unter deinen weißen Haaren steckt," ruft Hettel laut lachend aus, „da wächst auf ein, zwei Tagereisen eine Handvoll Leute zu einem Heer. Wo stecken, bei allen Göttern, in Herwigs ganzen Landen dreitausend Harnische? Und wenn, wie brächte er sie in dieser kurzen Spanne zusammen? Und wenn, wie wagten sie auf Matelane? Ich traue deinem Rat, Alter, aber nun fängst du an, merkwürdige Dinge zu sehen."

Der Alte deckt das Haupt mit dem Mantelzipfel gegen

den König und grinst Horant an, um dessen Mund ein gegenspielend Lächeln läuft.

„Ich sage dir, was meines Amts! Herwig naht mit Heeresmacht. Aber bist du so sicher, König, so laß uns ziehen. Unsere Höfe warten der Herren. Die Wenden hacken an meinem Stürmenland. Die Handvoll Seeländer schlägst du mit dem Knüttel."

„Was das angeht, so zieht getrost. Ich brauche keinen und halte keinen. Das Heer aus Hirngespinsten schafft mir keine Sorge." — Und dann, mit einer leichten Frage zu Horant gewandt: „Treibts dich auch von hier, Freund? Mich lüstets nach Gesang! Die Weiber hocken verstört hinter der Spindel und trauen sich nicht in die Halle. Frau Hilde scheuchte sie, damit sie nicht die Hälse nach so viel fremder Jugend ausreckten. Sogar der Graukopf da, hörte ich, hat ein unreif Dirnlein entflammt."

Lächelnd hebt er das Horn gegen Wate, dessen Sonnenaugen von der Zeit vergessen sind und in der Tat noch heut in einem jugendheißen Feuer blitzen. Der Greis tut einen übermütigen Trunk.

„Heil der Schönen! So stellt man doch irgendwo Mannestum über Zieraffen!"

„Gerade ich", entgegnet Horant dem König, „bedarf der Heimfahrt. Seit mir die Hausfrau starb, treiben die Knechte, was sie mögen. Auch dein Ortwin will seine Pflege, du sollst ihn mir nicht umsonst vertraut haben.

Dann meine ich, Herr, du brauchst in diesen Tagen meine Kehle nicht. Halt deinen Schild über dich, Herwig wird dir hell genug fiedeln."

„Das wäre endlich ein Klang, der auch Frute freute," spottet Hettel, „euch andern scheint das Gebrüll eurer Ochsen und das Gesäusel der jungen Saat lieblicher zu sein, und ich sehe schon, ihr entscheidet euch noch für den moorländischen Kuhhirten. Meine Helden werden alt —"

„— und weise, Herr!" vollendet Wate mit einfältigem Gesicht, „der Moorländer hat mir ein treffliches Mittel gegen die Schweineseuche gegeben, das will ich erproben und darnach danken."

So wogt der Tag in Scherz und Gelächter bis zur Nacht, und am Morgen schüttert der Hof vom Gelärm der Abziehenden. Sehr nachdenklich kehrt der König vom Ehrengeleit zurück.

Er wandert, die Arme auf dem Rücken verschränkt, über den klafterbreiten Wall von Matelane und schaut über sein Land, das in der Sonne ruht. Mächtig steigt der Frühlingsduft aus der Erde und schlägt mit blühenden Ruten auf sein hochmutsvolles Herz. Er zürnt seinen Herren, er weiß, was Ohm Wate in aller Ohren, nur in seines nicht, geflüstert hat, er fühlt einen Willen und ein Recht gegen sein Wollen und seine Macht sich empören. Er will sein Herz verfinstern und versteinen, aber der Lenz

deckt es jubelnd mit der unbesieglichen Hand, und alle lachenden Sonnen des Maien jauchzen ihm zu:

„Denk an alles! Denk an deine eigene Jugend, Hettel! Es gab reichere Werber um Hilde als dich!"

Zornig schüttelt der König den Kopf und verhärtet sich. Aber der lichte Zauberer lacht und schwingt sich eilend in die Gemächer der Burg. Dann naht er wieder, auf unhörbaren Sohlen, an Händen Norwegens schönste Frau.

„Wie schön ist deine Welt, Hettel!" sagt die Königin und zieht den Gemahl neben sich auf die Steinbank am östlichen Wehrturm, „wie reich ist unser Leben!"

Ihre leichte, weiche Hand ruht auf seinem Knie, und die schimmernd blauen Augen reisen selig in die Ferne. Die hohe Schönheit dieser Frau, von innen heraus glühend wie reife Edeltrauben, bezwingt Hettel, so oft er sie sieht. Hier ist etwas, das er nicht zu deuten versteht, ein Abgeklärtes, in sich Geschlossenes und Vollendetes, ein Unwandelbares wie ein Stern oder wie die Gottheit. Unsicher streichelt er die Hand auf seinem Knie und mildert seinen Stolz.

„Du sagst es, schön und reich! Aber nicht reich genug, um das schönste Kleinod dahinzugeben." Und dann, unvermittelt und so, als wüßte er ihre Gedanken eng verwandt mit den seinen: „Herwig naht mit Heeresmacht. Den Freunden ist er lieb. Sie wollen seinen Sieg und zogen unter nichtigen Vorwänden ab. Selbst Horant."

Bei diesem Namen färben sich der Königin die Wangen, und sie sagt mit einem glücklichen Gesicht:

„Der muß bald wieder her. Der muß mir singen, wie er mir vor zwanzig Jahren sang. Heute jährt es sich, Herr, und ich darf einmal so früh am Morgen die Hände in den Schoß legen."

„Den Tag behältst du besser schier als unser Beilager," droht der König lächelnd und legt den Arm um sie, „du kannst sein nicht vergessen und liebst ihn noch."

„Das tue ich," entgegnet ihr offenes Herz, „und wäre ich nicht Hettels Gemahl, so möchte ich in Horants Hause sein."

Hettel kann einen leisen Spott nicht verhalten.

„Der Mann ist nicht so treu. Er freite bald hernach, sein Sohn ist bald mannbar."

„So waren wir beide im Glück, und ich bin es noch!" drängt sich Hilde an ihren Herrn, aber ihr Auge schweift freudig nach Norden, da Horant haust, und sie denkt in ihrer Seele: Wüßtest du, w i e dieser Treue liebt! Er freite mit halbem Herzen, damit ich seinen Schmerz nicht sähe, damit dich nie ein falscher Argwohn trübe. Die blauen Fjorde meiner Heimat sind nicht tiefer, nicht reiner denn er!

Sie entwindet sich den Träumen und kommt zu den Begebenheiten der letzten Tage.

„Sag an, wie stehst du zu Herwig? Ich muß dir ge-

stehen, mich freute lange nichts so sehr, als wie Gudrun ihn abtat: Mir gilt Vaters guter Wille! Ich lege meine Hand nicht auf deinen Finger! — Jedoch mir scheint, Herr, es ist bedenklich, an alten, groben Sitten festzuhalten. Soll denn den Frauen unseres Geschlechts in alle Zukunft mit Raub und Blut der Gürtel gelöst werden?"

Schelmisch lächelnd blickt sie den König an, dem ein lauer Wind die Furchen aus der Stirn glättet, und fährt fort:

„Was auch ein Ritter tue, um zu dem Seinigen zu kommen, mit Lieb und mit Leide — es dünkt mich nicht unbillig, so lang es Ehre bringt. Herwig hat ein tüchtiges Herz, der Streit wird ihm gelingen."

„Das sind graue Weissagungen!" will Hettel scherzen, aber der kaum bezwungene Zorn brodelt ihm inwendig. Frau Hilde fühlt das, ohne ihn anzusehen, aber sie führt ihre Sache tapfer zu Ende.

„König Högni war Norwegens bestes Schwert, aber Wate hat mir den Vater schier zu Tode geschlagen. Noch höre ich das wilde Eisen auf seinen Helm krachen und sehe das Blut durch alle Ringe fließen. Niemand als Allvater weiß, wie Männerstreit endet. Wie war mir leid um den langen Zug der Toten, die um mich verdarben! Ich vergesse sie nicht. Willst du Gudrun solche Bilder mit ins Leben geben? Die Zeit ist anders, Hettel, wir waren noch ein rauheres Geschlecht und lebten im Kampf. Ich bitte dich, vergleiche dich in Frieden!"

Gelassen löst sich der König aus ihrem Arm und steht auf.

„Ich sehe, es ist alles wider mich und fragt nicht nach Gründen. Ich tue, was ich muß. Ihr habt euch zu fügen."

Seine ruhige Stimme wird am Ende hart wie Stein, die Sehnen springen an seinen Händen, die überm Schwertkreuz liegen. Sein Blut ist jäh, er muß sich in allem Zwang antun, was andern leichte Mühe ist.

„Wenn Herzen sprechen, mag ich nicht ohne Not befehlen," sagt er verhalten, „aber ich möchte wissen, ob auch Gudrun wider mich steht."

„Wider dich?" lächelt die Königin herbe, „das wagt nur einer — du selbst!"

Ein blühend Kraut wächst in der Mauer, blitzender Tau schmückt die Armut. Sie zerpflückt es, besiegt und unmutig, zwischen den weißen Fingern und folgt Hetteln in den Hof.

Im Vorsaal der Kemenaten wiegt sich der junge Tag in tausend bunten Farben, die funkeln aus Stickereien, seidenen Knäueln, Glasperlen und edlen Steinen. Aber mehr als die tote Pracht glänzen vier Augenpaare abseits der übrigen Jungmädchenschar, auf dem verlassenen Hochsitz der Königin. Die glänzenden Augen gehören Gudrun und ihren drei Getreuesten: Hildburg, Hergart und Gunnihild. Unten drehen sich die Spindeln wie rasend, oben

klappern die Scheren, fliegen die Nadeln und klinkern die Steine.

Gudrun schafft an einer reichen Mantelborte, sie blickt nicht auf, als die Mutter geht; viel fehlt nicht, dann ist das Werk vollendet. Königszier — sie weiß nicht, für wen, sie schafft, um zu schaffen. Kaum ist die Tür hinter der Königin geschlossen, da rückt Hergart ihren Schemel dichter an Gudrun und zischelt mit flammendem Gesicht:

„Du magst noch sticken in diesen Tagen? — O wäre ich an deiner Statt! Vergiß uns nicht, wenn du Königin bist, nimm uns mit, uns drückt die Strenge von Matelane schier das Herz ab. Fühl, wie es zittert!" neckt sie mit halbem Ernst und preßt Gudruns Hand an ihre Brust.

Sunnihild läßt das Stickzeug fallen, nickt mit dem leeren, lieblichen Köpfchen und klatscht beifällig in die Hände. Hildburg öffnet schüchtern die Lippen und will sich ausnehmen von Hergarts Reden, dann schweigt sie doch, glutübergossen, und beugt sich wie erschrocken über ihre Arbeit.

Gudrun löst ihre Hand und blickt ruhig über die Spinnerinnen; der Blick heißt: achtet auf euren Faden und nicht auf uns! — Und das Surren schwillt an wie ein schwärmender Bien.

„Hergart," entgegnet sie, „du bist in allen Teilen anders geartet wie dein Vater. Frute schweigt und spricht weiser als alle, arbeitet hart und bedarf wenig. Du aber redest nichts als Torheit, dein Gurt wird nie fertig, und deine

Wünsche lassen dir und uns keine Ruhe mehr." Sie schaut auf die zornig gefurchten Brauen der Gescholtenen, der Schalk geht mit ihr durch: „So sage du, da du ja so gern an meiner Statt säßest, welchen Freier du erwähltest!"

Drei hochrote Mädchenköpfe drängen sich eng zusammen, Hergart strahlt siegessicher, als wäre ihre Wahl rechtsgültig.

„Da fragst du noch? Ist Hartmut auch nur halb so herrlich wie sein Graf, ich wollte Heim und Hof verlassen um ihn."

„Du meinst — —?"

„Den Dunkeln, wen sonst! Wo siehst du annoch solche Sitten? Solche ziere Kraft? Solch vornehm Gehaben in Gestalt und Gewand? — Laß dir sagen, Gudrun, mir war bitter weh, als die Herrin ihn schalt, bevor er noch recht seine Botschaft getan. Nun rümpft er die Nase über unsere Plumpheit und wird seinem Herrn solche Dinge berichten, daß ihn nie mehr nach Matelane gelüstet, wenn nicht im Zorn und mit streitender Hand."

Gudrun blickt zur Erde und nimmt Goldfäden vom Boden auf, die Rede braust in ihren Ohren, als schrie wer ihr armes Geheimnis in alle Welt. Aber an dem Angesicht Hergarts, das voll hoffärtiger Sehnsucht ist, richtet sie sich wieder auf und fragt kalt:

„Und sein Adel? — Hörtet ihr nicht, was die Mutter über seinen Vater sagte?"

Hergart schürzt die Lippen und unterdrückt eine abtuende Gebärde.

„Ach, die Herrin!" entgegnet sie, „ich weiß Besseres! Herrn Ludwig fehlt nur das königliche Blut, sonst aber ist er ein gar Gewaltiger und trägt die Krone, die er erstritten hat, mit mehr Recht als irgendeiner, der sie im Müßiggang ererbte. Was für ein König ist denn, um einen zu nennen, dieser Seeländer mit seinem Land, nicht größer als ein Kuhfladen — —"

„Nun schweig!" ruft Gudrun und schaut in ihrem Zorn wie ein Wunder aus, „mir ist nicht um den Seeländer, aber Krone bleibt Krone, und indem du die fremdeste verachtest, beschimpfst du uns!" Und dann blüht sie scharlachfarben, da sie sich den wahren Grund ihrer Erregung nicht verbirgt.

„Aber Herr Hettel wies ihn doch so zurück!" tut Hergart erstaunt und blickt Gudrun an, die hartnäckig auf ihre Borte starrt.

„Was machst du nur, Gudrun?" lacht die Tochter Frutes in rasch gewonnener Ahnung, „du vernähst die Borte mit deinem Kleide!"

Dem Mädchen zittert die Schere in der Hand, als sie die Unglücksfäden lostrennt, ihre Augen brennen, und sie erhebt sich hastig.

„Es ist Küchenzeit," murmelt sie mit einem Blick auf die Sonne, „ich gehe voraus."

Und steht mit klopfenden Pulsen unter den knospenden Bäumen des Gartens, da sie keinen Lauscher wähnt, und ein seltsam Gefühl, nicht Glück, nicht Schmerz, löst eilfertig Träne um Träne.

Da hört sie jählings ihren Namen, wie ein Donnerwort hört sie ihn, obzwar ihn nur der leise Liebesmund der Mutter sprach, und durch einen feuchten Schleier sieht sie die Eltern mit bestürzten Mienen vor sich. Schreck und Scham kämpfen auf ihrem jungen Antlitz einen beredten Kampf, sie ist der Wahrheit so gewohnt, daß sie die Frage, die kommen muß, der Verzweiflung nahebringt. Denn sie vermag nichts zu antworten, sie weiß sich selbst kaum eine Antwort: im Tiefsten ist das Herz ohne Worte. So steht sie da wie eine junge Rehe, die ein Raubtier überraschte, regungslos, unschuldsvoll anklagend, eine goldene Rehe mit himmelsklaren blauen Augen.

Wortlos zieht Hilde ihr Kind an sich und birgt den heißen Kopf an ihre Brust. Die Gatten blicken sich an und verstehen. Es ist Lenz, ein junges, schuldloses Blut, ihr Blut, steht unter knospenden Zweigen und weint. Um was anders als um das kleine Weh, das vor den großen Freuden einherzieht?

„Warum ihr verhehlen, was zur Nacht schon kommen kann?" wehrt Hettel den bittenden Blick seines Gemahls ab, „hör an, Kind, Herwig zieht heran und will dich uns mit Waffengewalt entreißen. Er soll viel Volks mit sich

führen, meine Getreuen haben mich verlassen. Die Mutter rät zu einem Vergleich, nun sprich du!"

Zu Tod erschrocken flieht ihr Geheimnis in den tiefsten Grund der Seele. Das Leben greift zum erstenmal offen nach ihr, löst sie aus dem Arm der Eltern und stellt sie unsanft in den Mittelpunkt schroffer Ereignisse. Doch sie hält sich wacker, und in Hettels harte Augen kommt ein Leuchten. Ihr jähes Geschick macht sie bleich, aber sie bebt nicht. Was der Verstand nicht umspannt, erfaßt ihr tapferes Herz, und sie entgegnet fest:

„Ihr scherzt mit mir, ich aber darf ruhig schlafen, dem Vater raubt mich keiner — —" sie stockt, und dann bricht ihr doch der Mut, erglühend, zögernd huscht sie davon, die heißen Blicke am Boden.

Frau Hilde sieht ihr lächelnd nach, ihre Augen schimmern feucht, sie preßt des Königs Hand und flüstert an seinem Ohr: „Was willst du jetzt tun, Herr?"

„Du fragst noch?" verwundert sich Hettel, „gibt es auf dieser Burg Rat aus klarerem Herzen als dem unseres Kindes? Soll es heißen, Hettel habe aus Furcht sein Bestes von sich geworfen?"

Entsetzt hangt die Königin an seinem Munde.

„Aber sie liebt ihn — —!" ruft sie aus.

„Eben darum!" lacht Hettel mit strahlendem Gesicht, „was liebt, will erobern und erobert werden. Jetzt gilt das Schwert!"

Selbigen Tages läßt Hettel die Wachen verdoppeln und stellt Reiterposten aus. Mehr tut er nicht zum Empfang Herwigs. Matelane, so nah an der Raubsee, ist immer gerüstet, bis heute aber ist keiner anders denn als Gast durch das Tor geschritten.

Dem König frißt ein Groll am Herzen, der von Stunde zu Stunde drohender anwächst. Einsamkeit, Stolz, Sorge, Ungeduld nähren ihn. Die leere Halle erinnert ihn daran, daß ihn seine Herren verließen, um ihm einen Tochtermann aufzudrängen. Er mag es nicht denken. Nicht denken, daß einer kommt, den er liebt, der mit Blut und Mord anstatt mit Glauben und Geduld um sein Kleinod freit. Scheu weichen ihm die Mannen aus dem Weg, der Zorn hat ihn furchtbar gezeichnet.

„Ich will ihn prüfen," keucht er bei sich, „ich will ihn demütigen, und mit ihm diesen alten Prahlhans von Stürmen; aber er soll leben!"

Drei Tage dahin, nichts hat sich geregt. Der Sturmwind pfeift hohl in den Fensternischen. Dem König tobt das wilde Blut in den Schläfen, unruhig wälzt er sich auf seinem Lager. Es zieht ihn mit Gewalt auf den Wall, er wittert Unheil. Aber er bleibt, er will sein schlagend Herz vor Hilde nicht entblößen. Sein Mund wird schmal und hart. „Er soll leben!" wiederholt der Verstand immerzu, aber der Ingrimm tief im Herzen verurteilt Herwig zum Tode. Der Schweiß bricht Hettel von der

Stirn, wenn er an Gudrun denkt, aber das verstockte Herz lacht dazu: „Ohne Sorg! Sie ist deines Bluts!" — „Schlafe!" ruft ihm die Vernunft durch das tolle Wetter zu, „kein Narr segelt bei solchem Sturm! Er kommt nicht!" Aber das Herz stachelt dawider: „Wache, Hettel! Das Wetter gehört zu dem Mann und seinem unbändigen Hochmut! Du wärest auch unterwegs!"

Hettel ringt mit seinen Dämonen, bis es dämmert. Abgemüdet will er endlich ruhen. Da reißt ihn ein furchtbares Krachen vom Lager und zu den Waffen, und noch einmal und noch einmal dröhnt es ans Tor, und er stürmt mit einer unsagbaren Erbitterung über seine Wächter auf den Wall, auf dem schon Sturmleitern liegen. Drei Mann mühen sich, um eine zu stürzen, er packt die Leiter mit der Rechten und wirft sie wie einen Splitter. Im Fluge erhascht er die Lage unter ihm: die Ebene stampft und wogt von Harnischen, im fahlen Morgen flattern die Banner von Seeland.

Es wimmelt am Tor. Zwölf Männer laufen mit dem Widder an, und zwölf Schildträger decken sie vor den Hegelingenspeeren. Die Bohlen ächzen und stöhnen und das Mauerwerk bröckelt an den Angeln. Das Tor muß fallen, wenn nicht Hilfe kommt. Hettel jagt die Stufen hinab und reißt die Riegel mit eigener Hand los.

„Ein offenes Tor ist besser als ein unbewachtes!" brüllt

er schäumend auf die Feinen und springt zwischen die aufkrachenden Flügel.

Die Angreifer prallen zurück, als sei eine Flamme aus dem Tor geschossen. Der erste Sonnenstrahl flutet ihnen von Hettels blankem Schilde entgegen und blendet sie. Die Mauer füllt sich mit Waffen, eine Wolke von Speeren scheucht die Nächsten ins offene Feld. Auf dem Wachtturm drängen sich die Frauen zitternd um die Königin, die erbleichend auf die endlosen Horden draußen vor dem Tor starrt. Edelknaben lauern mit heißen Wangen auf den Zinnen, den Bogen in der Hand.

„Zurück!" schreit eine wilde Stimme, „der ist für mich!" Und der Seeländer stürmt an die Pforte, die Hettel deckt; gräßlich klirren die Eisenmänner aneinander.

Alle Hände sinken, aller Augen blicken auf den Streit der Könige, als ginge es um ein Spiel und nicht um Blut. Der Seeländer will Hettel schonen, er denkt, ihn mit seiner jungen Kraft zu übermüden. Da sieht er den sprühenden Teufel im Antlitz des wilden Hegelingen, und das Blut beginnt ihm zu schäumen. Auf beiden Seiten rinnt es durch die Panzerringe, Schilde und Helme klaffen. Totenblaß, mit engen Lippen, starrt Hilde auf die Wilden, die Frauen hinter ihr wimmern und verhüllen ihre Augen.

Gudrun strahlt wie ein Stern. Das ist ihr Vater, den besiegt keiner! Das ist Herwig, er steht wie ein Fels! Sie denkt nicht an Wunden und nicht an Tod, sie lehnt

sich über die Brüstung, um besser zu schauen. Da drängt sich Dieter vor und spannt den Bogen, läßt ihn sinken und spannt ihn wieder, als könne er die Tat nicht über sich gewinnen.

„Was willst du tun?" ruft Gudrun zornig und schlägt ihm die Waffe aus der Hand.

„Hettel fällt!" würgt der Junge mit trockener Kehle, „bist du blind?"

Dem Mädchen zittern die Knie. Ihr Herz wendet sich um. Sie sieht Hettel schwanken und sich mühsam mit dem halbzerschlagenen Schilde decken. Nun schießt aus Herwigs Augen so wilde Glut, daß kein Erbarmen gilt, und der Würger von Hegelingenland hat seinen Meister gefunden.

Die Glieder fliegen ihr, sie starrt, bei versagender Stimme, auf die Mutter. Frau Hilde schweigt. Über ihr steinernes Gesicht irrt ein Tropfen unnennbaren Leids. Sie schweigt. Da hastet Gudrun mit fliegenden Füßen in den Hof, an das Tor.

Hettels Schild splittert bis auf den Griff. Verzweifelt faßt er das Schwert mit beiden Händen. Nun ist er verloren. Wie ein Sturm rauscht das Jauchzen der Seeländer die Mauern hinauf. Aber das Siegsgeschrei der Seinen bringt Herwig wieder zu sich, er erkennt die Not, springt hinter sich und wirft seinen Schild lachend von sich.

„Gleiche Waffen, Hettel!" brüllt er in den Lärm.

Da fliegt ein Leuchten über die blutige Stirn des Hegelingen, all seine stolze Tugend wird lebendig in ihm. Er springt aus dem Streit, stößt sein Schwert vor sich in den Boden und streckt dem Jungen beide Hände hin.

„Da hast du mich!" schreit er jubelnd und fühlt seine Wunden nicht, „da hast du mich!"

Sie stürzen sich in die Arme, sie küssen sich mit blutigen Lippen.

Da braust und brandet es um sie her, furchtbare Hornrufe dröhnen, und wie dem Boden entstiegen taucht die riesige Gestalt Wates vor den beiden auf, ihm nach die Helden Hettels. In seinen blauen Augen, flammend wie die Thors, funkelt noch die Lust am Waffengang der Könige, und er schreit über die Köpfe, als sei das vergossene Blut ein Spaß:

„Seeland, darauf kannst du all dein Leben stolz sein! Nun führs zu einem guten Ende!" Und schlägt ihm die gewaltige Hand auf die Schulter, daß die Schrammen unterm Harnisch bluten. Der Junge lacht in heißer Freude.

Da lehnt eine am Tor, noch schwach von den letzten Augenblicken und benommen vom Dunst des ersten Bluts — Blut aus geliebten Herzen. Sie wollte sich zwischen Mordwaffen stürzen und sieht Männer, die sich versöhnt umarmen; ihr Tun ist beendet, bevor es begonnen ward, und indem ihre Wangen dunkel blühen, ahnt sie, daß es in dieser Stunde mehr als je um sie selber geht. Vor

Scham sinken ihr die Lider, unbemerkt will sie davon. Aber hinter ihr stauen sich die Ihrigen, vor ihr halten tausend bewundernde Blicke sie fest, und jetzt erspäht Herwig sein Glück.

„Tritt ein! Wir wollen unsere Wunden kühlen!" ladet Hettel, jedoch Herwig wehrt ihm, und ein feines Lächeln fliegt über sein Antlitz.

„Herr, du hast eine harte Faust! Ich möchte von einer zarteren Hand geleitet sein!"

Lächelnd sehen alle auf Gudrun, unter alten Narben wird die süße, grüne Jugend wach. Ihr junger Busen hebt sich atmend wie unter einer Last, ein Kinderweinen zuckt um ihre Lippen. Sie kämpft es nieder und tut die Augen auf. Die schweigen und verheißen wie Sterne über einer Sommernacht. Tausend Leiber, aus Erz gegossen, verhalten regungslos vor ihrer Schönheit. Sie löst sich von der Mauer, sie geht, zaghaft, kindlich, aber schon im Herzen Weib, auf den Geliebten zu und küßt ihn zitternden Mundes auf die Stirn.



Auf jubelnden Frühlingsstürmen braust die Kunde übers Meer, der Dorestadter bringt sie an den Hof seines Königs. Der Alte ist gewohnt, auf Kielen zu reiten, im Sattel hockt er wie ein graues Unglück. Aber sein Fuchsgesicht strahlt in eitel Freude, eine inwendige Befriedigung bläht ihm die kalten Lippen. Er peitscht den Gaul und rudert mit beiden Armen, kaum folgen ihm seine Mannen. Er gönnt sich keine Ruhe. Es ist noch Nacht, als er Sigfrid findet, und die Fackeln tauchen den roten Bart in wilde Flammen.

Der Moorländer betrachtet ihn verblüfft, er kennt ihn als ränkevollen Händler, nicht als Helden. Wortlos hält er ihm den Weinkrug neben seinem Lager hin und wartet auf die Botschaft. Aber Hademar spült sich mit dem langen Trunk alle Erregung von der Seele, seine Züge gleiten in das gewohnte Maß und tragen nichts als das alte Gemisch von Verschlagenheit und Spott. Er läßt den Krug endlich vom Munde und setzt sich breit auf das verlassene Bett.

„Herwig hat die Braut," sagt er trocken, „wenig fehlte, so tränke Hettel heute seinen Wein bei Odhin."

Der Moorländer stiert unsinnig auf den Boten, die breite Brust keucht ihm in einem seltsamen Kampf. Ihm ist, als spränge ihm ein harter Reifen aus Dumpfheit und Trägsein von der Stirn, es grollt und wettert in ihm. Mit einem kargen Rest der Vorsicht, die ihm eigen ist, fragt er:

„Er nahm Matelane mit stürmender Hand?"

„Genau so!" versteckt sich der Fuchs hinter dem Rotbart und sagt die Worte: „Aber du hättest es nicht vermocht! Laß mich berichten, ich sahs mit an! Wir trieben vor dem tollen Wetter vor der Hegelingenküste auf Kundschaft, du sahst keine Hand vor Augen. Als es graute, sah ich Matelane ragen und seltsame Dinge. Fernab lagen an die zwanzig Drachen, ich kannte Morungs Segel und die von Stürmenland. Unter der Mauer von Matelane, im Schutz der Nacht, standen wie Säulen die Herren Hetels und ihre Mannen, der Weißbart Wates flog in jedem Blitz. Da ging etwas vor, was deines Vaters Bruder nicht verstand. Was tun? Wir liefen nördlich der Eider auf Strand und stapften über die Dünen von Süden her auf die Burg zu. Da tobt es heran wie eine Herde wilder Tiere, ein Heerhaufe wimmelt vor Matelane, von Sonnenaufgang her, Sturmleitern schmettern auf die Mauern, und das Tor kracht auf. Hettel allein hält es gegen den Seeländer. Die Sonne ist eben hoch und zeigt ein furchtbar Streiten, die Könige zerbeißen sich wie Hunde. Nie-

mand achtet auf die Hegelingen hinter der Burg, die laufen an den Streit und sehen ihn mit an, als gehörten sie zum Gefolge Herwigs. Im Augenblick ist alles geschehen, Hetteln splittert der Schild, der Seeländer wirft artig den seinigen von sich — — sie sinken sich in die Arme. Und dann bricht das Gelärme an, Wates Horn dröhnt mir noch in die Ohren. Das Kind steht am Tor, und, bei den Göttern, der Seeländer darf einen Kuß empfangen, den ich ihm neide, aber er hatte ihn verdient und er ward ihm, soviel ich sehen konnte, gern gegeben. Was willst du? Alles war für Herwig, die Herren haben ihrem König, scheint es, einen fröhlichen Streich gespielt. Mögen sie ihm nun die Wunden kühlen!"

Wütend schreit der Moorländer auf:

„Was hieltest du mich? Glaubst du, ich fechte schlechter als der Inselkrämer? Nun säße ich an seiner Statt!"

„Gemach, Sigfrid!" hebt Hademar beschwichtigend die Hand, „glaubst du, Herwig hätte die Heimat wiedergesehen, wenn Wate, Horant, Frute und die andern seine Freite nicht gewünscht hätten? Er läge jetzt mit seinen Tausenden vor Matelane und brauchte sich um dieses Leben nicht mehr zu sorgen. Meinst du, ich käme, dir dies zum Ärger zu erzählen, Tag und Nacht gefahren und geritten? — Höre, ich sandte einen in die Burg, das fiel bei so viel Fremden nicht auf. Der Mann hat da allerlei gehört von einem gekrönten Bauerntölpel, wobei sich ein

lächelndes Haupt an Herwigs Schulter lehnte. Die Liebe muß groß sein. — Ich glaube, sie sprachen von dir."

Dem Moorländer kracht ein Schemel aus schwerem Eichenholz unter den Händen entzwei, das breite Gesicht wird hager und vor Zorn wie aus Eisen. Er schaut den Peiniger nicht an, antworten kann er nicht. Der Fuchs schlägt die befriedigten Augen nieder, faltet die Hände überm Knie und murmelt vor sich hin:

„Wer morgen nacht vor Herwigs Burg in Jütland landet, findet offene Türen und ein stolzes Königskind — und trifft die fröhlichen Hochzeiter bis ins Mark."

„Was soll mir das? Hast du ein Heer gerüstet? Hast du Flügel, mich nach Jütland zu tragen? Und wenn — soll ich Mordbrenner an wehrlosen Burgen werden?"

„Ein Heer brauchst du nicht, ich habe dreimal hundert Harnische, das genügt. Die Flügel schaukeln auf der See vor Dorestadt, elf neue Koggen. Und was das Morden und Sengen angeht, so tust du nichts anderes als Herwig: du raubst ein Weib. Was kümmerts dich, wo des Landes Heerbann steht? — Ihr Götter!" schilt er in plötzlichem Zorn, „für einen, den man so verächtlich abtat, hast du recht zarte Bedenken, die deinem Anstand, aber nicht deinem Mut Ehre machen. Ich möchte wohl wissen, ob Gere so lange gezögert hätte!"

„Ich auch! Ich möchte das auch wissen!" stöhnt der Moorländer halb in Wut, halb trotzig, jedoch Hademar

ist nicht so leicht verstört. Er zieht ein Grinsen über sein Gesicht, leckt die Lippen und tuschelt mit listigem Augenzwinkern:

„Mir wäre Herwigs Schwester lieber als Gudrun. Sie ist nicht ganz so schön, aber sie paßt zu deinem Hause und versteht, tut es Not, einer kalbenden Kuh beizuspringen. Ob auch Gudrun? Ja?"

Sigfrids kärgliche Vorstellungskraft zwingt das Wunder von Matelane in den Kuhstall. Er schüttelt heftig mit dem Kopf, nein, sie könne es nicht, sie könne schön sein und lächeln, sonsten nichts. — Aber Weiberraub triebe er nicht, unbewehrte Burgen falle er nicht an.

Und dann geht er, nicht achtend, ob ihm der Alte folge, in den Hof und beugt den mächtigen, halbentblößten Leib unter das Brunnenrohr. Der Dorestädter geht pfeifend auf und ab und schaut den Knechten zu, die sich zu vieren um den oberen Stein der Handmühle mühen und ihn nicht auf die Achse bringen.

Sigfrid sitzt auf dem Brunnentrog neben der Mühle, sieht zu und läßt sich von der Sonne trocknen, er schaut den Ohm nicht an. Er atmet befriedigt den köstlichen Blütenduft, den seine Obstbäume, den Scharrmäusen zum Trotz, herübertragen.

„Die Hegelingen haben Glück, schönere Festtage werden sie nicht finden," sagt der Alte, indem er sich neben den König setzt, „ob sie dem wohl danken, der ihnen die Freude

zerreißt? Das hoffärtige Spottmaul Herrn Hettels verdiente einen Faustschlag. Ich traue auf deine Klugheit, Sigfrid, höre mich an! Wir friesischen Küstenvölker sind nun einmal verwandten Blutes, gelingt dir die Fahrt, so bleibt Hegelingen und Seeländern nichts übrig, als sich dir zu versöhnen, und du hast, was du wolltest: eine leichte Rache und einen versippten und getreuen Nachbarn für kommende Zeit."

Über sein Gauklergesicht läuft eine Wolke ernster Sorge, und er fährt mit dunklerer Stimme fort:

„Wer weiß, wie bald du ihn gebrauchst! Die Normannen werden von ihrem Räuberkönig in jedes Land getrieben, wo eine Goldspange zu holen ist, ihre welsche Teufelsfürstin macht einen Staat, der alles verschlingt. Dein Land liegt ihnen zum Greifen nahe, nur die Sümpfe schützen dich vor Fußvolk und Reiterei. Aber sie haben verdammt schnelle Schiffe."

„Hast du Furcht?" fragt der Moorländer, „ich nicht." Er steht auf und tritt zu den schwitzenden Knechten. Gelassen beugt er sich nieder und hebt den riesigen Mühlstein auf den Pflock, er allein, und seine Stirn rötet sich nicht um einen Schatten.

„Junge!" schreit der Fuchs nach einem Augenblick sprachlosen Staunens und strahlt vor Bewunderung und Stolz, „ein Fähnlein Mannen wie du einer bist — damit schlüge ich noch auf meine alten Tage die Welt in Scherben! In

den Harnisch, in den Sattel! Herlind von Seeland soll dir Erben geben, und Moorland soll blühen!"

„Auf Scherben wächst nichts," klingt die bedächtige Entgegnung des weisen Sigfrid, jedoch die letzten Worte des ränkevollen Greises zittern in seinem Herzen. Hademar rührt an seine Manneskraft, die nie so mächtig vom Frühling schwoll wie nun. Er verwandelt sich, die satten Züge straffen sich, die ruhigen Augen flammen, und der Dorestadter liest die Sprache des Herzens aus dem ehrlichen Angesicht wie von einem saubergeschriebenen Pergament. Mit Jugendkraft entführt er den Halbwilligen in die Waffenhalle, und Sigfrid, schon im Kettenhemd, murrt mit lachenden Augen — den Augen beginnenden Heldentums:

„Das laß dir sagen, Ohm: keinen Mordbrand! Kein unnütz Blut! Und nicht eine Brotkrume wird geraubt!"

„Was du befiehlst!" beugt der Alte unwillkürlich den klugen Kopf vor der starken Stimme seines Königs, und gürtet ihm das Schwert Herrn Geres um die Eisenlenden.

In Matelane trinkt man die ganze Landschaft des Königs leer, schon fährt Frute, der nächste der Herren und Hettels Kämmerer, auf Ochsenwagen riesige Kübel Met an. Von Seeland ist nur Herwigs eigene kleine Schar zurückgeblieben, die übrigen Herren, befreundete Norgen, die an keinem Streit vorbeigehen, sind mit ihren Knechten längst davon. Nun denkt auch Herwig aufzubrechen und

bittet um die Vermählung. Aber Frau Hilde, die in ihrer Freude über das abgewandte Unheil wie eine sommerliche Rose blüht, zieht ihn abseits und dringt in ihn, ein kurzes Jahr zu warten.

„Sie ist noch ein Kind, Herwig, sie weiß noch nicht, was alles an Pflichten der Hausfrau ziemt."

„Darin ist meine Schwester Herlind wohlbefahren, ihr soll nichts fehlen," lacht der Freier zuversichtlich, doch die Königin klammert sich an ihren Wunsch und läßt nicht ab.

„Wer weiß, wie bald dir einer die Schwester raubt!" scherzt sie mit bebendem Herzen, „und dann, du Ungestümer, laß mich doch nicht so schnell allein! Manches Jahr schon ist mein Ortwin bei Horant, da fürchte ich alt zu werden, wenn mich nun auch meine süße Jugend verläßt."

Ihre klaren Augen, ihr blonder Scheitel strafen sie Lügen, sie fühlt es selbst und lächelt schelmisch.

„Der Knabe ist schwertreif," deutet Herwig auf Ortwin, der jung und stolz in den Reihen der Edelknaben steht und den wenig jüngeren Sohn Horants bald um Hauptes länge überragt, „doch sieh, was verstört jene?" Und weist auf den Hochsitz Hettels, da die Herren mit finsteren Gesichtern stehn und verstohlene Blicke auf Herwig werfen. Wates Knechte laufen mit Waffen durch die Halle.

„Mit Verlaub," entschuldigt sich der Seeländer züchtig bei Frau Hilde, „hier scheinen arge Dinge zu spielen, davon nehme ich mir meinen Teil."

Er tritt auf den Hochsitz zu, mit stummer Frage. Ratlos wenden die Herren den Blick von ihm, Hettel deutet schweigend auf einen staubbesprengten Reiter, der für tot am Boden liegt. Allein Wate steht wie ein Bild, seine Augen sprühen Feuerflammen, alle Hoheit seiner Vorfahren, die Kronen trugen, liegt darin, und er legt dem Seeländer die Schwerthand auf die Schulter:

„Steh fest, Herwig! Noch ist nichts verloren!“

„Das ist mein Knecht Hugin,“ weist Herwig ruhig auf den Ohnmächtigen, der jetzt leise atmet, „was führt ihn her? Ihr wißt schon Botschaft, die mich zunächst angeht, und ihr glaubt mich zu schonen, indem ihr sie verschweigt. Es ist nicht unsere Art, im Unglück zu verzagen. Was gibts, Hettel?“

„Der Moorländer fiel in dein offenes Land und berannte deine Burg. Es gilt deiner Schwester, Herwig.“

„Fiel die Burg? Brennt er im Lande?“ fragt Herwig mit eherner Stirn.

„Sie hielt sich noch, als dieser verritt,“ bewundert der wilde Hegelingenkönig den Jüngling, der lautlos trägt. Herwig blickt auf Gudrun, die schreckensblaß an seine Seite geht und ihre Stirn an seine Rechte preßt.

„Das Fest ist aus,“ sagt er tonlos und muß den Kopf wenden, „wer reitet mit?“

„Du fragst?“ ruft Wate und drückt den Errötenden an seine Brust, „wer bliebe wohl hier? Die Knechte satteln

schon. — Weh dem Tölpel," brüllt er durch den Saal, „wenn er mir vor das Schwert läuft!"

„Das tat der Dorestadter, nicht Sigfrid," ruft Frute, aber Wate schreit dawider:

„Es ist eins! Der König büße für den Verstand seiner Räte! Wie könnte das anders sein!"

„Nun hast du deinen Wunsch sehr bald erfüllt, Herrin," neigt sich Herwig vor der erbleichenden Königin, „aber ich sehe dort Ortwin beim Vater betteln und glaube, dem mußt du seinen Willen lassen."

„Er ziehe, wenn Hettel will," sagt sie mutig, „Horant wird mit ihm sein."

Horant, schon in Eisen, tritt heran und nimmt Abschied. Er lächelt mit einem heiteren Ernst und entgegnet:

„Sorge dich nicht, Herrin! Wir kommen beide oder keiner!"

Die Königin starrt ihn mit zerfließenden Augen an, jeder Tropfen Bluts drängt ihr zu Herzen.

„Beide!" schluchzt sie und wendet sich eilig.

Horant tritt ans Fenster und drückt die Stirn an das kalte Eisenkreuz, seine Blicke jubeln und trauern zugleich. Dieter kommt und ergreift bittend seine Hand.

„Ortwin darf mit, Vater! Willst du mich hier lassen? Ich weiß zu kämpfen und bestand Ortwin manchesmal!"

Horant sieht ihn strenge an.

„Nein! Du bleibst zur Strafe!"

Unschuldig blickt der Knabe empor und fragt leise:

„Was tat ich Böses? Mir ist nichts bewußt."

„Das ist doppelt traurig," wird ihm Bescheid, „warst du es nicht, der Herwig den gewissen Sieg mit einem falschen Pfeil entwinden wollte?"

Dieter erbleicht und läßt die Hand des Vaters aus der seinen.

„Wer sagte dir das?" keucht er, dunkel von Scham.

„Die Spatzen von Matelane. Leugnest du?"

„Sollt ich den König sterben sehen? Vater —!" schreit der Junge in seiner Qual über den Spott dessen, den er so ohne Maß liebt. Horant liest in seinem offenen Antlitz, und das Herz geht mit ihm davon. Er zieht den Knaben väterlich an seine Brust und flüstert:

„Besser ein toter König als einer, der durch den Meuchelmord seiner Knechte sein Leben fristet. Glaube mir, Hettel hätte dir wenig gedankt. Das, Kind," vollendet er mit glockentiefer Stimme, „ist unsere Treue: nicht bis zum eigenen Tode nur, sondern bis zum Tode des Geliebten. Ehrlicher als jedes andere muß das Spiel der Waffen sein! Nun geh und achte auf Gudrun!"

„Vergib mir!" fleht der Junge scheu und heiß, die Augen am Boden.

„Was ist da zu vergeben?" lächelt der Gütige und rüstet sich zum Abschied, „machs besser! Du hast noch lange Jahre! Zum nächsten Waffengang bist du dabei!"

Irolt und Wate führen den Heerbann, die Könige stehen noch plaudernd bei den Frauen.

„Kannst du warten?“ scherzt Herwig, die Hand am Sattelbogen, mit Gudrun, „der starke Moorländer und sein Kopf, Herr Hademar, können uns lange zu schaffen machen.“ Seine Lippen lachen, aber er vermag den trüben Ernst vor dem Kind, das vieles in wenigen Tagen erlebte, nicht ganz zu verbergen. In ihren Augen, klar bis in die Tiefe des reinen Herzens, steht ein Leuchten, und die süße Stimme überschüttet ihn mit Schauern der Wonne:

„Was fürchtest du, Herr? — Wir haben einander lieb.“

as an Gerüchten nach Matelane dringt, verändert das Bild Herrn Sigfrids von Moorland bis zur Unkenntlichkeit. In wenigen Tagen wird, auf den Wegen zwischen Jütland und Hettels Burg, aus einem ausgemachten Narren ein halber Held. Herwigs Burg und Schwester sind in seiner Hand, dann ward der Eroberer zum Belagerten, aber einem, dessen Schicksal durch die zur Neige gehenden Vorräte besiegelt ist. Vorläufig bestehen die Kämpfe der Herren darin, daß Hademar mit Wate oder Frute über den Burggraben scharfgeschliffene Worte wechselt, und daß man bei den Hegelingen wartet, bis Sigfrid, halbverhungert, sich ergibt. Niemand glaubt anders, als sei das letzte Blut geflossen und die fröhliche Heim- und Hochzeitsfahrt stünde vor der Türe. Allein das Wunder, das Sigfrid retten kann, ist schon bei den Göttern beschlossen.

Den Frauen zu Matelane sind die schlimmsten Sorgen entfallen, die Gespräche finden sich wieder zu den alten Stoffen und handeln ohne wesentlich neue Wendungen von Liebe, Hochzeit und Glück. Die Nadeln fliegen noch eilfertiger unter dem strengen Blick Frau Hildens, immer

neue Truhen füllen sich mit Linnen und Seiden, und der Vorsaal, darin all dies entsteht, lockt mit seinen täglichen Erinnerungszeichen die Frauen um Gudrun, über ihre Zukunft nachzugrübeln, sie sich auszuschmücken, kurz, sie in dem Traum, dessen freudige Stimmung in die eigene Kraft gelegt ist, genießend vorzufühlen. Solch schillernde Schmetterlinge der Laune durch den Alltag gaukeln zu lassen ist Hergart Meisterin. Gudrun selbst hört hin und wieder nicht ungern auf das Geschwätz der schönen Betörerin; ihre Seele tiefinnerst weiß nichts davon und wendet sich ab. Sie sieht eine ruhigschöne Bahn an der Hand eines starken, ehrlichen, geliebten Mannes vor sich, das Weitere mag jeder einzelne Tag als eine leid- oder lustvolle Überraschung bringen; ihr Herz wird jedem Tage gewappnet sein.

Dem, den sie werten, versagen die Götter keine Prüfung. Verstörten Angesichts läßt Wigalois, der greise Vogt von Matelane, eines Nachts die Königin aus dem Schlummer reißen und führt ihr zwei fremde Boten zu, Herren aus der Normandie. So lautlos der Vorfall sich abspielt — in allen Gemächern stehen die Schläfer und Schläferinnen vom Lager, als drohe unsichtbar ein Gewitter über der Burg, und mit klopfenden Pulsen flüstert man auf den Gängen. Zuletzt weiß jeder eher als die Königin, was es gilt, und alle stürmen in die Halle.

„Wir sind von eurer Seite keine Höflichkeiten gewohnt," empfängt Hilde die Normannen eisig, „was führt euch jetzt her, rasch?"

„Wir haben nur einen Wunsch, Herrin," erwidern die Fremden mit leichtem Hohn, „die schöne Gudrun für Herrn Hartmut. Du betontest so sehr den geringen Adel unseres Bluts, daß wir, wie du siehst, ernstlich an Heilung denken. Willst du uns nicht willig helfen, so kann Herr Ludwig trefflich überreden. Sieh her!"

Sie eilen an ein Fenster und reißen den Vorhang zurück. Fackeln lodern durch die Nacht, und ungezählte Harnische blitzen fern im Kreise um die Burg. Der Mutter brechen die Knie unter dem Leib, doch in diesem Augenblick stürzt das Ingesinde ratlos in die Halle, und Hettels Weib strafft sich empor.

„Ich kann Ludwig nicht hindern, seinem Handwerk nachzugehen. Helden sind nicht zu fürchten, sie kämpfen nicht unter entehrten Fahnen. Gegen Gesindel werden wir uns wehren. — Wigalois," wendet sie sich voll Hoheit an den Vogt, „laß diesen den Gasttrunk geben und das Tor öffnen. Ich habe ihnen nichts mehr zu sagen. Dann kehrst du zurück!"

Der Alte wirft den greisen Kopf in den Nacken, und ein helles Feuer zündet sich in seinen Augen an. Die Boten blicken betreten weg.

„Wir verzichten auf den Wein!" wüten sie im Hof, „ersäuft morgen euren Schmerz darin!"

„Auch gut," höhnt Wigalois, „wollt ihr Hettels Wein nicht, so kostet seine Schwerter!" Donnernd fallen die Riegel.

Aufatmend blickt der Alte über den Hof, große Feuer brennen unter Kesseln voll Talg und Wasser, er hat keine Zeit versäumt. Als er ins Schloß will, kommt ihm die Königin entgegen, ängstlich drängen sich die Frauen hinter ihr.

„Wen sandtest du zu Hettel?" fragt Hilde.

„Rolf und Nithart, Herrin. Allein" — der Alte neigt sich an das Ohr der Königin — „sie kommen nicht durch. Komm mit mir auf den Wall, Frau, und halte dich gut. Alles sieht auf dich."

Frau Hilde nickt. Kein Zug in ihrem starren Antlitz verändert sich. Sie schürzt das Kleid und steigt die Stufen hinan.

Unentwegt liegt der dunkle Himmel über der Frühlingsnacht. Kein Lufthauch weht. Unzählige Fackeln zucken in Nord, Ost und West. Vielhundert Gewappnete ziehen einen immer enger werdenden Kreis.

„Die haben keine Eile," sagt Hilde bitter zu dem Alten, aber Wigalois entgegnet ernst:

„Herrin, nachher wird alles um so schneller gehen. Sie ziehen nur darum den weiten Bogen, um keine Botschaft an die Unsrigen zu lassen. Geschieht kein Wunder, so sind wir verloren."

Wortlos eilt die Königin die Stufen hinab.

„Her zu mir!“ ruft sie über den Hof; das Blut des wilden Högni kocht ihr in den Adern. „Her zu mir! — Was sich ergibt, ist des Todes, diese Räuber kennen kein Erbarmen. Alle Mägde auf die Mauern! Schafft Steine herbei! Röstet die Schufte in Öl! Alle Knaben kämpfen mit! Die Kinder sperrt in den Turm“ — ein Bild zerreißt sie, sie sieht Matelane in Flammen untergehn, ihr Blick flattert irr umher und fällt auf die niedrigen Ställe des Kleinviehs abseits den Gebäuden — „nein, sperrt sie in die Schweinekoben und schärft ihnen Ruhe ein! Und fort nun, an die Arbeit!“

Gudrun ist neben sie getreten, die roten Feuer heben ihre herbe Schönheit in eine wilde Größe, und keiner, ob Mann oder Frau, entzieht sich ihrer Macht. Für Gudrun alles! Rauh und grob brüllen die Heilrufe über den Hof, als gings zum Siege statt zum Sterben. Keine Hand bleibt müßig.

„Du gehst mit deinen Frauen in die Kemenaten und wartest auf mich. Zieht allen Schmuck ab und verbergt ihn. Dieter, du stehst mir gut, daß alle Türen oben bis auf eine verrammelt werden!“

„Was! — Ich sollte droben harren, indes hier die Mägde kämpfen? Mein Platz ist hier!“ sagt Gudrun, aber die Königin lodert auf:

„Noch herrsche ich! Du tust, wie dir befohlen!“

„Ja, Mutter!“ sagt Gudrun herb und winkt den Frauen. Hildburg schmiegt sich an ihre Seite, Hergart folgt mit seltsamem Gesicht und stützt Sunnihild, die gebrochen und verzweifelt neben ihr herwankt. Voran eilt Dieter, fackeltragend und mit strahlenden Augen ein erstes Schwert an die Brust pressend.

Der Schmuck ist bald geräumt, sie zerren Truhen und Schränke vor die Türen und vernageln die Riegel. Die Königin zögert noch, atemlos lauschen die Frauen auf jedes Geräusch. Hergart lacht plötzlich laut auf.

„Nun behalte ich doch recht, Gudrun. Hartmut kommt, und du wirst seine Königin, du kannst es nicht hindern! Und wir ziehen mit!“

„Das freut dich?“ forscht Gudrun kalt, indes ihr junges Antlitz sich gefährlich wandelt. Hergart läßt sich hinreißen und erwidert:

„Solls mich reuen? — Was haben wir in Seeland zu erwarten? Wenn's hoch kommt, die Hand irgendeines tapferen, biederen, bäuerlichen Herrn! Bei Hartmut gibts stolze Grafen — —“

Jäh brennt ein Schlag in ihrem Gesicht, flammend steht Gudrun vor der Gestraften und herrscht:

„Dirne, wo lerntest du diese Sitten! Wär nicht dein Vater, ich ließe dich aus der Burg peitschen!“

Todblaß fährt Hergart zurück. Ihre scharfe Zunge findet

eine Schmähung, aber sie verstummt, als sie Gudrun ansieht. Die Kraft zu solch vergessendem Herrentum selbst in diesem Augenblick, da die Knute des Eroberers schon über ihren Köpfen pfeift, ist ihr unheimlich und lähmt sie. Mit bösem Blick weicht sie in die äußerste Ecke und winkt Sunnihild, aber Sunnihild kauert leise schluchzend zu Füßen der Herrin und blickt nicht einmal auf.

Der Wiking stürmt an, das Eisen lärmt wild in die Kemenaten. Todesschreie gellen empor. Am Fenster des Vorsaals, zwischen Spindeln und Webstühlen, steht Dieter und starrt in den Streit. Sein Bogen liegt zerbrochen, so wild hat er ihn gespannt, um die Entfernung zu überbrücken. Noch ist kein Feind im Hof, trotz allen heißen Tobens; es sieht aus, als hielte ein Kind mit schwachen Händen einen wütenden Stier bei den Hörnern.

Die Stiege knarrt unter dem leichten Fuß der Königin. Indem er lauscht, wühlt sich ein entsetzlicher Gedanke in sein Hirn und treibt ihm das Blut jählings aus den Wangen.

„Jener Fremde —", sagt er tonlos und stürzt in die Kemenate. Da steht Hilde, ein bloßes Schwert in der Hand. Dieter heftet den Blick starr auf Gudrun und ruft:

„Kann wer die Burg vom Meer her erklimmen?"

Vor Gudruns Augen sinkt es wie Todesschleier, die Worte ersticken ihr in der Kehle.

„Ängste uns nicht mit deiner Narretei, Knabe!" verweist ihn Hilde, aber der Argwohn treibt sie ans Fenster. Aufkracht die Tür des anliegenden Gemachs, das Gudrun zu eigen, wie dürres Reisig splittern die schweren Eichenbohlen. Im Tor steht, furchtbar in der Kienspanflamme, ein riesengroßer Eisenmann, mit altem, grausigem Mördergesicht.

„Hier stecken Küchlein und Henne!" lästert eine herrische Stimme. Da springt Dieter mit einem Schrei wie jubelnder Zorn auf den Räuber und schlägt ihm das Schwert über den Helm. Rote Funken tanzen dem Riesen vor den Augen, er trifft mit der gepanzerten Faust den Knaben mitten auf die Brust und wirft ihn blutüberströmt weit ins Gemach.

Die Königin starrt auf den Feind, hinter dem sich das Zimmer füllt; sie braucht den Kronreif am Helm nicht zu sehen, sie kennt die gräßliche Larve von Kindheit her: das ist Ludwig, der Verruchte! Wäre sie jetzt Mann! Alle Kronen der Welt wollte sie opfern! Sie weiß nicht mehr, was sie tut, sie hebt das Schwert und dringt auf den Verhaßten ein.

Dem König springt ein grausam Lachen um den Mund.

„Genug!" brüllt er auf und fegt die Königin mit dem Erzarm an die Mauer; ohnmächtig bricht sie zusammen. Ein Jüngling drängt sich hastig an Ludwig vorbei und beugt sich zu ihr nieder. Er erhebt sich, neigt sich ehrerbietig vor Gudrun:

„Die Königin lebt, Herrin. Seid ohne Sorge, euch wird nichts widerfahren.

Es ist Hartmut. Gudrun sieht ihn nicht an, würdigt ihn keines Worts.

„Spute dich, Hartmut!" mahnt der Alte, „vier, sechs Knechte her! Ihr haftet mir für das Weiberzeug! Paßt ihnen auf die Finger! Laßt sie nicht mit Dolchen spielen, wahrt sie vor den Fenstern! Ich kenne das!"

Grausig dröhnt sein Gelächter über die Treppe, er stürmt mit gierigem Schwert in den Hof, hinter ihm drein rasen Mord und Tod. Hartmut zögert noch auf der Schwelle. Trauer, Scham und Zorn kämpfen in seinen edlen Zügen. Er faßt Gudrun beim Arm und will sie zwingen, ihn anzusehen. Sie stößt ihn von sich mit einer Gebärde des Ekels, und seine Stirn rötet sich vom maßlosen Blut seines Geschlechts. Hildburg tritt vor ihn hin und hebt die gerungenen Hände, der Mut der Schwachen wird stark, da es um Geliebtes geht. Aus Tränen leuchten ihn ihre hellen, sanften Augen an, die demütige Stimme fleht mit erstickten Tönen zu ihm auf und bewegt seine Seele absonderlich. Dies Kind ist nichts als Güte, der Wiking fühlt in einem Wimperschlage eine Welt voll Seligkeit und Schmerz. Tausendjährige Mutterliebe, ihm nie bekannt, steigt als ein tiefgeheimes Sehnen auf wie eine selig-reine Insel vor der Unrast des Herzens, zugleich ein milder Vorwurf, der ihn ergreift und überwältigt. Er empört sich und

röchelt vor Wut. Er bezwingt die Gewalt, die seine starken Glieder lähmt, und indem eine Scham, wild wie Höllenglut, seine Stirne brennt, schlägt er die Demut vor sich zu Boden und stürzt sich hinunter in den Männerstreit.

Ludwig und die Seinen kämpfen am Tor. Wie Hunde am Keiler hangen die Hegelingen an seinem Leibe, er blutet schon aus mancher Wunde. Von Wigalois ist das Alter abgefallen, die Normannenknechte sinken vor seinem Schwert wie hingemäht. Hartmut schlägt ihn durch Helm und Schädel in den Tod. Er stürmt auf die Mauer und stürzt die Verteidiger, ob Weib, ob Mann, hinab in die Waffen der Seinigen; die Sturmleitern fliegen an, der Hof ist voll von Normannen, und der Mord wütet entsetzlich durch die feuerhelle Nacht.

„Schont nicht einen!" hohnlacht der Würger Ludwig über den Lärm, „es bleiben ihrer noch zuviel! Treibt die Weiber in die Flammen!" Er tritt aus dem Kampf, nimmt den Eisenhut herunter und trocknet die blutige Stirn mit dem Mantelfetzen. Sein Werk ist vollendet, aber er gönnt den Seinen keine Ruhe.

„Holt alles Gold und Silber aus der Burg! Nur das Beste, wir wollen unsere Kähne nicht beschweren!"

„Es ist genug am Blut! Wir sind am Ziel und brauchen Hettels Gold nicht!" ruft Hartmut aus, „wir werden aller Welt zur Schande!"

„Zum Schrecken!“ ergrimmt der alte Wiking. „Du bist ein Tor, Hartmut! Sollen wir den Hoffärtigen die goldnen Waffen lassen, daß sie Fürsten und Knechte wider uns kaufen? Wir tun ganze Arbeit!“

Schweigend setzt sich Hartmut auf die rotbetaute Treppe und sieht verächtlich auf die Beute; Ludwigs Augen flackern vor Gier, alle Teufel in ihm sind entfesselt.

„Das Hegelingennest soll brennen!“ zischt er mit verzerrten Zügen, „den Namen, den ich hier habe, will ich redlich verdienen!“

Hartmut erbleicht. Das Übermaß an Bosheit erfüllt ihn mit Zorn und Haß, und er herrscht den Vater an:

„So wahr ich lebe, es brennt nicht! Wir treiben hier tapfere Dinge, Herr! Frauenraub und Mord in Burgen, die im Frieden liegen. Hohn und Hoffart zwangen uns und geben uns einen Schein des Rechts. Den Brand können wir uns sparen!“

Spöttisch belauert ihn der Alte aus halben Augen. Irgendwo in seinem Herzen fristet sich noch ein kärglicher Rest von Heldentum. Klirrend schlägt er an sein Blutschwert:

„Was ich mit dem vertrete, das ist Recht! Das andere gilt für Weiber und Knechte! — Aber meinethalb laß die Steine stehen, wir haben ohnehin keine Stunde zu verlieren. — Wo sind die Täubchen? Fort und in die Schiffe!“

Die ganze Nacht schweigt der Wind, als lähme ihn das Grauen. Gegen Morgen schreckt er auf und strömt zitternd vor Kälte über das Antlitz Frau Hildens. Die Königin ist willens, ein Reich zu verschlafen, so süß umfängt die Ohnmacht ihre kranken Glieder. Aber die Mutter erwacht, sieht den Morgen kühl und sonnenhell und schließt die Lider vor dem wilden Schmerz. Ihre Haare sind von geronnenem Blut verklebt, in ihrem Hirn zuckt es wie Flammen. Sie vermag sich nicht zu erheben, jede Bewegung ist ein Hammerschlag auf ihre Stirn. Der graue Schein des Tages zeigt ihr das verwüstete Gemach, die zersprengte Tür, die erbrochenen Truhen, das befleckte Brautlinnen Gudruns.

Heulend stürzt sich der Wind in das Fenster und weht ein scharlachen Tuch über die Leinewand — Blut sieht die Königin, wohin sie schaut. Draußen singen trotzige Vögel in den Sturm, das Meer rauscht und gurgelt mit dumpfem Schlag an den Strand, ein Stöhnen braust durch die Bäume. Nichts regt sich im Hause, die Königin hält den Atem an vor Einsamkeit, sie weint und merkt es nicht, bis die bittere Flut über ihre Lippen fließt. Sie will nachdenken, sich erinnern, aber all' ihr Denken ist eine arme, nackte Klage: Gudrun ist fort, Gudrun leidet! Der Kopf sinkt ihr wieder auf die Brust, die Schwäche zieht dunkle Schleier vor ihr Bewußtsein. Da fassen die sinkenden Lider ein letztes Bild: ein junges Haupt lehnt bleich, mit

einem seligen Lächeln, ihr genüber, die Augen geschlossen. — „Horant!" murmelt die Königin bei geschlossenem Mund und sinkt freudiger in ihre Dämmerung. Dann zuckt es in ihr auf, die Bilder der Nacht jagen wild an ihrem Geist vorüber, sie gewinnt plötzlich Gewalt über sich, und indem sie in einem Wimperschlag noch einmal alle Schauer durchkostet, taumelt sie empor und stürzt neben den Knaben hin. Sie horcht an seinem Herzen, sie badet mit ihren Tränen das Blut von seinem Mund. Alle Schmerzen sind vergessen um den einen großen Jammer.

„Dieter! Mein Kind!" schluchzt sie auf, „erwache! Erwache!" Sie ruft und fleht; mit röchelnder Brust bleibt der Junge in seinem halben Tod.

„Rette Gudrun!" schreit die Mutter verzweifelt in sein Ohr und zaubert ein sanftes Lächeln auf seine Züge.

„Gudrun!" flüstert der Kranke matt.

Frau Hilde starrt auf. Das zarte Geheimnis der jungen Seele schwebt wie eine Blüte über dem Greuel. Voll Schmerz und Hoffnung schreit sie ihm den geliebten Namen ohne Ende zu und entreißt ihn der schweigenden Nacht. Er atmet hastiger, Blut drängt sich über seine Lippen, die blauen Kinderaugen tun sich auf mit qualvollen Fragen.

Die Königin hilft ihm auf. Keuchend steht er, mit eingesunkener Brust, die Blicke flackern verstört umher. Der Königin ist, als brenne ihr der Kopf in siedendem Öl, wimmernd sinkt sie wieder zu Boden.

„Dieter," stöhnt sie, „sieh nach, wer lebt."

Der Knabe schleppt sich in den Vorsaal und stiert durch die Fenster. Er tastet sich zurück, seine Augen sind dunkel und wie erloschen.

„Herrin, der Hof liegt voll von Toten, hier lebt keiner als wir!"

Hilde liegt auf den Knien, das Haupt in Tücher vergraben. Der Junge sieht das blutbesudelte Haar und stöhnt auf. Sein Gesicht wird hart und alt wie Manneszüge, er verbeißt seine eigne Pein mit einem ersten Fluch.

„Herrin, ich reite zum König!" bricht es aus ihm wie ein erstickter Schrei, sein Antlitz verklärt sich, als habe ihn der beschlossene Plan von allem Irdischen getrennt. Wortlos starrt ihn die Königin an. Sie sieht den Tod über den Knabenschultern hochgereckt stehn, in grauen Knochenhänden schwebt ein Kranz — —

Sie streckt die Hände aus, und der Knabe kniet sogleich vor ihr auf die Fliesen nieder, neigt die Stirn zu einem Kuß. Eine Kümmernis ohnegleichen packt die Königin, bebend küßt sie Horants Sohn auf den Mund und sinkt ohnmächtig in sich zusammen.

Der Junge schleppt sich in den Hof, beginnende Fieber schütteln ihn durch den kühlen Morgenwind. Er löst die Riegel von den Ställen, tappt durch die Dämmerung nach seinem Pferde und legt den Sattel auf. Mit bleiernen

Augenlidern schwankt er, den Gaul am Zügel, durch die Leichenhügel zurück und vor das Tor, steigt auf wie ein Träumender und jagt davon, mitten in den schwellenden Sturm.

Wie das die Stirne kühlt! Aber die zerschlagene Brust keucht vor rasendem Schmerz. Weiter nur! Die Kinder in den Koben fallen ihm ein — Wigaloisens Enkelchen hocken dabei, die holden Unschuldigen! Sie hingen an seinem Halse, sie luden ihn zu ihren Spielen — — weiter nur! Weiter!

Gudrun — —

Das Fieber will seine Macht über ihn, sein Hirn taumelt durch die Traumbilder wie einer, der mit Dämonen rang. Blut dringt ihm wieder durch die Zähne, er reißt einen Fetzen von seinem Kleide und würgt daran. Er zählt die dumpfen Huftritte seines Tieres, um nichts andres zu denken, aber die Bilder zwingen ihn mit Gewalt. Er treibt das Roß mit den Fäusten an, weiter! Für Gudrun! — Warum verschwieg sie den Fremden? Das war Normannenblut! Warum war sie weich gegen ihn und verriet ihn nicht? Jetzt liegt sie im Winkel eines Wikingsboots, in Banden vielleicht, geschändet vielleicht!

Der Junge heult laut auf über seine Gedanken, die entehren tapfere Männer, Helden! Der wilde Greis in der Kammer hat sich in seinem Herzen festgebrannt mit seinem herrlichen Grausen — —

Im Hof lagen Männer und Frauen im Blut, es sind Schurken, nicht Helden! Wie mag es Gudrun ergehen!

Er liegt auf dem Hals seines Pferdes, immer gegen den Sturm, er weiß kaum mehr, daß er reitet, verliert Weg und Steg. Nordwärts nur immer! Höfe fliegen an ihm vorbei, liegen wie ausgestorben. Alle Männer sind bei Hettel, gegen den Moorländer, denkt er. Alle Männer, auch Ortwin. Nur er durfte nicht mit. Und stirbt jetzt als Erster, für Gudrun. Rote Freude tanzt durch seinen fieberwirren Kopf und treibt das ermattende Herz. Nimmer soll ihn der Vater feige schelten, kein Lebendiger denn er, von allen Hegelingen er allein, hat den grausen Wikingskönig mit dem Schwert berührt.

Aber Gudrun ist verloren. Wer darf jetzt in ihren goldenen Haaren spielen, wie er, einst, heimlich, in träumerischen Sommertagen? Hartmut der Normanne! Daß ihn die Hölle fräße, ihn und die Seinen!

Entsetzt reißt Dieter die Augen auf und richtet sich etwas empor. Ganz will es ihm nicht gelingen, die Brust schmerzt ohnemaßen, jeder Atemzug ist Qual, jeder Hufschlag ein Raub an seinem Leben. Die Sonne geht eben über die Mittagszeit, das Ziel ist noch Meilen über Meilen fern. Tränen stürzen ihm aus den Augen vor Verzweiflung und Angst, er zwänge die Botschaft nicht, er müsse vorher verderben am Wege. Sein Pferd ist jung und stark, das hält durch; aber mit ihm ist es aus, er tut

seinen allerletzten Dienst. Und weiter in fiebernden Gedanken, den Kopf am Rosseshals.

Zwei Meilen von der Landenge zu Herwigs Reich grüßen ihn Wälder, die er selbst in seinem glühenden Traum als die seiner engeren Heimat erkennt, dort, hinter jenem Buchenstrich, liegt Horants Hof. Der Knabe zückt unwillkürlich die Zügel zurück, das müde Pferd steht und äugt schnuppernd nach den grünen Wipfeln hinüber, dahinter die guten Ställe und die vollen Krippen winken. Zusammengesunken, bleich, blutig, alt hockt der Junge im Sattel und starrt nach der Stelle, wo sein Vaterhaus liegt, schaut mit geschlossenen Augen den großen Walnußbaum, den bunten Garten. Ach, jetzt vor dem Tor seines Hauses halten, so müde und wund, wie er ist. Die graue, gute, runde Schaffnerin, die Trud, höbe ihn aus dem Sattel, leicht wie eine Feder ist er ja, und dann zöge sie ihm die schweren Kleider ab, die Schienen, das Panzerhemd — den Helm verlor er unter Ludwigs Eisenfaust und hat ihn zu Matelane vergessen. Welch weiche, weiße Kissen haben die Betten in seines Vaters Hause, wie zart sind die dicken, roten, zerarbeiteten Finger der alten Trud auf seiner Stirn zu Werk mit kühlen Kräutern und Essigen, wie schmeichelt das Fleischsüpplein dem leeren Bubenmagen! Und dann kommt der Schlaf, der tiefe Schlaf in der Heimat, traumlos, flügelstill, dunkel wie ein abendlicher Weiher.

Der Sturm springt ihm wild und kühl in das Gesicht

und zerstört jählings die kargen Seligkeiten, kalter Schweiß perlt dem Knaben auf der Stirn. Er harrt am Scheidewege, ein Sieger, aber der ihn krönen soll, steht schon mit dunkelm Laube bereit. Der Junge bricht eine Gerte vom nächsten Baum und peitscht in Angst und Zorn um diesen kurzen Augenblick des Zweifels das erschreckte Tier, daß es schnaubend weiterrast. Gut, gut ists zu Hause; besser im Hause der Treue! Karg ist die Rast daheim, hier ist die Wohnung bei den Unsterblichen aufgerichtet.

So kommt er, ein Verlorener und kaum fähig der Sprache, in das Lager der Hegelingen und derer von Seeland.

Er liegt, das Haupt im Schoß des Vaters, auf der Erde, Könige stehen um ihn und grüßen ihn mit gesenkten Stirnen. Er hat keine Schmerzen mehr, der ungeheure Blutverlust führt ihn leicht wie einen Schläfer an das Tor Walhalls.

„Holt ihr Gudrun?" flüstert er und versucht, die Augen aufzuschlagen.

„Kind," sagt der alte Wate und reißt wild in seinem Bart, um unbewegt zu bleiben, „das tun wir, und wenn es nur um dich wäre!"

Der Knabe hört ihn nicht mehr, er lächelt selig, die Augen sinken ihm zu.

„Nun hab ichs gutgemacht, Vater," haucht er; nicht

lauter als der Flügelschlag eines Falters rührt die versagende Stimme die Luft, seine Glieder strecken sich aus und lassen die Seele aus ihrer Haft.

Horant bettet den Kopf seines toten Knaben sanft auf den Boden, deckt seine Mantel darüber und steht auf.

„Was soll geschehen, Herren?" fragt er hart, „rate du, Frute!"

Der kühle Rechner ist verändert, seine grauen Augen schießen Blitze. Er schreit in den Sturm, der nun mit unheimlicher Gewalt über die Felder braust:

„Ich soll raten? — Mit dem Kopf oder mit dem Herzen? Herren, ich weiß nichts, als diesen Hunden an den Hals zu springen, und müßten wir durch die Hölle. Ist denn hier einer, der anderen Rat befolgte?"

„Niemand von Ehre!" ruft Wate. „Auf! Brecht die Burg und laßt den Moorländer Frieden schwören. Und dann an die Kähne, ihr Herren!"

„Halt!" ruft Herwig und spricht das erste Wort nach der üblen Kunde, „ich versöhne mich dem Moorländer und gewinne seine Hilfe. Sein Vergehen ist gering, er hat sich tapfer geschlagen. Wer denkt anders?"

„Du bist ein König," neigt Frute das weiße Haupt vor dem Seeländer, „wer also sich selber beherrscht, ist der Krone wert. Wir wollen alle mitgehen und Sigfrid anrufen."

„Noch besser!" staunt Wate mit hellen Augen, „mir ist

der Kopf wüst wie im Fieber, und ich kann nichts anderes denken als Gudrun."

„Morung, du machst die Kähne klar, auch die Moorländer Roggen," befiehlt Hettel, „du, Irolt, führst den Heerbann an den Strand und sorgst für Vorräte. Zehn Knechte unter Wigaloisens Sohn reiten nach Matelane. Nun auf, Herwig!"

Der Hegelingenkönig sieht aus wie ein Gestorbener, die Stimme klingt wie aus Grüften. Stumm hastet die kleine Schar vor das Gatter der Königsburg.

Bleich und abgemagert sitzt Sigfrid im Wachtturm, der Dorestädter neben ihm, den Kopf in Tüchern. Er lief Wate vor das Schwert und entrann mit Mühe. Der Witz ist ihm ausgegangen wie die Vorräte, der Hunger zehrt an ihm wie eine Krankheit.

Der Moorländer hat die Gefangenen entlassen, Knechte und Mägde; seinen eignen Leuten schlottern schon die Kleider am Leibe, sie stehen bedrückt auf ihren Posten. Von Seeland ist nur noch Herwigs Schwester Herlind im Hause, sie wird mit allem versorgt, was die geringen Mittel erlauben, der Moorländer hält sie als das, was sie ist, als Herrin. Sie klagt nicht, niemals steht sie müßig; mit eigenen Händen füttert sie die letzte Ziege in den leeren Ställen und paßt auf die fremden Knechte, als habe sie hier noch immer Recht und Macht. Wenn Sigfrid sie

sieht, grüßt er höflich, und sein Herz schlägt laut. Aber von Liebe fällt kein Wort. Der Moorländer spricht überhaupt nicht mehr, der Zorn über die üble Lage, in die ihn der Fuchs von Dorestadt gebracht hat, frißt ihm am Leben.

Indes er finsteren Sinnes über dem letzten Krug Weins sitzt, belauert der Dorestadter das Treiben im Lager der Hegelingen, und seine Züge erhellen sich zusehends.

„Herr," sagt er leichthin zu dem Jungen, „mich deucht, wir sitzen hier die längste Zeit."

Sigfrid sieht ihn nicht einmal an. Er stülpt den silbernen Becher um, statt aller Antwort; kein Tropfen fließt heraus.

„Wasser und Haferbrei sind gut," fährt der Fuchs schmeichelnd fort, „aber ich will lieber noch einmal dem von Stürmen stehn als dieser schlottrigen Kost."

„Du kannst es ruhig tun," tröstet Sigfrid mit unbewegtem Gesicht, „im Laufen bist du ihm über."

Verblüfft fährt der Alte herum, starrt den König an wie einen Fremden. Dann heben seine tausend Runzeln ein seltsames Grinsen an, und er ruft aus:

„Sigfrid, die Zeit mit mir in dieser Einsamkeit ist nicht verloren, du hast gelernt wie der Beste. Jetzt will ich nicht verzagen und auf den unvergangenen Ruhm unseres Hauses trauen."

„Auch das kannst du," entgegnet der Bauernkönig kalt,

„zur Nacht falle ich aus und schlage mich durch. Mit Herlind."

„Bist du wahnsinnig?" schreit der Alte entsetzt, „nicht einer von uns kommt lebend an die Kähne! Und wenn — wer traute sich durch dies Wetter?"

„Keiner," fährt Sigfrid rasch fort und wird erregter, „hör an! Ich breche mit dem Hauptteil vor als wollte ich zum Strand. Das Lager verwirrt sich. Du stürzt dich indes, vom Sturm gedeckt, auf die Hegelingenpferde und treibst sie über die Dünen zur Landenge. Hawart reitet mit Herlind voraus. Du wartest auf uns und deckst uns, bis wir im Sattel sitzen. Dann ade, Jütland!"

„Sigfrid," sagt der Alte völlig ruhig, aber das Herz hämmert ihm vor Glück an den Harnisch, „das Stück kann gelingen, denn nicht einmal mir wird man solches zutrauen. Jedoch ich glaube nicht, daß wir mit solcher Meute im Nacken heil zur Heimat kommen, der Weg ist allzu weit. — Wenn der eigne Witz versagt, Herr, so tut man gut, den des Gegners abzuwarten und ihn nach eigner Laune zu wenden. Und siehe da, hier scheint etwas im Gange."

Damit deutet er durch die Fensterluke in die Dämmerung, schildlos nahen die Könige und ihre Fürsten der Burg.

„Was soll das?" ruft Sigfrid aufspringend, „weißt du mehr, Alter?"

Hademar lacht.

„Nein, Herr. Haferbrei ist gut, aber fremde Gedanken läßt auch er nicht erraten. Geduld, sie werden es dir nicht verhehlen."

„Auf die Mauer!" sagt Sigfrid und geht hinaus. Die Gäste sehen ihn und grüßen mit Achtung. Herwig führt das Wort:

„Hör an, Sigfrid! Die Normannen haben Matelane berannt und ausgeraubt. Gudrun ist in ihrer Gewalt —"

„Gudrun?" heult der alte Hademar laut auf, „das haben diese Räuber gewagt!" Er stöhnt vor Zorn und vergißt gänzlich, was ihn selber nach Seeland getrieben hat. Er ist von den alten Sitten, die versprochene Braut ist ihm heilig. Der Seeländer achtet seiner nicht und fährt fort:

„Wir haben keine Stunde zu verlieren, Herr, wir bieten dir Frieden gegen Frieden, ohne Buße."

„Nimms an! Nimms an!" flüsterte der Fuchs wie närrisch. Sigfrid schiebt ihn beiseit. Er ist bleich wie ein Jüngling beim ersten Waffengang und erwidert:

„Es sei, Herwig. Jedoch mußt du mir deine Schwester Herlind geben."

Selbst dem schamlosen Dorestadter bringt diese unerhörte Forderung ein Rot auf die Wangen, er flucht leise vor sich hin. Die unter der Mauer geben sich keine Mühe, ihren Unmut zu verbergen, Herwig ruft zornig:

„Willst du noch schachern bei unserer Not, die du selber verschuldet! Wahre dich und treibe uns nicht zum Haß!"

„Ich biete dir dafür", stottert der Moorländer nun auch errötend, „meine Hilfe gegen Ludwig. Auch sollst du mir Herlind nicht eher geben, bis wir Gudrun heimgeholt haben."

„Ihr Götter!" seufzt der Fuchs neben ihm, „das hast du gut gemacht." Herwig starrt finster zu Boden, die andern schauen den verwandelten Tölpel mit fassungslosem Erstaunen an.

„Tu es, Bruder," tönt mit einem eine volle Frauenstimme; neben Herrn Sigfrid steht die, die der Handel am meisten angeht, und des Königs Hand ergreifend spricht sie ohne Scheu: „Ich habe diesen Mann erkannt, Bruder, er ist unser nicht unwert, und seine Hilfe wird dir willkommen sein. Wie kannst du zögern in deinem Leide? Und müßtest du dein Reich verschenken — was gilt das um Gudrun?"

Da verläßt den Moorländer seine Bauernschläue und fällt ab wie Tau vor der Sonne. Er schreit mit seiner groben Stimme die Mauer hinab:

„Herwig, wir fahren und holen Gudrun! Du magst dann handeln wie du willst!"

ate und Hademar weisen den Herren ihre Boote an, dann treten alle noch einmal zusammen. Es ist indessen Nacht geworden, und solche sturmgepeitschte Dunkelheit, daß kaum die Fackeln mit ihrem Licht zueinander finden.

„Bei diesem Wetter segelt der Normanne nicht," sagt Hademar, „und wenn wir es tun, so versuchen wir die Götter. Aber es muß sein, und wer es übersteht, wird die Räuber treffen. Ich bin gewiß, sie liefen eine unserer Inseln an, oder gar die Küste, und harren auf bessere Zeit. Halten wir auf die Schelde, darüber hinaus können sie nicht gekommen sein."

Wate gibt ihm recht, desgleichen die übrigen, denen das friesische Meer bekannt ist. Sie schauen sich noch ein letztes Mal in die Augen, verabreden die Zeichen und verteilen sich auf die Schiffe. Sie treten an die Steuerruder, und es ist, als wichen die tobenden Wogen vor der Fülle alten Seefahrerruhms und zähmten sich. Die ersten Stunden in diesem dunklen Graus gehen schier über Menschenkraft, Hademar und Hettel brechen die alten Wunden auf, aber keiner ist in ihren Booten, der sich dem rasenden Nordost gewachsen fühlt; sie müssen es leiden und schaffen. Dem

alten Wate reißt ein Segeltau, zufällig fährt es ihm in die Hand, und er hält es mit seiner gewaltigen Kraft, bis es die Knechte neu verknüpfen. Aber seine Schwerthand ist zerschnitten und auf Wochen zur Tatlosigkeit verdammt. Er heult vor Wut wie ein Tier, dann sucht er es zu verbergen, um den Mut seiner Leute nicht zu töten. Sigfrid und Morung führen gemeinsam eine Kogge, der Mastbaum ächzt zum Erbarmen; doch wenn je einer gleichgültiger neben dem Tode saß, so der Moorländer. Er hat aus dem Hegelingenlager einen mächtigen Rindsbraten entführt und ißt unaufhörlich, bis an den Morgen, nichts geht über seinen Hunger.

Herwig spricht noch immer nicht; manchmal rauscht sein Schiff wie ein Schatten an Wates Nachen vorüber und gewinnt die Spitze des Zuges, als beflügle es der ungeheure, unsagbare Zorn seines Führers. Sein Gesicht ist so, daß sich seine Mannen scheu beiseit wenden, voll unendlicher Trauer und todbereiter Entschlossenheit. Ihm ist zumute, als sei er in der Vollkraft der Jahre und mitten unter lichten Blüten erblindet, so ist die Nacht in sein Glück gebrochen. Die See ist seine Heimat, allein um allen Ruhm der Erde, weiß er, hätte niemand und auch er nicht diese Fahrt gewagt. Jetzt sind alle ohne Murren dabei; es geht um Gudrun, und das ist viel.

Was tut er um Gudrun? Nicht mehr, als sein ärmster Knecht, nicht mehr als der Moorländer, der freiwillig mit

dem schäumenden Verderben ringt. Wo mögen die Normannen sein? In diesem Sturm auf See? Er will es nicht glauben, aber eine innere Furcht überredet ihn, an den wilden Räubermut zu glauben und ihrer hohen Schiffskunst zu trauen, um Gudruns willen. Die Gestalten seiner erregten Einbildung stehen um ihn her und scheiden ihn von den Freunden ab, so daß ihn Einsamkeit umfängt wie ein schwerer Mantel. Er wendet alle Möglichkeiten hin und her: versunken, geschlagen die Freunde, im Unglück, in der Gewalt der Räuber Gudrun, Jahre um Jahre. Er zwingt ihr Bild vor sich hin, ihre klaren Augen leuchten über ihm, und ihre süße Stimme schwingt sich zu ihm auf: Was fürchtest du, Herr? Wir haben einander lieb!

Da fließt ein Glanz über seine gequälte Seele, ein Glanz aus jenen rätselvollen Tiefen, die ihm eigen und die ihn neben die Edelsten stellen: er traut und glaubt an Gudrun und ihre Liebeskraft wie an die Sterne hinter den schwarzen Himmelsmauern; ihm wird leicht.

Und ein Tag, trübe und schrecklich in seinem hoffnungslosen Grau. Die Segel sind meilenweit auseinander, nur eines fehlt. Wates Horn grollt über die Wogen und weist die Richtung. Von Nachen zu Nachen schreien sie sich die Namen zu. Hettel und Horant jagen Seite an Seite, sie starren sich an wie Gespenster und schweigen. Grau und schorfig vom Sturm spannt sich die Haut über die

Backenknochen, Hettels Stirnwunde klafft mit schwarzen Rändern und gibt dem König jene Wildheit, um die er gefürchtet ist. Aber in seinen Augen flackert ein Schein, der Horant das Blut gefrieren macht, ein Wissen wie um Untergang. Horant will den Blick wenden und reißt das Steuer unmerklich zur Seite. Der König folgt ihm wie ein Schatten. Da schaut Horant voll in den wortlosen Gram, und die Treue, die zwanzig Jahre sein Herz mit Eisen umspannte, liegt wie eine Krone auf seiner Stirn. Das Haupt bricht Hettel auf die Brust.

Tausend Stunden hat dieser Tag, tausend Tode diese Stunden. Die Gedanken rennen voraus und kehren wieder, sie sind wie Feuer unter einem brodelnden Zorn. Sie wissen nicht, wo sie sind, schäumende Wasser und Dämmerung ist um sie her; sie vertrauen auf Wate und Hademar. Welch ein furchtbarer Lenz! Die Dunkelheit kriecht an, schwer und bedrückend, der Sturm sammelt seine letzte Kraft und pfeift mit kurzem Atem. Hademar schießt an den Nachen Wates.

„Sieh dorthin! Das ist der Wülpensand!" heult er mit zerborstener Stimme.

Feuer flammen auf und werden von rasenden Wogen verschlungen, wieder ausgespien, tanzen über die wilde Flut.

„Bei Odhin, es ist der Inselstrand!" keucht Wate, zit-

ternd vor Erregung, „sie sind es!" Und dann bricht der Mord aus seinen Augen, die stehen wie Flammen in seinem Gesicht. „Kannst du beidrehen?" schreit er Hademar zu, „warte auf die Unsrigen und jage sie auf den Strand. Ich muß ans Schwert!"

Er zerrt ein Stück aus seinem Mantel und schlingt es um die zerrissene Hand, dann faßt er das Schwert darin und weiß nichts mehr von Schmerzen. Er läßt das Steuer seinen Knechten und geht an den Bug.

Der Dorestadter kämpft mit dem Segel, sein Schiff fliegt wie eine Nußschale auf und nieder. Seine Knechte heulen statt seiner die Weisung Wates in den Lärm. Hettel und Herwig jagen vorbei. Der Moorländer steht mit dem nackten, riesigen Schwert am Mast und starrt neugierig auf den Strand. Horant und Irolt schießen in die Brandung; mit den letzten Frute, den Schmiedehammer statt des Schwertes in der Faust. Nun fehlen drei volle Schiffe, zählt Hademar, und vermerkt betrübt die Kogge Hawarts als vermißt. Eilig hastet er in den Wind.

Die Normannen stehen am Ufer, eine eiserne Mauer, Reihe um Reihe.

„Diese Rast ist unser aller Ende," sagt Godofrid erbleichend, „wenn Wate auf jenen Nachen ist, so seien uns die Götter gnädig!" — Ludwig lacht ingrimmig auf.

„Weiber, die plärren und Furcht haben, sollen hinter

uns treten! Der Alte kommt mir just zur Stunde, mich dürstet, einmal wieder einem Mann unseres Schlages zu stehen! Ihr Herren," ruft er und vergißt, daß er König ist, „wer uns über diesen Streit hilft, soll reicher sein als je zuvor. Mich dünkt, die Hölle selber kommt dort angeschwommen," und leise zu Hartmut: „Wo sind die Frauen?"

„Auf den Kähnen in der westlichen Bucht. Vater —" ein feines Rot steigt ihm in die Wangen, „mich reut dieser Kampf nicht, er wäscht manchen Flecken ab."

„Narr!" zischt der Wiking wütend, „spiele nicht mit deinem Stolz und hüte dich im Streit. Wir haben mehr zu verlieren als Leben und Ehre!"

„Mehr?" grollt der Junge. Seine dunkeln Blicke liegen auf dem Frevler.

„Krone und Liebe!" trotzt es zurück, „mir fallen die Jahre ab, sehe ich dies Weib vor mir. Bei Gott, es ist die schönste Frau der Erde!"

Da überwogt den Jungen die Leidenschaft; die Freude am Leben, das eben anhebt, sich rosenrot zu färben, erwacht mächtig und drängt den Todesmut zurück — dort brausen die Feinde heran, in wenig Augenblicken pfeift das furchtbarste Schwert des Nordens über ihre Helme, und er fühlt, hier können nur Wunder raten und retten. Ludwig eilt an den Reihen seiner Mannen vorbei und verspricht goldene Berge. Zu dieser Stunde offenbart sich in seiner

elenden Seele das grausige, verachtende Heldentum, das ihm einen Schein von Größe, ja von Würde gibt. Er ist ein Spieler, der alles um eines wagt, und der, durch lange Jahre vom Glück umworben, auf die eigne Kraft vertrauend kühn sich über sich selbst erhebt.

Riesenhaft werfen die Feuer Wates Schatten gegen das Segel, die Tapfersten erbeben beim Anblick des gewaltigen Greises, dessen Ruhm durch alle Meere klingt, der ein Heer aufwiegt und in Zornesglut Entsetzliches tut. Die Speere umsausen ihn wie stiebender Bergschnee, in Fetzen umflattert ihn das Segel. Dann knirscht das Boot mit ächzenden Planken an den Strand, und mit rasendem Sprung verschwindet der Riese in einer Eisenwolke, taucht auf, rudert mit blutigem Schwert und brüllt mit Donnerstimme seinen Schlachtruf. Ludwig rennt ihm entgegen, jenem gleich an Alter, Körpermacht und Wildheit, aber Wate schlägt ihn durch Schild und Helm zu Boden. Ein Normannenhaufe drängt ihn ab von ihrem König, der erhebt sich und sucht mit verzerrtem Gesicht nach schlechteren Feinden.

Herwig erklettert triefend den Strand. Unweit des Ufers lief sein Boot auf Sand, mit den Seinen springt er in die Brandung, ganz in Eisen, und schwimmt an den Streit. Er schreitet neben Hettel, schildlos, das Schwert in beiden Händen. Ihr Schmerz und ihr Zorn, denen jedes Wort zu laut und kläglich dünkte, lodert blutigrot

in den Feuergarben, die ihre Schwerter aus den Feindeshelmen schlagen. Blindlings schreiten sie; sie streiten nicht, sie morden. Nun werden sie voneinander gedrängt, Hetteln ereilt das Schicksal. Aufheulend vor Wut über Wates Schlag tobt Ludwig in den Reihen der Hegelingen, bis er Hettel ersieht. Dem Hegelingen strömt das Blut aus allen Ringen, noch von seinen Wunden kaum genesen, fühlt er die frischgeschlagenen doppelt schwer. Aber der Haß verleiht ihm die alte Hünenkraft, und er zerhackt den wilden Räuber fürchterlich. Vom Streite hin und her gezerrt geraten sie an die Lagerfeuer, der plötzliche Schein blendet Hettel, und der Augenblick genügt für Ludwigs Todesstreich. Lautlos bricht der Hegelingenheld zusammen.

Starr stehen, die es sehen müssen, Hegelingen und Normannen. Selbst Ludwigs Antlitz zeigt eine flüchtige Bestürzung. Mitten im Morden ereilt die Kunde Wate von Stürmen. Er weint nicht, er brüllt auf, mit einer Stimme, die nichts Menschliches mehr an sich hat, und er stürzt sich in den fliehenden Normannenschwarm und badet im Blut, ihm nach mit grenzenloser Wut Sippen und Freunde. Bleich, die Augen tief in den Höhlen, voll Trauer und Ernst, ein Engel des Todes geht Horant durch die Normannen und bricht sie, als bräche er Schilf. Der Moorländer kämpft neben Herwig, sie stehen auf einem Leichenhügel.

Ludwigs Sache ist verloren, aber er ist nicht der Mann, sich zu ergeben. Er läuft aus dem Streit und befiehlt, die Feuer zu löschen. Da fällt die Dunkelheit wie dichte Decken über den Wülpensand, nicht einmal die, so Brust an Brust stehen, erkennen sich. Die Maßlosen morden Freund wie Feind, Horant erschlägt einen seiner nächsten Sippe. Er erkennt ihn an seinem letzten Schrei und sinkt ohnmächtig neben den Toten hin.

„Frieden!" brüllt der Seeländer über den Strand, „reicht euch die Hände und schart euch zusammen. Was hier geschieht, ist Mord!"

Wate tastet und ruft sich zu ihm hin. Sie kauern beieinander auf den Boden nieder und lassen sich die Namen derer sagen, die leben. Wer von den Normannen nicht zu Ludwig fand, wird erwürgt.

„Schlaft!" befiehlt Wate, „ich wache!"

„Ich mit!" sagt Herwig und horcht in den Sturm. Unfern von ihnen werfen sich die Ludwigsmannen krachend auf ihre Schilde und rufen sich die Namen unter Getöse zu. Dumpf stampft die Flut über die Dünen, die Wunden stöhnen und wimmern, hin und wieder gellt ein Todesschrei, von den Lüften gepackt und mitgerissen wie ein Geisterlaut, über die Insel. Leise, als begingen sie einen Raub, sinken sich die beiden Wächter in die Arme und küssen sich, beglückt in allem Leide ob des gemeinsamen Empfindens.

Horant, noch halb von Sinnen, taumelt empor und irrt in die schwarzen Tiefen um ihn her. Mühsam besinnt er sich, wo er sich befinde und wer die Schläfer seien, die er bei jedem Schritt berührt. Welche Nacht! Er muß gleich einem Erblindeten die Füße setzen. Eine furchtbare Gewalt treibt ihn vorwärts, irgendwohin, wo seine Sinne einen Punkt fassen können, der ihm zeigt, daß er noch auf der Erde ist, der ihm das Gefühl zurückgibt, in der Wirklichkeit zu atmen. Nach einer Zeit, die ihm Ewigkeit dünkt, schäumt die Brandung vor ihm, es ist so dunkel, daß selbst der weiße Gischt nur wie ein grauer Nebel glimmt. Horant sinkt in die Knie, eine Erlösung ist ihm das Meer. Er bindet den Helm herab und badet sein Gesicht in der Flut. Ihn dürstet unsäglich, er denkt an die Schiffe zu gelangen, wenn er sich zwischen Welle und Ufer entlang tastet. Er will den Helm wieder aufheben, aber die Dunkelheit hat ihn schon verschlungen. So irrt er barhaupt weiter, härter von seinen Gedanken als vom Durst gepeinigt.

Hettel tot!

„Habe ich je mit dir gehadert, Gott?" stammelt er aus heißem Herzen, „du gabst, die ich liebte, einem andern, du nahmst mir Weib und Kind — ich habe nicht geklagt. Heute mußt du es mir erlauben, Gott, denn du suchst mich gewaltig heim. In welche Versuchung führst du mich, den Alternden?"

Noch steht Hilde in dem Sommer ihres Lebens, eine späte Rose zwar, aber doch eine, deren Schönheit über viele Knospen geht. Wer war denn Hettel? — Ein König! Aber das ist gleich. Ein König ist Horant auch, obzwar von einem anderen Reich.

„Hettel, Hettel! Was verfolgst du mich in deinem Tode?" stöhnt er bitter auf, „o Hilde, Hilde, wir hatten uns lieb und haben es noch, aber Hettel steht ewig zwischen mir und dir, wir kommen nicht darüber hinweg. Und wenn uns die starke Liebe schwach macht, und wenn wir einander begehren — wir müßten es tausendfach büßen, mitten im Rausch: der Tote, der um dich und dein Kind verdarb, drängt sich zwischen unsere Lippen!"

Ach, Horant kennt das menschliche Herz zu gut. Bevor sie geschehen ist, kostet er die Tat im Geiste durch bis auf die bittere Neige. Er darf sie nicht besitzen, der Unvergeßliche wehrt ihn ab. Nichts bleibt ihm als Verzicht, er, er, der genießen könnte wie keiner — warum darf er nicht glücklich sein? Er weiß, das Leben neben dieser Frau geht über seine Kraft, er weiß, mit einer trostlosen Freude, auch sie wird begehren ohne Ende.

Er ist der Verzweiflung nahe und taumelt über die Watten, von denen beginnende Ebbe alle Wasser langsam fortzieht.

Mit einem durchzuckt ihn der Gedanke an die Normannenschiffe. Wie, wenn er sie fände! Laut klopft sein

Herzschlag durch die Nacht, durch Sturm und Brandung hört er ihn. Wo waren die klugen Köpfe der Hegelingen? — Sie schlafen, entschuldigt er sie, zwei Tage und eine Nacht wachten sie in furchtbarem Werk. Er kann sie nicht wecken, er findet sie doch nicht. Er hastet vorwärts, er allein, das Schwert mit heißen Freuden in der Faust. Am feuchten Schlick, an den Wassern neben sich fühlt er, wo er steht; zu sehen vermag er immer noch nichts. Hundertmal stolpert er zu Boden, der Schweiß rinnt ihm trotz der Kühle in großen Tropfen von der Stirn.

Und er findet die Schiffe, er hört ihre Nähe an den klatschenden Seilen. Der Sturm erstickt seine Schritte, er tastet sich von Bord zu Bord, ein Wimmern leitet ihn und der gedämpfte Schall von Stimmen. Nun steht er am Boot, darin die Frauen sind; das Weinen kommt von Sunnihild. Die Frauen liegen am Mast, das Goldhaar Gudruns leuchtet schwach, aus Hergarts Spange blitzt der grüne Stein. Am Steuer sprechen die Wachen, zwei, drei, miteinander, ihr Eisen klirrt. Lautlos steigt Horant über die Borde und schleicht sich an die Mädchen, er trifft auf Hildburg, die mit Stricken umwunden am Boden liegt.

„Horant ist da," flüstert er dicht an ihrem Ohr, „erschrick nicht!" Sein Gesicht liegt an ihrem Haar, sie wendet langsam den Kopf und erkennt ihn.

Zitternd schließt sie die Augen, von der Erregung des

Augenblicks halb betäubt; dann haucht sie zurück: „Bist du allein? Siegten die Unsrigen nicht?"

„Der Kampf steht. Wieviel Normannen sind hier?"

„Drei, Herr! Rette Gudrun, wir andern lenken die Wächter ab."

Ein angstvoll bebendes, gefesseltes Händepaar tastet nach seiner Rechten, ein flehender Blick irrt durch die Dunkelheit. Horants reiches Herz wird übervoll. Welche Frauen wachsen in seiner Heimat!

„Mädchen, das vergessen wir euch nicht! Du hast recht, es muß sein; sage es Gudrun und den Frauen und löse ihr die Fesseln!"

Damit durchschneidet er ihre Stricke und reicht ihr den Dolch. Er horcht nach den Wächtern, die schwatzen weiter. Das Wimmern Sunnihilds verstummt, eine zarte Mädchenhand gleitet über sein Gesicht, und eine Welle goldenen Haares überflutet ihn. Es ist Gudrun.

„Wo ist mein Vater, Horant?"

„Eile, Herrin!" erwidert Horant und fühlt ein Erblassen über seiner Stirn, „nimm das Kleid über den Kopf, deine Haare leuchten."

Eine Weile bleibt alles still, Horant erlebt einen unbeschreiblichen Augenblick. Dann sagt Gudrun wiederum:

„Lebt mein Vater, Horant?"

In dieser Stimme, zart wie ein Hauch, ist eine Kraft voll Stahl. Horant reißt es hin.

„Herrin," spricht er, „König Hettel ist tot. Aber Herwig und Wate leben."

Sie schweigen. Herzzerreißend jammert Sunnihild, die Wächter fluchen und lachen. Endlich sagt Gudrun:

„Ich fliehe nicht ohne die Frauen. Töte die Wächter, die Dunkelheit deckt uns alle."

Horant lauscht in den Wind, der bringt ein eisernes Klingen von der Insel mit.

„Um Gott, Herrin! Normannen kommen!"

„So eile!" sagt Gudrun, ihre Wunderaugen schimmern dicht vor seinem Gesicht. Da steht er auf, ohne Widerstand, und zieht das Schwert leise aus der Scheide.

„Horant!" schreit es jählings hinter ihm, „nimm uns mit!"

„Das war Hergart!" empfindet er noch mit grimmigem Haß, dann saust sein Schwert wie eine Axt auf die dunkle Masse vor ihm, und das warme Blut spritzt ihm ins Gesicht. Lärmend setzen ihm die beiden andern zu, hinter ihm, von der Insel, toben Waffen. Feuer rinnt in seinen Adern, mit furchtbarem Schlage wirft er den nächsten Feind zu Boden, der letzte weicht fluchend zurück. Horant reißt Gudrun in seinen Arm und will sich über Bord schwingen, aber es soll ihm nicht gelingen. Jach lodert eine Fackel auf, hundert Hände greifen nach ihm, ein Netz fliegt ihm über Kopf und Schultern, und Gudrun wird von seiner Brust gerissen. Da brüllt er laut auf, und seine klingende

Stimme rast in Not und Zorn gewaltig wie ein Hörnerstoß gegen die Wetter. Eine Eisenfaust trifft seinen unbewehrten Kopf und senkt ihn in Nacht.

Die Normannen drängen sich um die Schiffe, die Fackel, von einer Brünne gegen die Insel gedeckt, muß ihnen leuchten. Rasch sind die Frauen wieder gebunden, die Kähne werden in die schon weiter zurückgewichene Flut geschoben.

„Das war Rettung in letzter Stunde!" sagt Godofried aufatmend, „der Himmel war uns gnädig."

Der Würger steht neben ihm, ein Hohnlachen schüttert seinen grauen Bart.

„Nein!" schreit er mit wilden Augen, „die Götter lieben das Dunkel nicht! Diesmal stand uns die Hölle bei und sandte ihre Schatten. Ich gäbe einen Finger, könnt ich das Gesicht dieses weißhaarigen Wüterichs morgen beim Erwachen sehen!"

Und dann, jählings in einen grausigen Ernst stürzend und mit flackernden Blicken, raunt er Hartmut und seinen Herren zu:

„Wir fliehen hier wie Weiber vor dem Tode, und ich habe in meinem langen Leben keine üblere Stunde überstanden. Herren, wir mästeten uns an unserem Raube und wurden schwach! Jetzt heißt die Losung Krieg bis aufs Messer gegen alle, die heimlich oder offen über uns die

Nase rümpfen. Wir bringen schartige Schwerter mit nach Hause, sie sollen an Feindeshelmen geschliffen werden!"

Herwig und Wate wachen. Stumm wie Leichen liegen die Schläfer um sie her, selbst die Wunden sind von der Müdigkeit bezwungen.

„Wie still sind die Normannen!" argwöhnt Herwig, „sollten sie die Flucht wagen?"

„Sind diese laut?" fragt Wate achtlos dagegen und fährt mit dem Arm durch die Nacht. „Sei ohne Sorge, der Räuber fühlt sich mit seiner großen Macht sicher. Morgen schlägt seine Stunde, er soll mir nicht zum andern Mal davon!"

„Dieser Mann ist für mich!" sagt Herwig ruhig, ohne Prahlen, „ich schulde ihn Gudrun."

„Ich auch!" trotzt Wate nach einem Zögern, „wahre dich vor dem, der wilde Greis hat eine unbändige Kraft in seinen Knochen und ficht verschlagen."

„Du bestärkst mich nur, Wate," gibt der Seeländer mit einem innerlichen Lächeln zurück, „mich gelüstet nach einem Gewaltigen, und fast tut es mir leid, daß ich nicht dir selber gegenüberstehen darf."

„Was?" tut Wate verblüfft; solches Gelüst hat er in seinem langen Leben nicht vernommen, so sehr ist er seines Übermaßes gewohnt. Und dann zuckt es freudig um seinen Mund:

„Bei Odhin, es würde mir nicht leicht! Ich sah Hettel unter deinen Streichen schwanken wie ein Rohr im Wind, und der König, mußt du wissen, stand mir in nichts nach — —" er stöhnt tief auf und vergräbt den Kopf in den Bart, sein Heldensinn, noch in seinem Alter mit einer edlen Kindlichkeit gepaart, ergießt sich in Tränen:

„Mein König tot!"

Sie finden beide keine Worte mehr und starren vor sich hin. Plötzlich fährt Wate aus seinem Schmerz:

„Hörtest du nichts? Mir war, Horant rief!"

Sie lauschen erregt in die Finsternis, nichts klingt herüber als das Geheul des Nordost. Er rast in kurzen Stößen über den Werder.

„Es ist nichts," sagt Herwig, „der Sturm geht zu Ende. Horant schläft."

Wieder jagen die Gedanken durch ihre Einsamkeit. Es sind noch Stunden bis an den Morgen. Wate darf endlich einmal an sein Kind denken, aber er tut es, als beginge er einen Raub, und eilig löscht er das Bild Hildburgs aus. Jeder Tropfen Bluts in ihm gehört Gudrun, als fände neben dieser edelsten Blüte des Hegelingenlandes nichts anderes Raum noch Wert.

Der Morgen dämmert, bei verschlossenem Gesicht. Der Sturm ist vergangen, reine Lüfte ziehen vor der Sonne her.

„Es ist Zeit," sagt Wate und steht auf. Sein Antlitz

ist brennend rot von dem wilden Wind. Er nimmt das Horn von der Schulter und setzt es an den Mund, dröhnend hallt der Weckruf über die Schläfer, die taumeln verstört von der Erde. Sie sammeln sich im Augenblick, Wate hat das Schwert aus der Scheide gerissen, es ist schwarz von altem Blut. Sie starren auf den Sandhügel, nichts regt sich als das rauhe Gras der Dünen. Wie auf ein unsichtbares Zeichen stürmen sie alle darauf hin, finden nichts als die graue Wüste, die leeren Watten — — endlich ein zerbrochenes Normannenboot.

Der Riese zittert, daß die Harnischbänder aufspringen, seine Augen flammen schreckhaft geweitet. Ortwin steht neben ihm, sein Knabengesicht ist erzen, er ruft mit harter Stimme:

„Nach, ihr Freunde! Sie können nicht weit sein, wir müssen sie erjagen!" Und wendet sich zum Meere.

„Nach!" brüllt Wate, und stürzt blindlings folgend an den Strand, sein Alter vergessend, jeder Überlegung bar. Herwig steht über sein Schwert gelehnt und schaut dem Haufen nach. An seinen verkrampften Händen schwillen die Sehnen weißlich an, seine Stirn ist grau wie die See, von Furchen zerschlagen wie ein Greisenhaupt. Schwerfällig löst er sich von der Stelle und geht an den Strand.

Da steht Frute und hält die Eifernden, Wate sitzt auf dem Schilde und hat den Kopf in den Mantel geschlagen,

Ortwin ringt mit dem Moorländer, der ihn halten will. Frute spricht:

„Sie sind davon, der Teufel hat sie entführt. Der Wind hat sich gegen uns gewandt und schickt uns in die Heimat. Seht euch um und zählt die Lebenden — wir sind auf Jahre zerschlagen!" Er tastet mit den kühlen Augen die Reihen ab. „Wo ist Horant?" fragt er jäh und erblaßt in seinem unbewegten Gesicht.

Da fährt Wate auf und starrt wild umher. Er ringt nach Worten.

„Frute hat recht," keucht er, „sie sind davon, und Gudrun ist verloren. Tut die Waffen aus der Hand und legt die Toten nebeneinander auf den Strand, wir müssen wissen, wie groß das Elend ist."

Sie gehn an ihre traurige Arbeit. Zu oberst liegt Hettel, schwertlos, mit wildem Totenantlitz. Der Dorestadter wird neben ihn gebettet, über zwanzig Wunden bedecken seinen Leib, sein Mund ist offen zu einem grausigen Lachen. Sigfrid kniet neben ihm und weint wie ein Kind. Und Reihe um Reihe, das will nicht enden. Horant fehlt.

Vom Strand bringt einer seinen Helm. Da verfolgen sie seine Spuren bis an den zertrümmerten Normannenkiel, und ein Jammern bricht los, als sei nun erst ihre Not vollendet. Irolt, der Horants Nachbar war, ist nicht zu zähmen in seinem Zorn.

„Laßt uns die Toten begraben," rät Herwig tonlos.

„Diese nicht!" schäumt Irolt, auf die Normannen weisend, „die Hunde sollen verfaulen!"

„Horant hätte sie begraben!" stammelt Ortwin.

„Du hast recht, Herr," entscheidet Wate ruhig und gibt dem Jüngling zum ersten Mal die Rechte, die dem Sohne Hettels anstehn, „den toten Feind soll man ehren." Errötend tritt Ortwin zurück.

Klar, vom Unwetter geläutert, steigt der Tag empor, strahlend wandert die Sonne über den blutigen Werder. Mit den Schwertern schaufeln die Lebenden die Toten ein, Hügel an Hügel wölbt sich. Zuletzt liegt Hettel da, das Haupt auf dem zersplissenen Schild gebettet. Stumm stehen die Männer um Wate.

Der Alte beugt sich nieder, löst den goldenen Reifen vom Helm seines Herrn und hebt ihn hoch.

„Ortwin," sagt er, „neige dich her!"

Schweigend gehorcht der Jüngling und empfängt das Königszeichen auf das entblößte junge Haupt. Dumpf schallen die Heilrufe, erstickt vom Leide.

Wate erhebt sich, so war ihm nie. Nun ist er alt geworden.

„Ich gebe dem letzten Hegelingen die Krone," sagt er langsam, „belastet mit einer übergroßen Schuld. Die trage ab, Herr, und ehre dein Geschlecht!"

„Helft mir!" ruft Ortwin überwältigt und streckt beide

Hände gegen seine Sippe aus. Der Jammer bricht aus seinen Augen, er schämt sich seiner nicht.

Dann begraben sie Hettel mitten zwischen den Seinen, Wate will es so: er liege mitten im Meere, das seine Kinder trennt, und er rufe aus seinem Schweigen unaufhörlich nach der Erfüllung dessen, was ihn bis zuletzt bewegte.

Sie schreiten an die Schiffe, Ortwin zwischen Frute und Wate.

„Was wollt ihr tun?" fragt Ortwin, „um Gudrun haben wir alles vergessen. Eure Töchter sind in gleicher Not."

Wate zuckt die Achseln. Mit schmalen, blutlosen Lippen entgegnet Frute:

„Meine Tochter? — Ich weiß nur von Gudrun!"

„Wir rüsten und fahren noch in diesem Mond!" knirscht Ortwin, aber Herwig wendet sich mit dem gramerstarrten Antlitz zu ihm und sagt, auf die Hügel deutend:

„Wen willst du rüsten? — Wann die Waisen zum Schwert erwachsen sind, dann fahren wir. Jetzt, ihr Herren, hebt unser Leid erst an."

Keiner wagt zu antworten, beklommen harren sie am Strande auf die Flut. Als sie die Segel hissen, schaut aus aller Augen die gleiche Frage, alle Herzen schlagen vor unnennbarem Weh: wer bringt das vor die Königin?

„Ich!" sagt Wate, und die Worte rinnen ihm wie Tränen in den Bart: „Und auch, daß Horant fehlt!"

Zweites Buch



n den südlichen Landen werden Sklaven paarweise an die Ruder von ihrer Herren Schiffe gekettet. Da will es die Laune des Schicksals nicht selten, daß zwei, die sich im Leben unversöhnlich befehdeten, bis an den Tod zusammengeschmiedet bleiben.

So sitzen Leib und Seele auf der Ruderbank des Lebens zu Qualen und Freuden. Das Eine kann lachen, wenn das Andere weint, eins muß hungern, während sein Gespann gesättigt ruht. Sie wissen nicht, wen die Fesseln härter drücken, sie wissen nichts voneinander, als daß sie sich befehden.

Horants Hände sind scharf mit Stricken umwunden, seine über den Rücken gebundenen Arme werden steif wie Stöcke. Er muß furchtbar leiden. Aber ob es nun eine Grenze der ertragbaren Schmerzen gibt, wo sie zu mächtig werden, als daß man sie fühle, oder ob seine Seele also im Glück ist, daß sie die irdischen Leiden nicht mehr erreichen — von seinem Antlitz lächelt eine Seligkeit, wie die von Kindern, die sich vor irgendwelcher Gefahr gerettet sehen. Horant weiß, es sind die eigenen Teufel, denen er entronnen ist. Nun darf er Tag und Nacht nach

Hilden verlangen, es wird eine ungefährliche Sehnsucht bleiben.

Als er die Augen zum andernmal aufschlägt, ist es heller Tag, die Normannen hocken mit finsteren Gesichtern auf den Bänken, die feige Flucht nagt ihnen am Herzen. Zornig peitschen die langen Ruderriemen in die morgengoldene, von einem sanften Hauch gekräuselte Flut, gleißend, funkelnd rinnt von den schwebenden Schaufeln das Prachtgeschmeide des Lichtes nieder in die Tiefen.

Horant liegt vorn im Bug, neben ihm kauern die Frauen, bleich und übernächtig, aber von Banden frei. Hergart sitzt mit Sunnihild seitab, Gudrun und Hildburg starren unentwegt in die Sonne.

„Sie kommen nicht," sagt Gudrun hart, „sie sind zerschlagen und zu schwach für diese Vielen. Laß es gehen, Hildburg."

„Nein," sagt die Tochter Wates, und zwei schimmernde Perlen entfallen ihren Augen, die vom Sonnenlicht geblendet sind, „mein Vater kommt, er fürchtet sich nie."

Stöhnend drückt Horant die Stirn an die kühle Verschalung, er weiß es besser. Gudrun hat recht, sie sind zerschlagen auf lange Zeit. Da kniet Gudrun mit einem Aufschrei an seine Seite:

„Du lebst, Horant, du lebst!" murmelt sie, seine Stirn küssend. Dann wirft sie mit einer zornigen Gebärde die gelösten Flechten zurück und sagt mit wildem Ausdruck:

„Horant, und ich freue mich dessen noch! Ich sollte klagen, daß wir nicht alle verdarben. Denn nun wird unser Leben nichts als ein einziger Tod sein."

„Bis auf jenen Tag," flüstert Horant, den das Leid Gudruns erbarmt.

„Welchen?" fragt Gudrun mit entrückten Mienen. Horant entgegnet: „Da Herwig kommt und dich heimholt."

Da neigt Gudrun das Haupt und schweigt lange Zeit. Endlich, als wolle sie seine Rechte drücken, legt sie die Hand auf Horants Herz.

„Hab Dank, Horant, ich will es nie wieder vergessen."

Über ihr junges Angesicht zieht ein mit edler Trauer gepaarter Ernst. Ihre tiefen, warmen Blicke schwören zur Heimat gewandt einem Unsichtbaren Vertrauen zu. Dann faßt sie sich und lächelt, auf Hildburg weisend:

„Siehe jene! Sie glaubt stärker denn wir alle. Sie späht nach Wate, seit die Dunkelheit wich."

Horants Blicke wandern mit dem deutenden Finger und erfassen mit der frommen Demut Hildburgs den hochmütigen Kopf Hergarts.

„Jede nach ihrem Vater," sagt er leise, „des klugen Frute Tochter sieht sich nicht mehr um."

„Die Verräterin," herrscht Gudrun mit flammenden Augen, „ohne sie wären wir frei!"

Horant erstaunt vor diesem Zorn.

„Ein schwaches Weib," entschuldigt er.

„Eine Dirne!“ verurteilt Gudrun.

Sie starren schweigend in den blauen Himmel, der von den Schatten der letzten Tage nichts mehr weiß. Leichte weiße Wölkchen zerfließen an seinen Rändern in tändelndem Spiel. Die weite Wasserfläche sprüht in tausend Farben.

„Das All betrügt uns immer wieder,“ denkt Horant. „Was bilden wir uns ein, es richte sich nach unseren Stimmungen, Kämpfen und Freuden. Es fühlt nichts mit uns gemeinsam und spielt sein eigenes Spiel.“

Gleichgültig wendet er sich ab und betrachtet die Normannen. Am Mast sitzt Ludwig und stützt die Hand auf ein Schwert, das Horant kennt. Er erbleicht vor Zorn und Haß, und ein Fluch entfährt ihm widerwillen. Da folgt Gudrun seinen Augen, jählings entstürzen ihr die Tränen.

„Mörder,“ schreit sie laut, „das ehrliche Schwert Hetels macht deine Hände nicht weiß!“

Langsam steht der Würger auf und schreitet auf sein Opfer zu. Er will höflich sein, aber die Höflichkeit wird zwischen seinen Wolfszähnen zu Hohn und Spott.

„Was soll ich wohl mit weißen Händen? Laß das Flennen, Kind! Du fährst zu Ehren und Freuden. Schlage dir den Seeländer mit seiner Bettelhabe aus dem Sinn. Hier ist Hartmut und das fröhliche Herz der Normandie.“

„Eher läge ich tot," spricht Hildens Tochter dawider, „wie kann mich der zu minnen wagen, der deinem niedrigen Stamm entsproß!"

Hartmut, der neben dem Vater steht, erblaßt, und eine Wetterwolke treibt auf seine Stirn. Horant lacht schallend auf. Der Würger aber, schäumend vor Wut, springt auf die Kühne zu, packt sie mit der Mordhand bei den Haaren und wirft sie in die Flut.

„Ruder hoch!" donnert Hartmut, und im selben Augenblick verschwinden zwei Leiber in den Wogen. Horant taucht mit gefesselten Händen, mit den Zähnen erfaßt er Gudrun am Gürtel und ringt mit ihr empor. Dann schießt Hartmut mit langen Stößen heran und trägt sie an Bord. Horant ziehen die Ruderknechte ins Schiff und schleppen ihn an seinen alten Platz.

Der Alte rührt sich nicht. Er sieht kaum auf die Triefenden hin. Gudrun ist bei Sinnen. Ihr Mantel schwimmt weit in der blitzenden See. Das feuchte Hemde legt sich dicht an ihren Leib und zeigt einen makellosen Wuchs. Sie fühlt die Blicke des jungen Königs verzehrend auf sich ruhen, vor Scham und Unmut sinkt ihr die Wimper. Hildburg schützt sie mit dem eigenen Mantel.

Zitternd vor Angst kriecht Gunnihild in die äußerste Ecke und schluchzt, den Kopf im Schoße Hergarts, die schadenfroh und hochmütig lächelt.

Vor Ludwig steht Hartmut, ringt nach Worten. Spöttisch äugt ihn der Alte an. Da bricht der rasende Zorn in dem Jungen los, er schreit den Grausamen an, mit schütterndem Schwert:

„Was vergreifst du dich an meinem Weibe? Wärst du nicht mein Vater, bei den Göttern, ich erschlüge dich!"

Laut auf lacht Ludwig, eine wilde Freude reißt ihn fort.

„Bis jetzt bin ich ungescholten in mein Alter gekommen, sag das deinem — Weibe! Uns lodern Flammen im Blut! Ich merks, du bist meines Stammes."

Hartmut stößt einen Fluch zurück. Ein bitteres Lachen zuckt um seine Lippen.

„Deines Stammes!" sagt er verächtlich, „ich hörte es eben aus anderem Munde und gewann wenig Freude davon."

Er setzt sich neben die Frauen auf einen Schild und stiert in die Wogen. Gudrun sieht er nicht mehr an. Nach einer Weile steht er auf, zieht seinen Dolch und durchschneidet schweigend die Fesseln an Horants Händen. Horant verneigt sich kühl, ohne ein Wort; über seine höfische Zucht kann niemand. Er bettet sich bequemer und stützt den Arm auf ein zusammengerolltes Segeltau. Aufmerksam betrachtet er das in sich versunkene Antlitz des Normannenerben und bewundert, alles Vergangene von sich streifend, die kühnen, edlen Züge, die, gepaart mit flammender Jugend, welsche und nordische Tugend seltsam

vereinen. Noch haben Leidenschaften dies Gesicht nicht zerrissen, diese Seele scheint, von Trauer und Ekel schon zu Anbeginn gepackt, das wilde Übermaß des Vaters herrisch in seine Schranken gewiesen und mit der scheidenden Kunst des göttlichen Bildners ihrer äußeren Erscheinung nur jenes eingemeißelt zu haben, das ihr anstand und ihr vom guten Kern dahingeschwundener Ahnen überliefert ward. Nichts zeigt den Sohn des Würgers und der welschen Hoffart als die harte Falte, die ein trotziges Herrentum mit unerhörtem Hochmut eingraben — ein Baldur, der verdammt ist, als Loki über die Erde zu gehen.

„Wie wirst du diesen bestehen?" denkt Horant und sieht Herwig von Seeland vor sich, treu, tapfer, zäh, von derselben schlichten Armut wie sein Land, durch nichts ausgezeichnet als durch die Tugenden, die der friesischen Volksgemeinschaft nachgerühmt werden. Einen Atemzug lang verfällt Horant seinen Sorgen, dann wird sein Herz wie von dem Feuer seines Heimatherdes durchglüht, und er sieht alle die Tugenden seines Volkes, die er stets so selbstverständlich hingenommen hat, zu ihrer wahren Größe sich aufrichten und sieht sie beglänzt von jenem ewigen Schein, den alles Beständige und die Zeiten Durchdauernde gleich einer heimlichen Krone trägt. Er lächelt, beglückt von dem Adel seines Volkes, und die Blüte der verwelschten Normannen, durch Zufalls Gnaden aus zerstörten Tempeln aufgebrochen, verliert ihre Macht. Er traut dem Herzen

Gudruns mehr als dem schärfsten Auge, und er weiß, ihr Herz vergißt seines Volkes nie. Er traut Herwig und wertet, neben den von abenteuerlichen Wünschen hin und her gerissenen Normannen sitzend, seine sichere, nie zurückweichende Entschlossenheit mit einer heißen, glücklichen Freude. Niemals sah er einen seines Stammes in solchem Licht, ihn, ihn mußte Gudrun lieben, so wie die höchsten Gipfel der Heimatwälder über alle Wipfelkronen hinweg nur sich sehen.

Indem die Bilder ihn durchstürmen, jagen die Schiffe emsig ihren Weg zur Fremde. Er hört den abgemessenen Schlag der Ruder, aber an das Elend, das ihn erwartet, denkt er nicht. Er fährt ihm wie ein Zuschauer entgegen, doch ein Zuschauer, dem des Spiels Ende geläufig ist.

Noch vor der ersten Nacht lösen sich zwei schnelle Nachen von den Schiffen, schießen, getrieben von den jüngsten und stärksten Armen, voraus und verschwinden im Dämmer. Horant lächelt halb im Schlaf: sie melden Glück und bringen Leid in die fröhliche Normandie.

In Mittagsgluten blitzt der Felsstrand auf, sie sind am Ziel. Der Prunkbau Ludwigs ragt übertrieben groß in das tiefe Blau des scheidenden Lenzes, ein riesiger, schwarzgezackter Stein, von Wimpeln überflattert, die dunkel wie Totenfahnen gegen die Sonne stehen. Die Lippen Gudruns werden eng und scharf.

„Herrin," spricht Hartmut und faßt gewaltsam ihre Hand, „meine Mutter erwartet dich am Strande, sie grüßt dich als Königin." Und mit leiserer Stimme: „Wie du dich auch zu uns stellst — ihr Alter und ihre Würde mußt du ehren. Sie ist eine strenge Frau."

„Was kümmert mich die Welsche," befreit Gudrun zornig ihre Hand, „ich bleibe in meinen Sitten, ob die hier gelten, schiert mich wenig. Mag sie Sklaven halten, wenn sie gebeugte Nacken liebt. Ich bin von Hettels Blut!"

„Du verachtest mich?" stößt Hartmut erblassend aus.

Gudrun öffnet die Lippen zur Antwort, aber vor dem schönen Jüngling senkt sie die Wimper und wendet sich schweigend ab. Hartmut strafft sich hoch auf, sein Herz jubelt unter dem Eisenhemd.

Am Gestade wartet der bunte Zug der Frauen, von geschmückten Rittern umgeben. Teppiche liegen bis ans Meer, umspült von den Fluten flammen die goldenen Gewirke durch die Sonne. Mädchen in lichten Kleidern gaukeln Rosen werfend darüber hin, die Normandie empfängt mit Freuden.

Gudrun muß es dulden, daß Hartmut sie über den Bord hebt. Ja, sie läßt ihm ihre Hand, sie zu den Wartenden zu führen, denn es dünkt sie ehrenvoll, von einem König in die Fremde geleitet zu werden, und sie vergibt ihrer Würde nichts. Nun sieht sie Gerlind, die Arme ausgebreitet, das herrische Antlitz mit den Spuren vergangener

Schönheit. Voller Siegesfreude kommt die Königin auf sie zu und bietet ihr den Mund zum Kuß. Der Willkomm entfließt ihr mit dem süßen fremdländischen Ton, der Gudrun schon einmal in einer verfluchten Stunde durchschauerte. Kalt richtet sich die Hegelingentochter auf.

„Ich soll dich küssen?“ ruft sie abwehrend. „Wer anders als du riet zu der Schandtat, die uns angetan ward. Ich weiß nicht, wie du dich erfrechen kannst, mich zu empfangen und jemals zu glauben, ich gäbe mich einem deines Geschlechts!“

Einen Blitzschlag lang fährt der Satan in die dunkeln Augen der Königin. Die Ritter und Frauen stehen wie Steine. Dann gleitet ein höfliches Lächeln über Gerlinds Gesicht, und sie schmeichelt gleißnerisch:

„Armes Kind, du vergaßest deinen Schmerz über die Freuden, die dich hier erwarten, noch immer nicht. Ich achte das, meine Tochter, und ich will dir gern Zeit lassen.“ Und gewandt richtet sie den Blick auf Horant, der spöttisch lächelt, beut ihm die Hand und spricht zum Willkomm:

„Da bist du, Vielgerühmter! Viel lieber hätt ich dich als freudigen Gast gesehen, denn im Zwange. Aber deine Stimme soll uns nicht weniger hell klingen.“

„Gewiß nicht, Herrin,“ neigt sich Horant, „sie soll euch von Hettel und Wate und Herwig singen, so lange du willst.“

„Und dann für Herrn Ludwig die alten Lieder von

Högni, den er so sehr liebt, daß er immer noch ein Angedenken an ihn im Antlitz trägt," fällt Gudrun höhnisch ein. Jede Faser in ihr brennt, die welsche Frau zu verwunden.

Dem Würger glüht die alte Narbe unter den jungen, als schösse alles Blut seines Herzens zu ihr hinauf. Gerlind geht mit falschem Mut zu den Frauen Gudruns und grüßt sie als die, die sie sind: Töchter und Anverwandte edler Fürsten. Hergart und Sunnihild neigen sich tief, Hildburg tritt zitternd zur Seite und schmiegt sich an Gudrun.

„Schwester," klingt da eine leise, liebe Stimme zu Gudrun auf, „möge dir die Fremde leicht sein!" Und eine sanfte Hand stiehlt sich in die ihrige.

Überrascht, bezwungen in dieser Welt des Hasses von der abbittenden Demut dieses Tons, beugt sich Gudrun wortlos zu dem jungen Munde vor ihr nieder und küßt ihn.

„Das ist Ortrun, meine Schwester!" jubelt Hartmut verhalten, all seine Freude ist zurückgekehrt. „Auf, ihr Fröhlichen," schreit er die Spielleute an, „laßt Trommeln wirbeln und Hörner schallen, die lauten Feste beginnen!"

Und der lachende Lärm betäubt sein Herz, das niemals mehr als heute das Blut in ihm verachtet und verdammt.

Mit herrlichen Gewändern angetan werden die Geraubten zum Gelage gezwungen. Es werden ihnen alle

Ehren erwiesen, die ihnen anstehen. Die Frauen kommen auf den Hochsitz der Königinnen, Horant sitzt zwischen Ludwig und Hartmut. Die gewaltigen Vorratskammern der Räuber öffnen sich, es fließt ein Wein, den man zu Hegelingenland nicht kennt, in solchen Strömen wie dort der Met, und Brote weiß wie Linnen liegen auf den Tischen. Die Diener sind angezogen wie Fürsten, die Fürsten sind beladen mit fremdländischem Zierat und in die feinen Stoffe ferner Länder gehüllt. Gudrun denkt an den ehrlichen, im eigenen Lande gefertigten Schmuck daheim, an die Tuche, die nie zerschlissen, und die, grob wie sie waren, doch von lieber, arbeitstüchtiger Frauenhand gesponnen, gewirkt und gestickt waren und ein kraftvolles, stetes Wesen trugen, gleichsam als seien sie belebt. Sie denkt an die Männer ihres Landes, die Tage und Nächte über dem Becher saßen und nicht trunken wurden, an die Frauen, die züchtig zu ihrer Stunde die Halle verließen und in ihre Kemenate gingen.

Hier ist alles anders, blühender, verführerischer, entarteter. Den Frauen röten sich die Stirnen von dem scharfen Trank, die Männer werden sinnlos und verachten jedes Maß. Hier und da taucht aus dem grausen Lärm ein göttlichschönes, trotziges Haupt voll wilder Kraft, voll edlen Mannestums, aber keine Jungfrau darf vorüber, ohne von Frevlern in gierige Arme gerissen zu werden.

Gudrun wird blaß für ihr Geschlecht. Ihre Mienen

versteinen sich. Sie blickt auf Horant, der gelassen zwischen den Königen sitzt und jedem Bescheid tut, ohne sich zu erregen. Sie blickt auf ihre Frauen und sieht Hergart, den vollen Becher mit leuchtendem Blick gegen Godofrid schwenkend. Der Zorn erfüllt sie mit einemmal so, als säße sie in ihres Vaters Halle und hätte zum Recht die Gewalt. Sie wendet sich zur Königin und sagt hart:

„Bin ich Herrin hier oder Sklavin?"

„Welche Frage, Kind! Du sollst Königin sein," lauert Gerlind. Aber das Aussehen Gudruns erschreckt sie.

„Entfernt mir diese!" herrscht Gudrun, auf Hergart deutend, „stoßt sie zum Gesinde!" Und es entbricht ihr wider Willen: „Sie verriet uns; ohne sie hätte ich dieses verhaßte Land nie betreten."

Eine Flamme lodert im Auge der welschen Falschheit, verstohlen senkt sie die Lider darüber.

„Da müßte ich ihr danken," sagt sie langsam, „jedoch es sei, wie du wünschest." Sie winkt Mägde heran und läßt Hergart vor die Halle führen. Erhobenen Hauptes schreitet die Tochter Frutes durch die Zecher.

Gerlind starrt auf den harten Mund Gudruns. Sie duckt den Nacken, als fürchte sie eine zum Schlage erhobene Hand über sich. In diesem Augenblick erscheint ihr Hartmuts Wahl als eine ungeheuerliche Torheit.

„Was hat er seinen Kopf auf diese gesetzt," murmelt sie ernüchtert vor sich hin, voll Verachtung blickt sie auf die

schlichte, herbe Schönheit des friesischen Meeres. Da hebt Gudrun grüßend die Hand gegen Horant, der endlich aufsieht, und ein Paar Augen strahlen in solchen lichten Tiefen, daß die Königin erstaunt und überwältigt alles begreift und alles billigt.

„Ich gewinne oder ich breche sie dir!" atmet ihr Herz, bezwungen vom Wunder, und ihre Augen suchen Hartmuts ragende Gestalt unter den Rittern, voll leidenschaftlicher, allbereiter Liebe hängt sie an dem Sohne.

Mit roter, warmer Welle brandet der Abendschein durch die Fenster. Gold, Silber und Eisen blitzen wie blutbetaut. Der Lärm wird zur Raserei, der Dunst des vergossenen Weines duftet süß und bitter von den Tischen.

„Holt die Beute!" befiehlt der Würger in trunkenem Siegestaumel, und Tische und Bänke stürzen, werden zerbrochen, zur Seite geschleift, um Hettels Königsschatz Platz zu machen. Hin klirren die Spangen, von Frutes kunstreicher Hand geschmiedet, hin wuchten die edlen Stickereien auf kostbaren Tuchen, die feinen Linnen, die guten Waffen.

Gelassen leert Horant den Becher und tritt ans Fenster, ziemlich und ohne Hast, wie unabsichtlich. Gudrun verzieht keine Miene. Die Königin trippelt die Stufen hinab, nimmt die kostbarsten Stücke wägend in die Hand, aller Würde entkleidet, wie ein spielerisches Kind.

„Singe, Horant," krächzt der Würger mit höhnischem

Lachen. „Wir wollen Freude um uns und haben dich nicht umsonst gefangen."

„Singe dir selber!" knirscht Horant zurück.

Ein silbernes Lachen girrt durch das Klirren der Beute. Hartmuts Wangen färben sich dunkel, der Würger entgegnet nichts, sein Blick streift tückisch die Hetteltochter.

„Diese Frau lacht," sagt er endlich laut, „sie soll weinen!" Und vom Gurte löst er, noch braun vom alten Blut, das Schwert König Hettels, tritt an den Raub, der in zwei Haufen geordnet vor ihm liegt.

„Welches ist die Knechtsbeute?" fragt er verächtlich. Sie wird ihm gewiesen.

„Dahin gehörst du," lacht der Normanne mit häßlicher Gebärde und schleudert das tapferste Schwert auf die Schilde.

Für einen Wimperschlag schweigt das Getos. Aller Blicke sind auf Gudrun gerichtet.

„Recht so, Herr Ludwig," ruft Gudrun gelassen, „von deinen Herren vermags doch keiner zu schwingen, dazu gehört Königshand, keine Räuberfaust."

Zornmutig eilt Hartmut durch die Halle, greift den Arm des Vaters.

„Ists nun genug der Schmach?" murrt er mit verhaltener Stimme, „ich will, daß man sie achte!"

„Besinge uns das, Horant!" gröhlt der Alte und taumelt mit irren Augen auf seinen Stuhl zurück.

Hartmut starrt auf die Knechte, die verlegen auf die Beute schauen.

„Ich löse das!" herrscht er und greift das Hegelingenschwert heraus. Er reißt das eigene Schwert aus dem Gehenke, es ist kostbar mit Gold und Steinen verziert, und wirft es auf den Haufen. Gudrun beißt sich auf die Lippen und schaut weg. Hildburg schluchzt auf und faßt ihre Hand, als flehe sie für jenen.

„Das blendet mich nicht," sagt Gudrun schroff, aber ihr Herz zittert ob der Lüge. „Ich wüßte gern, wie diese Größe aussieht, wenn Wates Schwert darüber blitzt."

„Singe, Horant!" schreit der alte König und sieht graufig aus in seiner betrunkenen Wut.

Horant steht am Fenster, die Arme über der Brust verschränkt. Jetzt wendet er sich um und lacht den Würger schallend aus:

„Was denn, Brauträuber? Deine schändliche Flucht vor Wate?"

Da springt der greise Wildling so rasend empor, daß seine eigenen Herren entsetzt beiseit treten und Hartmut selber erblaßt.

„Singe, du Hund!" brüllt er auf, „singe, oder ich lasse dir das Fleisch in Fetzen vom Leibe peitschen!"

Keuchende Atemzüge ringen im Saal mit dem jähen Schweigen. Vom Hochsitz der Frauen flattert ein Gewand, Gudrun tritt gemessenen Schrittes die Stufen hinunter

und geht vor den Zornigen. Wie eine Königin steht sie, mit lodernden Wangen und unter dem mächtigen Schutze ihrer Schönheit, die das erregte Tier im Normannenblute zu Boden zwingt.

„Gibt es hier einen Mann von Horants königlichem Blute?" fragt sie laut, „er trete vor und peitsche ihn! Ihr Entarteten aber sollt ihn nicht beschimpfen, ich will es nicht!"

„Bist du schon Herrin hier," höhnt der Alte schwächeren Mutes und meidet ihren verachtenden Blick.

„Mehr als das!" klingt es schneidend zurück. „Ich bin die, der diese Würde hier zu niedrig dünkt, und die darauf verzichtet. Ich bin Herwigs Braut."

„Viel Glück, Hartmut!" ruft der Alte seinem Sohn zu, „an dem Weibe wirst du noch deine Lust haben. Indessen", lauert er mit erhobener Stimme, „verkaufen wir diesen ungebärdigen Singvogel an den Frankenkönig. Der Kahle wiegt ihn uns mit Gold auf."

„Ihr wollt Horant versklaven?" fällt Gudrun erbleichend ein, „ihr wollt ihn nicht frei geben?"

„Auf deiner Hochzeit mit Hartmut, mein Täubchen," hohnlacht der Würger, er weidet sich an ihren Leiden. Aber Horant ruft mit starker Stimme:

„Dann verfaule ich in den Ketten! Was tuts? So oder so, im Eisen sterben ist Manneslos. Gräme dich nicht um mich, Gudrun!"

Trotzig wirft Gudrun das Haupt in den Nacken.

„Ich dulde es nicht! Ihr gebt Horant ritterliche Haft, oder ihr gewinnt wenig Freude an uns!"

„Gemach, Kind," ruft Gerlind und winkt dem König heimlich zu, „er soll dein Schicksal teilen. Führt es dich auf Throne, so ist er frei, bist du töricht, so büße er mit."

„Das ist ein billiges Gebot!" lacht Horant bitter. Gudrun sieht groß auf die Heuchlerin, die gleißnerisch lächelt, und die vom Leid Geprüfte erkennt eine Gegnerin, die furchtbare Waffen führt. Sie schaut auf Horant, sie wendet sich zu Hildburg, die die ewig weinende Gunnihild beruhigt, und ihr Herz krampft sich zusammen. Für alle die hat sie einzustehen, für alle die der Heimat Rechenschaft zu geben. Und wie sie es fühlt, durchflutet sie das starke Hegelingenblut voll Kraft und Stolz, ihrer Augen Leuchten geht wie eine Sonne durch den dunkelnden Saal, und sie spricht gefestigt:

„Tut, was ihr wollt! Beim Angedenken meines Vaters — keiner soll mich zur Ehe mit einem eurer Art zwingen!"

Gerlind schaut mit falschem Lächeln auf Hartmut. Ihre Augen winken einen Trost, der den Normannenerben schändlicher dünkt als die Verwerfung durch reinere Blicke.

Nun verfließen die Tage fast wie auf Matelane. Gudrun und ihre Frauen bekommen prächtige Kemenaten,

Hergart bleibt verbannt. Sie erhalten Goldfäden, Stoffe und Perlen, sie dürfen köstliche Dinge wirken, sie dürfen sich in dem riesigen Garten der Burg unter den blühenden Bäumen ergehen und sogar am Meeresstrande sitzen, den Blick zur Heimat gewandt, das Ohr voll von den Stimmen ihrer fernen Lieben. Niemand belästigt sie, flüchtig und freundlich grüßt Frau Gerlind morgens und abends, sonst läßt sie sich nicht sehen. Nur Ortruns demütige Schmiegsamkeit setzt es durch, gelitten und geliebt zu werden. Ihr reines Herz glänzt aus ihren Augen, die nächtig unter dem goldenen Himmel ihrer Haare leuchten, und der rasch aufkeimende Gedanke der Verratenen, sie sei zum Spähen gesandt, wird ebenso schnell verworfen.

Horant hat ein schönes Gemach für sich, aber er bleibt ein Gefangener. Zwei Wächter stehen Tag und Nacht vor seiner Tür. Zu bestimmten Stunden ist ihm erlaubt, in der Halle zu sitzen, aber er geht nicht hin. Die Frauen dürfen ihn besuchen, so oft sie wollen, jedoch sie sitzen nicht lange bei ihm. Horant drängt sie nach kurzer Weile freundlich hinaus, und sie fühlen, er mag ihnen seinen Schmerz nicht zeigen. Hartmut erscheint selten, die Vorbereitungen zu einem Heereszuge ins südländische Meer geben ihm Grund, sich fern zu halten. Aber seine Mutter sieht ihn anstatt an jenen Stellen, da man den Herren braucht, in den wilden Klippen der Küste einsam streifen, sein Wesen, sonst voll einer herrischen Freude, ist zweifel-

flüchtig und schwankend, sein Gesicht eingefallen und schier verhärmt.

„Das sollst du büßen, Hegelingentochter!“ flucht die Königin ingrimmig der Gefangenen nach. Und endlich faßt sie sich ein Herz und folgt Hartmut auf seinen nächtlichen Fahrten, bis sie auf einem steilabfallenden Uferfelsen mit dunklen Mienen zusammentreffen. Dumpf schäumt unter ihnen die Brandung empor, in den gewittrigen Lüften flackern wenige Sterne. Schweigend kauert die Mutter neben den Sohn hin, und das Bewußtsein des mitleidenden Herzens steigert den Unmut des Königs in Groll, ja, in Haß gegen die, die ihn verschmäht.

„Ob viele Fürsten so ängstlich um ihre Sklavinnen werben?“ murmelt Gerlind hämisch und sieht, die Hände mit den spitzen Fingern über den Knien gefaltet, in den stiebenden Gischt.

„Mach es kurz, Mutter,“ stöhnt Hartmut erbittert, „viele Sklavinnen sind nicht wie Gudrun.“ Und dann ärgert er sich: „Sie soll nicht Sklavin sein!“

„Was sonst?“ fragt Gerlind gleichgültig, „sie ward geraubt, sie verschmäht das Los der Herrin. Willst du sie wieder in ihr Land zurücksenden?“

„Mutter,“ bricht der Junge aus und springt stürmisch auf, „heute noch, wenn ichs ohne Schande könnte! Du bist eine kluge Frau, Mutter, aber zu diesem Zuge hast du falsch geraten.“

„Nein," sagt Gerlind hart, „mir lag nichts an dem halben Kinde, aber ich will nicht, daß unsere Boten an fremden Höfen geschmäht werden. Dazu trifft sich alles glücklich: die stärkste Macht des Nordens liegt nun auf Jahre darnieder. Mein Rat war gut."

„Den Sieg haben wir teuer erkauft," höhnt der Junge, „ich habe das Fliehen frühe lernen müssen."

„Um solch ein köstlich Gut zu retten, wie du es tatest, wäre mir keine Flucht zu schimpflich," sagt die Königin leidenschaftlich, „es ist wahr, Gudrun ist die Krone aller Frauen, und ich will sie dir gewinnen, mit Milde oder Gewalt!"

„Bin ich selbst nicht Manns genug, mir ein Weib zu erwerben, so soll es niemand anders für mich tun," murrt der Junge trotzig, mit abwehrender Gebärde.

„Hast du sie erst," lacht die Welsche auf, „so bleibt dir noch genug an ihr zu erwerben übrig, „erst aber muß sie dir die Hand reichen, und das lasse mir. Denk nicht an dich allein. Die Augen der Normandie sehen auf dich, und keiner soll dir nachsagen, ein törichtes, trotziges Kind habe dich gegängelt. Sie muß dein werden, oder du bist ein Gelächter für alle Welt!"

„Nimm sie hin!" schreit Hartmut gepeinigt und von seinem beleidigten Hochmut geblendet, „mach mit ihr, was du willst!"

„Und die andern?" zögert die Königin.

„Sie sind dein!" keucht der Junge. Er lehnt sich über sein Schwert und starrt in die Tiefe. Wie die Hölle brodelt und brandet der Gischt, wie ein Hohngelächter der Unterirdischen gellt es zu ihm empor. Ernüchtert taumelt er zurück. Die Mutter ist aufgestanden und hat den Kopf in den Mantelzipfel verhüllt, ihr Antlitz verbergend. Plötzlich, mit rauher Bewegung, reißt Hartmut das Tuch fort und bohrt den Blick drohend und flehend zugleich in ihre Augen, die ihren Sieg nicht ganz verbergen können.

„Frau," sagt er heiser, „vergiß nicht, daß sie mein Weib werden soll, vergiß nicht, wessen Tochter Hildburg ist und welchen Stammes Horant!"

„Ich vergesse das nicht," erwidert die Frau mit einem teuflischen Gesicht.

Den Tag vor der Abreise Hartmuts verlangt Horant nach Gudrun. Die Botschaft wird getan, Gudrun geht eilend hinüber.

„Die Räuber gehen auf Wikingsfahrt," hastet Horant, „bist du bereit, Herrin, so fliehen wir."

Gudrun schaut ihn an, er sieht erbarmenswürdig aus mit seinem von Leid abgezehrten Gesicht.

„Nein," sagt sie herb, „das muß nun durchgekämpft sein. Ich muß hier harren, bis Herwig mich heimholt. Mir ist, als hätten die Götter uns diese Prüfung be-

stimmt," fügt sie leicht errötend und mit schwächerer Stimme hinzu.

Sein Gesicht, das plötzlich aus freudiger Erregung in Mutlosigkeit wechselt, erschreckt sie. Sie preßt seine Rechte in ihre beiden Hände.

„Laß mich hier, Horant! Versuche du zu entkommen. Allein wird dir die Flucht leichter sein." Horant schüttelt stumm den Kopf. Sie wußte es im voraus, er wird sie nicht verlassen.

„Ich muß wissen," sagt er trüben Mutes, „was aus uns werden soll, mir ahnt nichts Gutes, wenn Hartmut fortzieht. Er ist der Beste dieser Brut."

Gudrun faltet die Brauen, von allen Seiten klingt sein Lob. Sie entfernt sich rasch, mit einem unbeholfenen Abschied.

Horant sitzt am Fenster und sinnt durch die Eisengitter in den Garten. Plötzlich gewahrt er Hartmut, der, hinter den blühenden Bäumen verborgen, zu den Kemenaten der Frauen aufschaut. Eine schwermütige Trauer hebt seine Züge aus ihrem Hochmut in eine ungewohnte Milde.

„Dies ist deine Stunde!" murmelt Horant mit schnellgewonnener Spannkraft, und er eilt an die Tür.

„Laßt mich in den Garten, ich muß den König sprechen," herrscht er die Knechte an. Schweigend kreuzen die Riesen ihre Lanzen und sperren ihm den Weg. Horant schwillt der Zorn so mächtig, daß seine Kräfte sich verdoppeln. Mit

raschem Griff faßt er die Lanzen und reißt sie mitsamt den ungeschlachten Gesellen in die Kammer hinein, springt vor die Tür und stößt den Riegel vor.

Gleichmütig, mit lachenden Augen, geht er davon und schreitet mitten durch die Gaffer im Hof in den Burggarten, wo er Hartmut weiß, Erstaunt betrachtet ihn der König, grüßt gemessen.

„Schlafen deine Wachen?"

„Nein, Herr, wir tauschten die Rollen," lacht Horant und erzählt. Ein freudiger Schein rötet die blasse Jünglingsstirn, Hartmut lächelt mit innigem Verständnis. Horant faßt sich kurz.

„Wie entscheidest du über uns, gelten wir als Freie oder als Sklaven?"

Hartmut zuckt zusammen, unruhig wühlt seine Hand in den gelben Blütendolden vor ihm, er sieht nicht auf und entgegnet hastig:

„Du weißt, Horant, das liegt an euch. Ihr schafft euch euer Wohlsein selber."

„Gewähre mir einen Wunsch, Herr," fährt Horant ruhig fort, „laß mich meiner Herrin dienen, wie ichs vermag."

„Du willst fliehen?" spottet der König, „hältst du uns für solche Tölpel?"

„Nein," sagt Horant und zwingt Hartmut, ihm in die Augen zu sehen, „wir fliehen nicht! — Sage mir, Herr,

wie wird es Gudrun ergehen, wenn du nicht mehr hier weilst?"

„Wie es auch sei," versetzt der König ausweichend, die Augen unter sich geschlagen, „du teilst ihr Schicksal. Geht es ihr schlecht, so wird es dir nicht gut gehen — —"

„Das ziemt dem Diener," entgegnet Horant würdig, „aber sage, wie sollte es Hettels Tochter schlecht ergehen?"

Er hält ihn mit dem steten, tiefen Blick des Menschenkenners fest, er ringt mit ihm und findet einen edlen Stoff in dieser Jugend. Endlich würgt der Jüngling mit halber Klage hervor:

„Ich habe euch meiner Mutter überantwortet. Sie wird für euch Sorge tragen."

Die gelben Blütenkelche stieben zur Erde nieder, die Zweige rauschen unter seiner zitternden Hand, wie vom Sturm gerührt.

Horant steht erschüttert. Ein ohnmächtiger Zorn sprengt ihm die Brust.

„Sie wird uns nicht zerbrechen!" knirscht er zwischen den Zähnen hervor. Dann faßt er sich mit eherner Kraft und erkühnt sich in seinem überlegenen Menschentum vor Hartmut:

„Es ist schade um dich, Jüngling, alles, was aus deinem Hause in Gier und Lüsten lodert, glänzt bei dir in einem edleren Schein. Du taugst zu Besserem als zum Räuber. Mir ist, als blühe in dir unsere alte biedere Nordlandsart

wieder auf. Vergiß die Stunde nicht, da du uns Friesen an Welschland verraten hast. Der jähe Zorn wird dich um den Schlummer mancher Nacht bringen. Fahr wohl!"

Fassungslos starrt ihm der König nach, eine rote Wolke tanzt vor seinen Augen. Aber der hohe Adel Horants rührt seine eigene Seele in ihrem Besten an, schweigend neigt er zum Abschied den Scheitel, und sein Herz öffnet sich überströmend dem Einzigen, der es unter den leeren Larven ringsumher mit seinem wahren Schlage hört.

a Hartmut fort ist, wird es still auf der Burg. Der alte König kommt überhaupt nicht her, er schützt seine Grenzen, indem er meilenweit darüber alles menschliche Leben vernichtet, oder er frönt am fränkischen Hofe seinen Lüsten. Gerlind schaltet als unumschränkte Herrin über Knechte und Ritter. Zwei Monde lang verspüren die Frauen nichts von ihrer Gewalt, täglich begegnet sie Gudrun mit einem liebevollen Gruß, täglich scheidet sie, nach einer spöttischen oder verächtlichen Abwehr, mit heiterer Stirn. Aber je süßer sie lächelt, um so größer wächst der Argwohn furchtbarer Zukunft in Gudrun. Ihre Jugend zerbricht fast unter der Last, den Frauen und Horant eine freudige Miene zu zeigen.

Eines Tages findet sie Horant nicht in seiner Kammer, niemand kann ihr sagen, wo er sich befinde. Sie wartet bis an die Dämmerung, Horant kommt nicht. Der Tag ist nicht geschaffen, um im Freien zu verweilen. Er ist trotz der sommerlichen Zeit eiskühl und von einem scharfen Regen durchgraut. Endlich geht Gudrun zur Königin.

„Wo ist Horant?" fragt sie. Sie gibt sich keine Mühe, ihre Verachtung zu verbergen.

„Horant?“ fragt die Königin mit falschem Lächeln, „Horant ist in Sicherheit. Deine häufigen Besuche regten ihn auf, du kennst sein empfindliches Herz. Ich habe ihm den alten Turm angewiesen, siehst du“ — weist sie durch das Fenster — „den dort. Da mag er sitzen und sich auf neue Lieder besinnen. Du darfst ihn jeden siebenten Tag hören. Er kann dir dann von deiner bäuerlichen Heimat singen.“

Jedes Wort ist ein Schwert in Gudruns Herzen. Sprachlos dreht sie sich um und verläßt die Kemenate. Sie will mit fliehenden Füßen in den Garten eilen, zum Turm, da Horant liegt. Eine rauhe Hand hält sie auf und stößt sie zurück. Alle Tore sind mit Wachen besetzt. Lächelnd kommt Gerlind hinter ihr drein.

„Kind, was willst du draußen bei solchem Wetter? Geh an deine Arbeit, die Frauen vermissen dich schon.“

Gudrun stürzt an der Quälerin vorbei in ihr Gemach. Sie beugt sich zitternd über ihre Stickerei, willenlos zieht sie die Nadel durch die Seide, sie erkennt weder Faden noch Farben. Ihre Schläfen hämmern, daß sie die Augen nicht aufzuschlagen wagt, aus Furcht, den erstaunten Blicken ihrer Frauen, den flehenden Ortruns zu begegnen. Ortrun — ach, wie entsprang sie nur so süß aus solchen Sünden!

Sie schrickt zusammen. Der leicht schleifende Schritt Gerlinds wird auf der Treppe hörbar, die Königin, noch

immer mit unbewölkter Stirn, tritt herein. Gudrun springt auf. Die Stickerei fliegt zu Boden, Scheren und Steine klirren. Hämisch bückt sich die Königin und hebt das Gewirke auf.

„Du brauchst gröbere Arbeiten, Kind, mit diesen feinen Dingen kannst du nicht umgehen. Geh und richte mir das Bad. Heize den Ofen gut, es ist kalt heute."

„Wem soll ich das befehlen," fragt Gudrun hart.

„Niemand anders als dir, Kind, du mußt dir nun dein Brot selbst verdienen."

„Mutter," schreit Ortrun voll erstickten Jammers. „Nicht so!"

„Du schweigst," streift sie die Königin mit finsterem Blick. Die lächelnden Züge sind plötzlich streng und unversöhnlich.

„Ich tu an dir," fährt Gerlind mit heuchlerischer Sanftmut zu Gudrun gewandt fort, „was deine Mutter zu tun unterlassen hat. Du wirst es mir noch einmal danken. Ich sehe mit Sorgen deinen Hochmut, und den will ich brechen. Geh und tu, was ich befohlen."

„Gern, Königin!" Hell und freudig kommt es der Hegelingentochter über die Zunge, „ich muß dir gewiß danken, daß ich hier keine Geschenke mehr zu nehmen brauche. Die Arbeit ist Hildens Kind bekannt, wenngleich die Frauen auf Matelane keine Brände zu schüren brauchten, um ihren Leib zu baden. Sie sind stark und un-

verzärtelt, keine welschen Zierpuppen. Sie baden in der freien See."

„Andre Länder, andre Sitten," sagt die Königin mit weißen Lippen, um die das Gleißnerlächeln wie gefroren liegt. „Es tut mir wohl, dir eine Freude zu bereiten. Nimm Wates Tochter mit dir, sie kann dir zur Hand gehen."

Mit verkrampften Händen steht sie und sieht den Enteilenden nach. Gudrun verwirrt ihr Gemüt so sehr, daß sie sich kaum beherrschen kann. Dieses Kind hat die Gebärden einer Erfahrenen, die welsche Frau kann das Wunder nicht fassen. Es kommt ihr nicht in den Sinn, daß in den reinen Herzen alles vereinigt ist, Geist, Größe, Erfahrung und Kraft, und daß es bei einem Garten, der aus Gottes Gnaden blüht, der Reife der Jahre nicht bedarf.

Hildburg aber glaubt sie zu kennen und als unbewußtes Werkzeug ihrer Pläne ausnutzen zu können. Hergart ist in ihrer Hand, Sunnihilds Torheit und auf das Wohlleben gerichteter Sinn sind leicht zu verführen. Hildburg gilt ihr für wankelmütig und zu schwach, starke Prüfungen auszuhalten. Sie ist gewiß, daß diese Letzte in tieferem Leide an Gudrun verzweifelnd abfallen müsse, und daß Gudrun, von ihrer Einsamkeit bezwungen, sich selbst nicht mehr halten könne.

Schweigend sticken die Frauen; Ortrun weint lautlos, sie wagt nicht mehr zu bitten, sie kennt den unbeugsamen Willen der Mutter und fügt sich, verwundet und ermattet

wie ein gehetztes Tier. Völlig verstört sitzt Sunnihild über ihrer Arbeit. Gerlind betrachtet sie mit verachtender Schadenfreude.

„Sunnihild!"

„Ja, Herrin," stammelt das Kind und blickt auf die Königin wie ein von den Augen einer Schlange gelähmter Vogel.

„Willst du sticken und Weizenbrot essen, oder willst du zu Gudrun halten und Magddienste tun dein Leben lang?"

Da schluchzt die arme Törin verzweifelt und kläglich auf. Sie erhascht einen großen bittenden Blick Ortruns und verwirrt sich noch schlimmer.

„Hergart soll wieder her," sagt die Königin lauernd, „unsere jungen Fürsten wollen Frauen. Willst du auf dem Hochsitz sitzen oder auf den Brunnensteinen im Hof?"

„Tausendmal lieber auf den Brunnensteinen im Hof neben der edelsten Königstochter, denn als Fürstin im Saale der Verworfenen!" sagt der Blick Ortruns und hangt mit zitternder Angst an dem blühenden Kindergesicht.

„Entscheide dich!" herrscht die Königin ungeduldig, „laß dein Plärren!"

„Wie die Herrin befiehlt — — alles was die Herrin will!" stammelt Sunnihild, und, als sei es ihr leicht geworden, gleitet ein Sonnenlächeln über ihr Gesicht.

„Hole Hergart," sagt Gerlind befriedigt, „sie ist in meinem Zimmer."

„Königin, das Bad ist zugerichtet," meldet Gudrun. Sie trägt das Hemde, darin sie gekommen ist, dazu den alten Mantel Sunnihilds. Hergart, die in festlichen Kleidern ihren eigenen Platz eingenommen hat, achtet sie nicht.

„Du schickst dich gut in deine Arbeit," lobt die Königin, „du erwartest wohl nicht, in diesen Kleidern ferner hier zu sitzen. Geh in die Spinnstube, da stehen Kunkeln und Spindeln die Fülle. Die Schaffnerin zeigt dir gern, wie du es anfassen mußt."

„Wie gut du bist," spottet Gudrun kalt, „Hildburg ist schon unten und dreht den Faden. Ich wäre nicht wert, Herrin zu heißen, wenn ich nicht alles das könnte, was ich von den Mägden fordere. Aber andre Länder, andre Sitten."

Lachend schließt sie die Tür und überläßt Gerlind einem wortelosen Zorn. Ihre schmalen Lippen pressen sich aufeinander, daß das letzte Blut aus ihnen weicht. Sie gedachte sich als Siegerin zu fühlen, aber was ihr bleibt, ist der hochmütige, verräterische Kopf der Frutetochter und die alberne Larve Sunnihilds. Das königliche Blut und die liebliche Demut sitzen in der Mägdekammer, in Lumpen gehüllt, aber mit den alten, trotzigstarken oder opferwarmen Herzen.

Der Flachs ist geerntet, langsam und feuriggolden streift der Herbst durch die Wälder. Über Gudrun ist eine

Art kargen Glücks gekommen, obgleich der eine Tag wie der andere aussieht und das Schnurren der Spindel von nichts anderem unterbrochen wird als vom Klopfen, Hecheln und Risten des jungen Flachses. Gerlind quält sie nicht weiter, Gudrun und Hildburg leben ungestört zwischen den freien Mägden der Königsburg. An dem Tag, da die Arbeit ruht, dürfen die beiden in den Garten und an den Turm, wo Horant haust.

Horant! — Wenn das nicht wäre! Das Bild jenes Mannes, der nichts heißer liebt als die Freiheit, der nirgend fröhlicher ist als unter dem blauen Himmel! Er darf sein Gefängnis nicht mehr verlassen, Eisenstäbe schützen die Fenster, Eisenmänner wachen unablässig auf dem Wall, über dem der Turm sich erhebt. Da kann ein Herz traurig werden und verzagen, aber Horant bleibt ungebrochen. Die Verlassenen stützen sich gegenseitig mit ihrem Mut.

„Horant, was treiben die Hegelingen?" fragt Gudrun Woche um Woche. Woche um Woche schallt die klingende Stimme Horants aus den Gittern:

„Herrin, sie wachsen und rüsten und vergessen deiner nicht!"

„Deiner!" sagt er. Immer noch ist Gudrun alles. Nichts gilt seine Qual, nichts das demutvolle Opfer der Watetochter.

„Höre, was die Heimat sagt!" jubelt Horant, und aus

dem Fenster quillt und jauchzt ein Strom von Liedern, bricht die herrlichste Stimme wie der Klang goldener Glocken mächtig und voll stürmender Gewalt hervor, schwingt sich auf den roten Flügeln des Herbstes über das mit leuchtendem Antlitz sterbende Land und reißt mit Armen der Götter den Heimatboden her mit allem, was auf ihm wächst und lebt. Dann stehen die Wächter wie verzaubert. Dann drängen die Mägde auf den Zehen in den Garten, dann vergessen die Unfreien die Todesstrafen, kommen an und werden aus ihrem Elend hinausgehoben in das Reich des Freien, Schönen, Ewigguten. Viele verstehen seine Worte nicht, was schadet das? So sprechen die Götter, ihre Sprache dringt durch das Ohr unmittelbar ins Herz.

Dann lauscht Sunnihild verzückt. Alle Fensterluken werden aufgerissen. Ortrun schleicht sich fort und geht so nahe an den Turm, als es ungesehen geschehen mag, denn sie glaubt, Gudrun könne ihren Anblick nicht mehr ertragen. — Die welsche Königin genießt die klingenden Wogen wie einen Traum der Jugend und wie einen süßen Stachel. Sie spielt mit einem Verbot, aber sie vermag es doch nicht, sie erwartet selber voll innerlicher Lust den Tag, da diese Stimme sich über die dunkle Burg erhebt und ein Meer von Licht darüber ausgießt.

Hergart verstopft sich die Ohren mit den Fingern. Sie kann Horant nicht hören. Sie hat die Abneigung Frutes

gegen den Gesang geerbt, aber etwas schwillt und lockt in Horants Kehle, dem sie nicht gewachsen ist, und sie weiß, es ist die Heimat. Ihr Auge hat keine Tränen, aber es tropft inwendig heiß auf ihr Herz, und ihr allein von allen Lebendigen wird der Gesang Horants eine Qual, der sie mit geheimem Bangen entgegensieht.

Sie verachtet ihre Umgebung mit dem gleichen Hochmut, mit dem sie zu Matelane Ehrlichkeit und Schlichtheit verachtete. Sie weiß, niemals wird sich Hildens Tochter unter das Joch der Normannen beugen; sie wußte es von Anbeginn an und baute ihre Pläne klug und kalt wie Frute. Die Normannenburg liegt ihrem Ehrgeiz gerade recht, der Glanz, den welsches Wesen über die in ihrer Beute schwimmenden Räuber ausgoß, blendet sie, die blutiggrausamen Züge der Nordmänner, die bei jedem Gelage aus der fremden Tünche und Gespreiztheit hervorbrechen, schrecken sie nicht. Sie strebt nach dem Reif einer fürstlichen Herrin, und ihre Wahl fällt auf Godofrid, dessen Macht und Ansehen groß sind. Die Zucht Frau Hildens, das herbe, klare Wesen Gudruns hat sie bedrückt. Ihr war wie einem fremden, glänzenden Vogel, den man zu den Hühnern in ein dunkles, nützliches Verließ setzte. Sie atmet beglückt die leichte Luft der Normandie und vergißt die Heimat wie einen Regentag.

Nur Horant erinnert sie, Horant holt aus ihrer Seele Gefühle, die auftauchen wie Geister der Ahnen, wie nie

Bekanntes, das sich seltsamerweise als ein halberstícktes Stück des eignen Wesens erweist.

An diesen Tagen greift sie gieriger zu dem Würfelspiel, dem auch die Frauen frönen; sie tut es, um sich selber wie vor einem Spiegel zu zeigen, daß nichts von der Hegelingenart in ihr verblieben ist.

Im Winter läßt Gerlind Gudrun zu sich rufen und nötigt sie freundlich in einen Sessel.

„Ich kann stehen," sagt Gudrun, „was willst du von mir?"

„Mir ward Botschaft," sagt die Königin und verhält ihren Unmut, „Hartmut sei zum Lenz mit den Schiffen wieder daheim. Sie haben einen glücklichen Zug getan und dürfen Siege feiern. Wie gedenkst du dich zu stellen? Es sind zwei Plätze in der Halle frei, einer zuseiten des Königs, der andere ist der von unfreien Mägden, sie müssen die Kammern fegen und den Unrat von den Höfen kehren."

Bei der Erwähnung dieser Arbeit erblaßt Gudrun vor Zorn. Aber ein namenloser Trotz wider die Peinigerin hält sie aufrecht. Gelassen gibt sie Antwort:

„Arbeiten, die getan werden müssen, machen nicht unfrei. Mich lehrte meine Mutter, daß nichts anderes einen der Freiheit beraubte als schlechtes Blut, und da werde ich hier wohl vor allen anderen Frauen bestehen."

„Du willst es so haben," versucht die Königin würdevoll zu entgegnen. Jedoch das Gefühl ihrer Ohnmacht gegen diese starke Jugend peitscht ihr das Blut heiß ins Gesicht, und sie rast:

„Du schläfst in den Hütten der Unfreien im Hofe, du und Hildburg! Du betrittst die Spinnstube nicht mehr wieder! Du fegst die Halle! Du kehrst die Treppen von heute an! Du Närrin, du denkst in deinem blöden Stolz noch daran, hier Herrin zu werden?"

„Nein, Königin," spottet es zurück, „zu solcher Niedrigkeit wie das Herrinspielen hierzuland muß ich erst die Prüfungen unfreier Mägde tun."

Draußen muß Gudrun sich an die Wand lehnen vor Schwäche. Sie denkt nicht an sich, aber das Bild Hildburgs steht ihr glühend vor der Seele. Sie kann die opferfreudigen Augen nicht ertragen, sie kann nicht dulden, wie jene um ihretwegen geknechtet und zertreten wird.

„Und du?" fragt der gute Geist ihrer Heimat in ihrer Brust, „was würdest du an Hildburgs Stelle tun? Würdest du deine Herrin im Elend wissen wollen wie Hergart und Sunnihild, und selber in seidenen Gewändern gehen? Würdest du an reichen Tafeln speisen wollen, indes das Kind deines Königs trockenes Brot äße?"

Traurig geht sie in die Spinnstube und meldet Hildburg die Botschaft. Die stürzt weinend vor ihr nieder, im Angesicht der Mägde, und küßt ihr die Hände.

„Herrin, was soll man dir noch antun?“ schluchzt sie herzzerreißend auf. Selbst die rohen Mägde haben Achtung vor ihrer Qual und höhnen nicht. Mit niedergeschlagenen Augen verlassen die Verbannten ihre Kammer und ziehen in eines der schmutzigen Gelasse an der Mauer.

Anderen Tages erscheint Gerlind und sieht aufmerksam zu, wie die beiden in der Reihe der Sklaven mit Reisigbesen den verwahrlosten Hof von Unrat und verwelktem Laub säubern.

„Ihr wirbelt Staub auf,“ schilt sie, „komm in meine Kammer, Gudrun, und wische die Borde und Truhen blank.“

„Gib mir ein Tuch,“ heischt Gudrun oben im Gemach.

„Ich habe keines,“ wird ihr höhnisch erwidert, „aber du hast ja einen Mantel von goldenen Haaren, der tut dieselben Dienste.“

„Gewiß, Frau,“ flammt Gudrun hoch auf, „das wird meinen Scheitel trefflich für die Normannenkrone vorbereiten. Sage, du hattest doch solche Vorbereitung nicht mehr nötig? Du paßtest ohnehin übermaßen gut zu dem Würger.“

„Ich werde dich peitschen lassen, Dirne!“ zischte die Königin wütend, ihre Heuchelei fällt plötzlich zusammen. „Dich und die Deinen!“

„Da sei ohne Sorge,“ lacht Gudrun furchtlos auf, „deine welsche Brut wagt sich nicht an die Hegelingen-

kinder. Denke doch, Frau, was sagte man zu einer gepeitschten Königin der Normandie?"

Gerlind bebt an allen Gliedern, das Bewußtsein, die nicht ins Mark treffen zu können, die einst des Landes Herrin werden soll, entfacht ihre Wut zu höheren Flammen. Sie erstickt fast daran und muß an sich halten, das, was sie sich vorgenommen hat, durchzuführen. Das aber fühlt sie, daß nun die Gleisnerlarve fallen und daß ein Teil ihrer wahren Art an den Tag muß. Sie gesteht sich zugleich ihren wachsenden Haß gegen Gudrun, einen Haß, sonderbar gemischt mit grenzenloser Achtung vor dieser Herzkraft, die willig das Schlimmste erträgt. Sechs Monde haben die Königin gealtert wie sechs Jahre, an ihren dunklen Schläfen zeigen sich silberfarbene Stellen. Sie weiß, wessen sie sich in Stolz und Eitelkeit vermessen hat, wird sie nicht erfüllen können; dem heimkehrenden Sohn darf sie eine Bettelmagd, aber keine Hausfrau erzeigen, die Normandie wird zum Gespött. Ihre Nächte sind von wüsten Träumen zersplittert, sie zermartert sich den Kopf nach neuen Mitteln, Gudrun zu gewinnen, und indessen rückt die Stunde immer näher, da Hartmut wiederkehren soll.

Er kommt unvermutet, ohne weitere Botschaft, an einem frühen Lenzmorgen. Eine siegende Sonne bricht durch das Regengewölk und spiegelt sich in den Lachen des Burghofes. Sklaven und Mägde fegen in langer Kette.

Wie freudig kommt Hartmut gefahren! Wie lacht sein wettergebräuntes Gesicht, als er die Tore der Wallmauern durchschreitet und auf den Hof tritt! Nur ein paar Ritter, trunkfeste Zecher, sind in dieser Frühe zum Empfang bereit. Gerlind, eilig von den Wachen geweckt, ist noch in ihrer Kemenate.

Mit frohen Augen schaut der König über den Hof und freut sich an der handfesten Dirnenschar, die mit bloßen Beinen und Armen in dem jungen Licht durcheinanderwirbelt und von den Obermägden in ihre Hütten getrieben wird, um das Königsauge nicht zu beleidigen.

Jetzt erspäht Hartmut Gudrun. Ihr Haar fließt wie ein funkelnder Mantel über das arme Hemde, es ist in Knoten geschürzt, sonst schleift es am Boden. Dunkelrot vor Zorn und Bestürzung springt Hartmut vor sie hin. Er kann nicht anders, er neigt sich vor ihr wie vor einer Fürstin, und er neigt sich mit tieferglühenden Wangen abermals vor Hildburg, die sich zitternd und heiß errötend hinter Gudrun verbirgt.

„Herrin," stammelt Hartmut und starrt befangen auf den Besen in Gudruns Hand, „Herrin, was soll dieser Aufzug?"

Gudrun sieht die Verstörung, in die ihr Anblick ihn versetzt, mit Frohlocken. Es tut ihr wohl, wieder einmal für die zu gelten, die sie ist; sie gesteht sich dazu verwirrt, wie sehr sein erregtes Mitgefühl ihrem Herzen schmeichelt,

und wie sie seiner ohne Haß gedenkt. Aber im Entgegnen gewinnt die spröde Kälte, die nahezu ein Jahr des Elends in ihr erzeugte, die Oberhand, ihre Worte treffen nadelscharf:

„Frage deine Mutter, Mann! Hierzulande ist es Sitte, die Frauen edlen Blutes zu den Sklaven zu stoßen, während das unedle auf Thronen sitzt. Dieser Aufzug? — König, er ärgert mich nicht, ich verdiene mir mein Brot mit dieser Arbeit. Irgendwer muß sie tun, und darum schändet sie mich nicht."

Wortlos steht Hartmut vor ihr, beschämt, verlegen und gedemütigt. Sein jähes Blut reißt ihn innerlich zu einem knirschenden Fluch gegen die fort, die ihn geboren und die ihm nun solches angetan hat.

„Hartmut," spricht Gudrun, die noch ein Bedauern für ihn hat, „wir sind mit unserem Los zufrieden, aber was Horant angetan wird, ist schändlich und deiner unwürdig. Sperrt ihr die Nachtigallen in Käfige? Die Frau, die sich Königin nennt, hat ihm den Himmel genommen und den grünen Wald, nur die Stimme, die hat sie ihm lassen müssen."

Hartmut ist aufs tiefste erschüttert. Seine Freude ist dahin. Sein Herz pocht wild an die Brünne, er preßt den Schwertknauf daran, als könnte er es zähmen. Er kann sich nicht mehr über die Mutter empören, er fühlt in tausend Schmerzen seine Schuld, und die Reue, die demütig

und leidenschaftlich zugleich in seiner Brust schwillt, martert seinen Hochmut mit glühenden Zangen.

Er starrt in die klaren Augen der Frau, die in Elend und Lumpen die reichste Königin beschämt, er fließt über vor Mitleid mit jener, die willig ohne Murren das Geschick ihrer Herrin mitträgt und ihres eigenen Leides darob vergißt. Nicht besser als Sklaven werden sie gehalten, die seine Krone tragen sollen, und dennoch beklagen sie nichts anderes als den Kerker eines Mannes, der ihnen nahe steht. Gedanken, Bilder und Vorwürfe jagen sich in seinem heißen Hirn, die Ohnmacht, hier wider sein eigen Wort helfen zu können, erfüllt ihn mit Raserei und Ekel gegen sich selbst, er glaubt, schon sein Anblick müsse ihnen, denen er solches angetan, ein Greuel sein. Er stürzt ohne Gruß die Treppen zur Burg empor, gefolgt von seinen betroffenen und verstummten Begleitern.

Die plötzliche Stille auf den Lärm erschreckt Gerlind. Mit arger Ahnung eilt sie ans Fenster und schaut in den Hof. Da weiß sie alles, und die Furcht vor der verscherzten Sohnesliebe raubt ihr den Atem, halb betäubt sinkt sie in einen Sessel. So findet sie Hartmut und bemüht sich in feindlichem Schweigen um die Schwachgewordene:

„Mutter," sagt er eisig zu der Wiederbelebten, „wenn das ruchbar wird, was hier geschieht, so darf uns anspucken wer will. Ist das die Milde, um die du besorgt sein wolltest und die du mir zugebilligt hast?"

„Das laß meine Sorge sein," reißt sich die Frau an ihrer Hoffart hoch und fährt leidenschaftlich fort: „Sie schmähte uns, wo es anging, jedes Wort von ihr ist Schande für unser Geschlecht. Sollen wir uns von Kindern zu Narren machen lassen? Sieh mein ergrautes Haar," seufzt sie grollend ob der entschwindenden Jugend, „es blich in Not und Liebe um dich. Was schiert mich Gudrun! Wenn du nicht wärest, schickte ich sie heim in ihr trauriges Land."

So geliebt zu werden ist furchtbar. Hartmut steht auf und ringt mit sich, schwankend zwischen Haß und Zuneigung zu ihr, die sich um seinetwillen mit Niedertracht und Verbrechen umgibt.

„Versuch es mit Güte, Mutter," bittet er noch einmal, „sie hat viel Leid durch uns erlitten, und nichts reut mich mehr von allen meinen Taten als diese Fahrt nach Hegelingenland und ihre Folgen."

„Geduld!" ruft Gerlind, ihre Augen frohlocken, „ich beuge sie dir! Laß mich schalten, Hartmut, hab Vertrauen, sie muß dich lieben, du Schönster, aber sie ergibt sich nicht ohne Gewalt."

„So peinige die zumindest nicht, die ihr teuer sind. Was hältst du Horant im Kerker? Durch alle Lande eilt sein Ruhm, sogar im Mittelländischen Meere hörte ich sein Lob als das eines Einzigen. Wer soll uns nicht tadeln, wenn wir solche Grausamkeiten zwecklos treiben? Was

willst du von Horant? — Mutter, mir ist leid, daß wir ihn nicht auf dem Wülpensande ließen. Wir ernten keinen Ruhm mit ihm."

Sagt die Königin dawider:

„Eher ließ ich Gudrun aller Schmerzen ledig als jenen. Seine Qual wird sie zerbrechen!"

„Schändlich!" stößt der Jüngling hervor und wendet sich aufspringend von ihr, die solches zu denken wagt. Aber die Königin, nun selbst von ihrer Leidenschaft erfüllt und hingerissen, trotzt gegen ihn:

„Nenn es nach Belieben, aber vergiß nicht, daß du hier von Ludwigs Gnaden schon so früh die Krone trägst und daß das Land auf dich schaut. Es ist zu kläglich, was uns der Zug nach Matelane einbrachte! Kein Tag vergeht, ohne daß fremde Gaffer auf den Hof kommen und nach der jungen schönen Königin fragen. Wer muß dies ertragen? Du kämpftest in Südland und brauchtest dich um unsere Not nicht zu kümmern. Wie leicht ist da die Mutter zu schmähen, noch ehe du einen Bissen von ihrem Tisch gegessen hast. Schelte! Empöre dich! Du hast sie mir überantwortet, und ich gebe dir dein Wort nicht zurück." Unwillig reißt sie die Tür auf: „Mir scheint, in der Halle harren höflichere Männer meines Willkomm."

Sie zögert noch auf der Schwelle, dumpf steigt der Groll in ihrem gereizten Blute hoch, und sie lodert zornig:

„Hast du nichts von dem Stolz unseres Geschlechts? —

Antworte nichts, spare deine Worte, Abtrünniger! Ich weiß deine Schmähung, bevor du sie ausstößt. Wir sind Räuber, aber in unseren dunklen Taten sind wir groß wie die Götter in ihren lichten! Du willst dich uns entziehen? Bist du töricht genug zu glauben, einer von deines Vaters Blut könne auf gewöhnlichen Wegen groß werden? Du bist zum Eroberer und zum Herrscher verdammt, und du zerbrichst an jeder anderen Tat. Denkst du dein Volk zum Pfluge zu zwingen? Wir sind Wikinger und wollen es bleiben!"

Noch heiß von wilden Siegen, erregt vom unbekümmerten Greifen in den fernen Ländern, wird dem König diese Rede zum Verhängnis. Er sieht seine Lebenserfüllung wieder in jenem blutroten Schein, den die Macht verführerisch über sich erglühen läßt, und die Worte der Mutter entzünden Flammen des Ehrgeizes in seinem Herzen, in dem Ludwigs Blut zu schäumen beginnt. Er sieht den Trotz der Hegelingentochter plötzlich in einem anderen Licht, der Eroberer empört sich über den Sklavenmut und beschließt, mit teuflischer Freude an seiner Gewalt, ihn zu brechen.

In diesem Augenblick gleicht Hartmut dem Würger allzusehr, als daß selbst die Augen derer, die ihn lieben, die edle Schönheit seiner Seele zu erkennen vermögen. Unbemerkt ist Ortrun ins Zimmer getreten, sie starrt auf den Bruder, als erschaue sie unter seinem dunklen Haar die

graue Larve seines Vaters; so erschrocken ist sie, daß ihr die Glieder versagen und sie mit zitternden Knien an der Tür stehen bleibt.

„Bruder, lieber Bruder," stammelt sie angstvoll und hebt ihm die Arme mit einem herzzerreißenden Kinderlächeln entgegen, „sei willkommen in der Heimat!"

„Schwester, liebe Schwester," entfährt es Hartmut widerwillen, in beschämter Wiederholung, und er empfindet diese reine Blume auf dieser Burg wie ein bitteres Weh. Ein blonder Kopf ruht an seiner Brust, als wäre es ein Gruß der Nordlandahnen, fern übers Meer in diese welsche Finsternis, und nur die tiefen dunklen Augen geben Kunde, welch anderes Blut sich in das alte, starke drängte.

„Ortrun, liebe Schwester," sagt Hartmut noch einmal mit bebenden Lippen, und die Augen der demütig sich Hingebenden verwandeln sich plötzlich in lichte, blaue Sterne, der gleichen Sanftmut voll, wie die Blicke einer Mutter, die ihm so zu besitzen nicht beschieden war, und die in der Geliebten wiederzufinden seine ewige ihm selber unbewußte Sehnsucht ist. Sein Herz pocht laut, von süßem Weh bedrängt, in seiner Brust, die noch das Eisenkleid umschließt, und er sieht die milde Tochter Wates wie eine Erscheinung vor sich; gleich in einem Traum, der in der Länge eines Atemzuges Jahre des Lebens vorüberfluten läßt, jagen sich die Gedanken in ihm und bringen über sein

Gemüt eine Verwirrung, die er nicht lösen kann. Stolz, Ehrgeiz — kurz: der König verlangt nach Gudruns königlich herbem Wesen. Er, Hartmut, der Mensch, geboren aus zwei Völkern, zu keinem ganz gehörend, ein Heimatloser, ein in tiefster Armut an opfernder Liebe Aufgewachsener — er begehrt mit allen Fasern seiner Seele die, die er einst mit einem rohen Schlage beschimpfte. Sein Antlitz versteint sich vor dem Zwiespalt in ihm. Die Tapferkeit seiner Seele kehrt zurück und reißt ihn an den Platz, auf den er gehört. Die süßen Geister entfliehen, und ihm ist, als hauchten sie eine Klage, die in seinem Busen endlos widerhallt, gleich dem Echo zwischen den Felsen der Nordlandfjorde.

Er faßt die Schwester bei der Hand und geht klirrenden Schrittes, das Blutschwert Hettels in der Faust, in die donnernde Halle.

n Gegenwart der Edlen um Hartmut verliert die Königin die Geduld. Die Herren gaffen mehr nach dem Gesinde als nach den freien Frauen; alle Fenster sind mit neugierigen Köpfen gefüllt, wenn Gudrun über den Hof schreitet, ein Kind der Sonne, umsponnen von goldenen Haaren wie von der edelsten Seide. In ihrer Wut befiehlt Gerlind das Kind Hildens abermals in ihre Kemenaten und zwingt sie, mit den verruchten Haaren die vom Wein bespritzten Tische zu scheuern. Sie steht dabei und will sich an ihrer Qual weiden, aber Gudrun tut gelassen, was ihr befohlen ward.

„Du fällst auf in deinem roten Schopf," höhnt Gerlind, „wir wollen ihn bleichen."

Wortlos arbeitet Gudrun weiter. Sie ist ermattet, der Mai steht vor der Tür und die Wiederkehr des Tages, da sie an Herwigs Halse hing; ihre Seele wird in Not und Arbeit milder, als schritte sie durch reinigende Flammen; widerstrahlend bricht es von ihrem Antlitz.

„Sieh, die Heilige!" spottet die Königin, „der Schmutz wird dich hoffentlich nicht entweihen."

„Wär ich heilig," sagt Gudrun tonlos, „ich würde durch

nichts entweiht. Du willst mich reizen, Arge, aber du vermagst nichts über mich. Meinen Leib kannst du beschmutzen, aber mein Herz kannst du nicht in den Staub zwingen."

Gerlind deutet die Gelassenheit falsch und glaubt mit freudiger Hoffnung, aus ihrem Ton eine Wandlung zu spüren. Obzwar sie Hildens Kind nicht liebt, bringt ihr das Erjagen ihres Zieles eine Befriedigung, die sie großmütig macht.

„Laß ruhn, Mädchen," sagt sie freundlich und hält die schaffenden Hände fest, „zwischen Staub und Himmel ist ein weiter Raum. Sei die Unsrige! Höre, deine Frauen freien bei dem vollen Mond und sind guten Mutes. Du aber zwingst uns, denen Leides zu tun, die dich lieben und die an deinem Trotz unschuldig sind. Erlöse Hildburg! Befreie Horant! Ein Wort von dir, und unser schnellstes Schiff trägt sie in dein Hegelingenland."

Sie wartet mit schlagenden Pulsen, kaum noch vermag sie das klare Auge der Gequälten zu ertragen. Zu spät muß sie bereuen, daß sie sich abermals in ihr täuschte. Hart stößt Gudrun ihre Hände zurück und erwidert unwilligen Mutes:

„Die mir treu sind, kannst du zu Tode martern; sie werden noch mit ihrem letzten Atem mich beschwören, zu bleiben was ich bin. Ich mußte in das Land des Würgers und der welschen Falschheit kommen, um zu erfahren, wie

Schurken handeln. Nimm Hergart und Sunnihild, sie sind deiner würdig, Frau!"

Die Königin sinkt in einen Sessel, ihre Füße tragen sie nicht mehr, ihr Verständnis läßt sie im Stich.

„Aus welcher schrecklichen Zucht entstammst du?" fragt sie entsetzt und mehr verwundert, als erzürnt. Und die Antwort fällt wie Blitzschlag nieder:

„Du sagst es, Frau: aus der Zucht! Glaube mir, wir haben solcher Dirnen nicht viele, die wie Hergart und Sunnihild an euren Schwelgertischen sitzen mögen. Bist du so kurzen Verstandes, daß du uns nicht erkennst und uns quälst in deinem Wahn, uns zu beugen? Wir brechen, aber mit aufrechtem Haupte!"

„Du hast sehr weise Worte für deine Jahre," sagt die Königin mit verhaltenem Atem. Ihr Auge hangt lauernd an ihren Mienen.

„Wer einen Meister wie Horant hat," versetzt Gudrun unbedacht, „lernt viel." Sie weiß kaum noch, zu wem sie spricht. Ihre wortkarge Einsamkeit drängt nach einer Erlösung, jeder vermag sie zu geben, wer Ohren hat und eine Stimme zu widersprechen.

„Dann ist es Zeit, euch gründlich zu trennen," sagt die Königin mit Frohlocken, „du wirst sonst allzu klug und willst nichts mehr von uns wissen. Vorerst aber laß dir sagen, daß sich deine Frauen mehr als auf die Hochzeit darauf freuen, von deinen zarten Königshänden bedient zu

werden. Überhaupt — wie wäre es, wenn ich dich jenen zu Diensten schenkte?"

Gudrun lacht leise auf, etwas wie Schadenfreude kommt über sie.

„Frau," spricht sie noch immer lächelnden Mundes, „ich fürchte, diese Dirnen werden solche Mägde nicht ertragen können."

„Teufelin," murmelt Gerlind erstickt, als Gudrun fortgegangen ist, „was gibt dir diese Kraft?" Sie bebt vor Ohnmacht, ihr Herz zuckt noch unter den Nadelstichen Gudruns. Sie gedachte sie aufs tiefste zu verwunden und bleibt zurück, wieder und wieder geschlagen.

Den folgenden Tag geht Gudrun zu Horant. Sie wählt die Stunde so früh, daß keine Lauscher außer den Wachen zur Stelle sind. Vor seinem Gitter kniet sie nieder und spricht in das kaum erhellte Verließ:

„Horant, die Dirnen freien."

„Ich weiß es, Herrin," gibt Horant zurück. Seine Stimme ist wie zerbrochen. In seinem Antlitz, das sonst so köstlich frisch die Jugend bewahrte, zeigen sich müde Falten; sein Haar, sonst trotz des dunklen Kerkers gepflegt und zum Scheitel gekämmt, hängt ihm wirr in Stirn und Bart.

„Hildburg und ich sollen beim Mahle dienen," fährt Gudrun fort.

„Und ich singen," sagt Horant.

Sie schweigen eine Weile. Die kühle Frühlingsluft weht Gudrun durch das dünne Hemde, sie zittert leicht, aber in ihrer tiefen Bewegung denkt sie nicht daran. Ihre Augen sind fassungslos geweitet, das Weinen haben sie verlernt.

„Wer sagte dir das an?" fragt sie heiser, die Stirn auf den Knien.

„Die Frau Königin beehrte den armen Horant," versucht der Hegelingenfürst zu spotten, „und ich habe ihr versprochen, um was sie bat."

Gudrun sieht nicht auf, sitzt wie erstorben. In den knospenden Bäumen erwacht schmetternder Vogelsang und schwillt zu dem unsterblichen Lob der Schönheit, die mit ihren rosenroten Schleiern das schreckliche, unbegreifliche, gnadenlose All umgibt. Auffsteigt der Duft der ewigen Gebärerin, der Erde, Gudrun empfindet ihn wie einen schmerzlichen Gruß. Ein Jahr des Leidens — ach, was hat das aus ihr gemacht! Verstört, wie aus tiefem Schlaf, fährt sie auf, blitzend funkelt der Tau über allen Gräsern, flammend steigt der Morgen über die Hügel der Fremde. Es wirkt und webt ringsumher, getrieben von einer göttlichen Gewalt springt das Leben aus Moder und Staub empor und reißt die Seele der Hegelingentochter an seinem immer jungen Wunder hoch. Ein Jahr des Leidens — es ist verrauscht! Sie ist jung, sie ist stark, ihre Arme rühren sich bei der Arbeit beschämend für die, die ihr Los

teilen; sie macht eine strenge Lehrzeit durch und reift zu der heran, die sie sein soll. Ihr ist wohl.

„Herrin," flüstert Horant, „erträgst du es noch? Bald kommen die Hegelingen und erlösen dich!"

„Wenn ihr es nur tragt, du und Hildburg! Horant, könnte ich dich lösen, ich gäbe meine Rechte dafür. — Was willst du den Verworfenen singen?"

Das abgezehrte Antlitz lächelt hinter dem Eisen.

„Wie willst du ihnen dienen?" fragt er dawider. Gudrun entgegnet schlicht:

„Wie anders als den Normannen? Ich tue meine Pflicht für das Brot, das ich esse, und ich fülle den Platz, auf den ich gestellt bin."

„So will ich auch tun," sagt Horant ernst, „seid ohne Sorgen." Und dann überströmt sein Herz: „O Kind, welche Lust bist du mir in meiner Einsamkeit, wie lehrst du mich Alternden! Deine Wünsche und deine Pflichten geben einen guten Klang, mehr braucht es nicht zum Glück. Von den Göttern kommt die Kraft zu allem Guten und nimmt Wohnung in unserer Brust. Wir zwingen sie, in dem Staub der Erde zu wandeln; du aber gehörst zu denen, die sie rein und unbefleckt bewahren, und schon deine Nähe tröstet."

„Nein!" verwirft Gudrun herbe, ihr Mund erstarrt vor Härte, „du kennst mich nicht. Du überschätzest mich in deiner Güte. Ich hasse diese Königin, ich verabscheue die

Verräterin, ich verdamme die Törin, ich morde den, der meinen Vater erschlug, jede Nacht in meinen Gedanken! Ich verachte dieses Volk mit seiner wahnsinnigen Verschwendungssucht und seinem gehäuften Leben, das jede Stunde bis zum letzten Tropfen auspressen will, als gelte es, morgen in den Tod zu gehen."

Da streckt sich eine bleiche Hand aus dem Gitter, magere Finger greifen die ihrigen und umspannen sie.

„Herrin," stammelt Horant verwirrt von Freude, „wie lebt mein Volk in dir, wie lebst du in meinem Volk! Ich habe nicht an dir gezweifelt, aber laß dir sagen: diese Stunde erst macht mich gewiß. Was dir im Herzen blüht und wie von selbst über die Lippen geht — Kind, wir minder Reinen brauchen ein Leben lang, es zu fassen. Du hast nicht nötig, es zu begreifen, es ergreift dich, und die Gottheit ist in dir. Diese Zusammengerotteten und Entarteten führen das hastige Leben der Emporkömmlinge, unser Volk aber lebt heut wie immer, und wir brauchen uns mit dem Genuß nicht zu beeilen. Jene saugen an allen Blüten, wir sehen gelassen unsere Früchte reifen, und ob *wir* sie pflücken oder unsere Enkel — es ist gleich, sie bleiben dem *Volke*."

Er schweigt erschrocken, sein Haupt schlägt an die Stäbe.

„Du verstehst das nicht," murmelt er abwesend; ihm ist, er sei alt geworden und spreche mit seiner eigenen Einsamkeit.

„Ich höre deine Stimme, Horant, und ich trage deine Worte im Herzen, bis ich zu ihnen wachse. Mir ist, als hätte die Heimat einen Mund und spräche aus dir."

Neugierige streifen jetzt durch den Garten, schauen zum Turm empor. Gudrun kann ihren Anblick nicht ertragen, heute nicht. Sie steht auf und nimmt Abschied.

„Sage mir noch," bittet Horant, „wann soll das Fest sein?"

„Wann der Mond sich ründet," sagt Gudrun und blickt leicht errötend auf ein schlichtes Ringlein an ihrer Hand.

„Wann ist das?" fragt Horant aus seinem dunklen Verließ; die einfache Frage deckt ein Meer voll Jammer auf.

Hartmut meidet die Burg, als hause dort die Pest. Aber zu der Hochzeit Godofrids und Gerwins darf er nicht fehlen. Er kommt und bringt aus den fränkischen Landen kostbare Geschenke mit. Leidenschaften, die er sonst nicht kannte, beginnen Spuren auf seinem Antlitz zu hinterlassen. Er ist verwandelt und gesteht sich mit Zorn die Ursache. Die Fragen seiner Fürsten fangen an, ihn zu verwunden. Er ist in dem Alter, der Normandie einen Erben zu geben, die Pflicht, sein Geschlecht fortzuführen, spricht lauter. Die Haltung Gudruns bleibt im Lande nicht verborgen; aus dem Gelächter wächst allgemach eine erregtere Stimmung; am Frankenhof wird offen über die verunglückte Brautfahrt gespottet und mehr noch über den, der seinen

Raub nicht mit Gewalt ins Ehebett zu zwingen weiß. Jedoch über alle Reden fließt es wie ein Lob Gudruns, mehr als alles andere reizt das den König.

Zum Fest erscheint auch der alte Würger, sein Haar ist bleicher geworden, seine Gestalt scheint noch gewachsen zu sein, die wilden Augen blitzen vor starker Kampfeslust unter den Brauen. Er schilt und tobt über die störrische Hetteltochter, daß selbst Gerlind erblaßt und für die ersten Tage vermeidet, Ludwig mit dem Anblick Gudruns zu reizen. Sie beschwichtigt ihn mit Schwüren, daß sich nun nach der Hochzeit der Frauen alles wenden müsse, und sie erreicht, daß er ruhig wird und gutheißt, was sie tut.

Mit dem gewohnten Übermaß wird das Fest gerüstet, die Bräute starren in Schmuck und werden den Gaffern zur Schau gestellt. Alle Tore sind geöffnet, Speisen und Getränke werden an jeden ausgeteilt, der seinen Bauch füllen mag, Freie und Unfreie. Schon zu Festesbeginn herrscht ein trunkener Lärm in der Halle, aber nun streift es darüber wie eine eisige Riesenhand.

Gudrun und Hildburg treten ein, goldene Schüsseln in den Händen, die sich seltsam von ihren dürftigen Gewändern abheben. Mit gesenkten Augen, das liebliche Gesicht rot überflammt, geht Wates Tochter durch die erstarrten Gäste. Gudrun aber schreitet erhobenen Hauptes vor die, die einst ihr die Schuhriemen löste; sie tut ihren Dienst

an ihnen mit einer Haltung, die ihr armes Kleid mit flimmernden Sternen besät und sie neben den Gezierten erscheinen läßt wie eine Göttin neben ihren menschlichen Ebenbildern. Sunnihild bleibt der Mund vor bleichem Entsetzen offen, selber Hergart zuckt zusammen und sieht finster in den Schoß. Die Brauen runzelnd neigt sich Godofrid zur Königin.

„Herrin, das sind üble Scherze!“ murmelt er halblaut, „was soll das bedeuten?“

„Ich will sie beugen!“ eifert die Königin leise, aber der Graf widerredet zornig:

„Du beugst uns und machst uns zum Gespött! Hast du keine Augen, Herrin? Diese Frau siegt, und wenn du sie ihr Leben lang durch den Schmutz ziehst.“

Gerlind beißt sich auf die Lippen, sie starrt verächtlich und mit einer leisen Genugtuung auf die abtrünnigen Hegelingentöchter. Sunnihild ist völlig zusammengebrochen und schluchzt weinend vor sich hin. Graf Gerwin stürzt geröteten Gesichts einen Becher Weins. Indessen sind die königlichen Dienerinnen näher herangetreten und tun schweigend ihre Pflicht; aber keine Hand streckt sich nach den dargebotenen Schüsseln. Im Saale recken sich die Hälse, die Entfernteren erklettern die Bänke, die Tische.

Der Würger neigt sich halb spöttisch, halb ernst zu Hartmut, der in grenzenloser Wut und Scham, ohnmächtig

jeden Wortes, in seinem Stuhle lehnt, und flüstert ihm ins Ohr:

„Ärgere dich nicht, Söhnchen, dies Weib trägt die Krone nicht nur im Haar, sondern im Herzen. Sie ist wahrlich von einem Blute, das ebensowohl zu herrschen wie zu dienen vermag.“

„Werden wir hier von unfreien Mägden bedient?“ fragt Hergart trotzig die Königin, „genießen die Frauen eurer Fürsten so wenig Ehre?“

Ein unruhiges Gemurmel summt über die Tische, breitet sich aus und schwillt an. Der herrische, kluge Kopf der Frutetochter ist von einer eigentümlichen, eisigen Schönheit. Leise, aber bis in die tiefsten Winkel vernehmlich sagt eine klingende Stimme:

„Nein! Aber die treulosen Dirnen von Königinnen!“

Horant steht hinter Hergart. In seinem sehr blassen Gesicht leuchten Augen voll Mut und Vertrauen auf Gudrun, die ihn ruhig ansieht. Es ist, als weile ihre Seele nicht hier, sondern schwebe frei und träumend über ihrem geknechteten Leibe.

„Horant,“ fährt die Königin auf, „beginne mit deinem Liede!“ Sie verflucht die Stunde, sie verflucht die elenden, erstarrten Gaffer ringsumher, sie verflucht im Grunde ihres Herzens alles, was Adel, Stolz und Jugend heißt. Und eine wilde Angst peitscht dies finstere Gemüt, das nur Mutterliebe aus seiner Dunkelheit zu menschlichem

Lichte hebt, Hartmut ließe sie den abermaligen Fehlschlag ihrer grausamen Zucht entgelten und vergäße sie zu lieben. Sie hängt fast flehentlich mit den Blicken an Horant, und Horant antwortet, als rühre ihn selbst in dieser Entmenschten das Bild der leidenden Frau, mit erhobener Stimme:

„Sogleich, Herrin!"

Der Würger lehnt sich erwartungsvoll in seinen Sessel zurück, er hat Horant nie gehört. Hartmut vergißt für einen Augenblick die Frauen und sieht den abgemagerten, schon vom dunkeln Verließ entstellten Hegelingenfürsten mit toten Augen an. Dann starrt er wieder auf den feinen, demütig gebeugten Nacken der reifen Anmut neben Gudrun, sein Herz beginnt wunderlich zu schlagen.

Innerlich frohlockend erwartet Hergart den Gesang. Nun, denkt sie, bekommen die Normannen auch ihr Teil, denn Horants Tollkühnheit ist groß. Aber als jetzt der Gott mit den goldenen Händen an Horants Kehle rührt und die Töne über die erhitzten Hirne fluten wie die Waldluft nach Sommergewittern, bricht ihre Hoffart in sich zusammen. Es ist nicht die Stimme, die sie bezaubert, es sind die Worte, die Horant in seiner entsetzlichen Verlassenheit ersonnen hat.

Da liegen die friesischen Küsten, vom herben Meer umschäumt, von schweren Halmen überwogt und mit glänzendem Vieh bestellt. Da taucht die Geest auf, purpurn

flammt das Haidekraut darüber hin, die Bäume der Heimat rauschen, die Vögel der Heimat singen, die Quellen plätschern und murmeln, Quellen, aus deren kühlen Wassern sie in Kindertagen mit der hohlen Hand geschöpft hat. Pink, pank! Pink, pank! — eine wilde Glut schießt über ihr Antlitz, die Schmieden ihres Vaters dröhnen, zischend senkt sich das weißglühende Eisen in die Fässer, die Blasebälge ächzen und stöhnen, die Flammen sprühen in knisternden Sternen empor. Mit einem Mal steht Frute vor der Tür seines Hauses. Sein Haar ist etwas weißer, etwas dünner, aber sonst ist er ganz derselbe, kein Zug seines Gesichts scheint anders zu laufen. Da ist die scharfe Nase, da die schmalen Lippen, die kühlen grauen Augen. Man kann sie noch nicht deutlich sehen, diese Augen, denn er schirmt sie mit der Hand vor der Abendsonne und späht in das Licht hinein nach jemandem aus.

„Es ist nicht wahr!" schreit Hergarts Herz, „mein Vater hockt in den Waffenkammern und bekümmert sich nicht um mich. Er hat sich nie um mich bekümmert."

„Warte!" sagt Horants Lied, und jetzt sieht sie die Augen des Vaters genau. Sie sind nicht eiseskühl, sie spähen besorgt und voll heißer Sehnsucht in den Sonnenuntergang, in die Fremde, da sein Kind weilt. Und jetzt sinkt ihm die Hand hernieder, er schüttelt lautlos den Kopf und schlurft in sein Haus, etwas müde, etwas gebrochen — — Hergart vergräbt den Kopf jählings in den Armen.

Eine bebende Hand berührt ihren Scheitel, sie starrt auf und sieht das traurige, von Mitleid überströmte Gesicht Hildburgs über sich.

„Vergiß die Heimat nicht!" flüstert Hildburg scheu. Sie sagt es mehr mit den Augen als mit den Lippen, denn Horants Gesang ist zu heilig, als daß ein Menschenlaut ihn unterbreche. Aber hier kann sie nicht anders, ihr Herz schlägt süßer als alle Nachtigallen. Einer hört es, einem brennt es wie Feuer im Busen: Hartmut.

Und nun bricht in Horants Lied die Nacht an; kein Herd lodert, kein Mensch wacht mehr, ringsum liegt das Land, sommerwarm, grün, von unendlichen Sternen in stillen Glanz getaucht. Die Erde atmet tief und süß, die Arme der nächtigen Heimat sind ausgebreitet, als erwartete sie ihr verlorenes Kind. Ein Grab liegt am Strande, von wilden Rosen überblüht — Sunnihild kennt das Grab. Weder Vater noch Mutter, nur dieser Hügel erwartet sie in der Heimat. Sie hat ihn fast vergessen, sie ist zu töricht, an solche traurigen Dinge zu denken. Aber jetzt hat Horant diesen Hügel aus seiner Vergessenheit gerissen und ihn mit seinen mächtigen Armen vor ihre arme Seele gestellt als das Teuerste, das sie besitzt. Sonst jammert sie laut, wenn ihr etwas zuleide geschieht, jetzt rinnen ihr die Tränen lautlos aus den weitgeöffneten Augen über das Antlitz, und sie weiß es nicht einmal. Sie wendet nicht den Blick von Horant, als strömten die Bilder leibhaftig

aus seinem Munde. Ihre kärgliche Seele sprengt das enge Gelaß und schwingt sich auf eilenden Fittichen in das Land, wo Vater und Mutter ruhen.

Aller Augen hangen an Horant, mit Augen wollen sie das Wunder dieser göttlichen Kehle ergründen; nur die harte Königin vermag ihn nicht anzusehen. Dreißig Jahre sinken von ihrem Scheitel, sie ist schön, sie ist gut. Anmutige Jünglinge sind um sie her, sie tanzt den Reigen in Glück und Jugend. Spielend und scherzend verfliegen die Tage, sie kränkt niemanden, sie haßt weder Mensch noch Tier. Ob dieses Mädchen wohl einen Sänger wie Horant in einem finsteren Verließ schmachten, nach seiner Sonne schmachten ließe? Nimmermehr! — Da drängt sich eine gewalttätige Faust in ihr Leben, sie wird an die Seite des grausen Würgers gestoßen, und ihr ist, als schlössen sich alle Tore hinter ihr zu. Alle Tore, auch die ihrer Seele. Finster wird ihr Leben, finster und kalt wie die Winternacht. Was brauchen andere Wärme und Licht? Was brauchen andere Freude und Glück? Raub ist der kurze Erdentag, nehme sich jeder, was er erraffen kann!

„Du sollst nie mehr singen!" stöhnt die Königin erbittert, gemartert. Mit einer hastigen Gebärde winkt sie Schweigen. Es liegt wie ein Alp auf der Halle, als Horant gehorsam verstummt. Die Greise werden wieder alt, den Jünglingen sinkt ein frühes Mannestum von den Schultern, sie tasten fast zagend nach den Bechern. Jetzt,

um sich zu erlösen, schreit es wie eine Stimme auf, Blumen, goldene Reifen, edle Spangen fliegen vor Horant hin, alle Ordnung löst sich, alle drängen an jenen, dem solche Macht gegeben ist. Der Würger läßt ihm mit strahlendem Antlitz einen vollen Becher reichen, Horant hält ihn zweifelnd in der Hand.

Da steht Gudrun vor ihm, sie schlingt die Arme um seinen Hals und küßt ihn innig auf den Mund. Und donnernder Jubel über den köstlichsten Lohn der Kunst. Ein Leuchten eilt über das verhärmte Angesicht des armen Horant, er dreht den Königsbecher langsam in seiner Rechten und gießt den Wein purpurströmend auf die Fliesen.

„Es ist genug," keucht die Königin mit flackernden Blicken und winkt den Wachen, „führt sie hinaus!"

Zwischen den Harnischen schreitet Horant bleich und hager über den Hof; er ist barhäuptig, die tausend Sterne der Maiennacht legen einen wundersamen Glanz um seine Stirn. Sein Herz hat sich aus seiner engen Kammer aufgemacht und schwebt hoch oben in Asgards lichten Räumen, eine Seligkeit ohne Ende erfüllt ihn. Seelen aus dem grauen Erdentag emporheben auf die weißen Wolken der Götter — welch ein Glück! Welch ein Königtum! Welch ein Verschwenden! Geht es nun wieder in das dunkle Verließ, in das niemals die Sonne scheint? — Er lächelt darüber, er spottet seines Kerkers, seiner Quä-

lerin, seiner Qualen — seine Seele leidet nicht, seine Seele wiegt sich, unerreichbar dem irdischen Leide, im Kreise der silbernen Kugeln hoch im Blauen, die die Nacht mit leisem Finger regt.

Gudrun und Hildburg geleiten ihn; sie halten sich eng umschlungen, als könne das zärtliche Gefühl des Beisammenseins den Heimatstraum des Meisters länger, inniger festhalten und die fliehenden Stunden bannen. Aber am Tor des Gartens, das sie vergessend durchschreiten wollen, werden sie aufgehalten, und die Wächter wehren ihnen den Eintritt.

Horant verspürt wieder den harten Boden ewiger Nüchternheit unter den Füßen, schmerzlich lächelnd wendet er sich zu den Frauen und streckt ihnen die Hände zum Abschied hin. Sein Blick fliegt nach Osten, da Hegelingenland, sprechen kann er nicht.

„Leb wohl!" murmelt Gudrun, totenbleich lehnt Hildburg an der Mauer. Ihr Herz wird zertreten von der Wirklichkeit.

„Laßt sie durch!" herrscht eine Stimme, Hartmut steht plötzlich hinter ihnen. Hell beleuchtet der Mond die kleine Rotte, von der der Schwarm der Neugierigen nun ehrerbietig zurückweicht. Unschlüssig halten die Wachen die Speere in den Händen.

„Die Königin will es nicht," wagt ein Trotziger; dem Normannerben flammt der Jähzorn purpurn über die

Stirn. Er trifft den Frechen mit der Faust mitten ins Gesicht, daß er mit einem Wehlaut niederbricht. Er reißt dem andern die Lanze aus den Händen und wirft sie ihm vor die Füße.

„Wer herrscht hier," keucht er auf, indes die Gefangenen und ihr Begleiter stumm in den Garten gehen. „Ihr steht mir gut, daß diese von niemandem gestört werden!"

Langsam, mit zögernden Schritten folgt er den Hegelingen. An einer Lichtung, die in der klaren Nacht wie ein stiller See glänzt, wendet sich Hildburg um und erblickt ihn, von dem ihr jeder verfolgende Schritt wie ein Peitschenschlag erscheint. Sie löst sich aus dem Arm Gudruns und erwartet den König. Gudrun geht schweigend und einsam hinter Horant her; ihr Kopf sinkt auf die Brust, allmählich und schmerzhaft, wie unter einer letzten, schwersten Last. Sie sieht sich nicht mehr um.

Nun steht Hartmut vor der, die seine Gedanken gefangen hält. Er starrt mit leeren Blicken über sie weg auf den schwarzen Saum der Buchen, die den bleichen Himmel zu zerreißen und gleichzeitig zu tragen scheinen. Aus den jungen Gräsern, den lenzlichen Blumen, den brechenden Knospen steigt der Duft betäubend zu ihm auf, seine Glieder füllen sich mit der zitternden Sehnsucht der Maiennacht. Wie ein wüster Traum brandet ab und zu der Pulsschlag des Festes zu ihm her, ihn ekelt. Mit einer ungestümen Gebärde furcht er die Stirn und sieht Hildburg an.

„Was willst du, Mädchen?"

Wates Tochter ist eine andere. Ihr demütiger Nacken strafft sich empor, ihre sanftmütigen Augen lodern Zorn, ja Verachtung. Eiskalt rinnt es dem König über sein Gemüt. Er verhärtet sich und preßt die Lippen herrisch aufeinander.

„Du betrügst dich, König," spricht Hildburg, „du liebst Gudrun nicht!"

Eine erstaunte Bewegung. Mit verhaltenem Atem steht er vor der Jungfrau, die leidenschaftlich fortfährt:

„Du bestehst nur aus Trotz und gegängelt von den Deinen auf ihrer Hand. Du willst etwas erzwingen, das, gelänge es dir, ein namenloses Unglück wäre. Ist das deiner würdig, König?"

Sie hat alle Furcht vergessen, die Worte strömen ihr leicht aus der übervollen Brust.

„Du marterst sie dir zu Leide, du verdirbst an deinem eigenen Zwiespalt, und alle deine Tugenden entsinken dir. Sie hat dich berauscht und geblendet, aber du weißt, tief im Herzen, sie blüht nicht für dich. Ihr seid nicht füreinander geschaffen, Herr," setzt sie, leicht in der Kühle zusammenschauernd, hinzu, „ihr seid eben aus zu fremdem Blute und findet keine Brücke zueinander. Gib sie frei! Hast du nicht den Mut, dir einen Fehler einzugestehen? Bist du so wenig deiner Macht sicher, daß du das Lächeln deiner Diener fürchtest? Den Haß der Königin? Den

Zorn des Würgers? Ist dein Heldentum so abhängig von den Augen deiner Umgebung?"

„Hirngespinste, Mädchen!" murmelt Hartmut. Sein dunkles Auge hangt glühend an der Zürnenden, die ihn begehrenswerter dünkt als je. Er will ihre Hände fassen, aber sie entzieht sich ihm stürmisch:

„Für was gelte ich dir, Herr?"

Er lodert auf. Er reißt sie an sich und zwingt sie an seine Brust. Sie kämpft gegen ihn, plötzlich brennt ein Schlag auf seiner Wange.

Er gibt sie frei, ohne ein Wort. Fassungslos steht sie vor ihm, die großen, traurigen Augen füllen sich mit Tränen. Sie stürzt auf die Knie und fleht mit gehobenen Händen: „Du läßest sie nicht entgelten? Schlage mich, töte mich, aber schone ihrer! Sie hat nie ein leises Wort wider dich gesagt."

Verworren dringt der Zecherlärm in die Stille der Nacht, Fackelqualm steigt aus dem Hofe auf. Am Rande der Lichtung hebt sich der weiße Nebel und klimmt wundersam zwischen den schwarzen Stämmen empor, als scheide er die beiden von jener Welt.

Hartmut verwundert sich, daß er keinen Zorn empfinde; sein Sinnen ist von dem Gedanken an jene Stunde ausgefüllt, da er mit seiner rohen Faust Hildburg zu Boden schlug; nun ward ihm Vergeltung.

„Wir sind einander nichts mehr schuldig, Frau," ver-

sucht er zu spotten. Er kennt seine eigene Stimme nicht; sie kommt aus einer Weite, die er nicht begreifen kann.

„Denkst du noch daran?" stammelt Hildburg verwirrt und beschämt die Stirn senkend.

Hartmuts Pulse schlagen schneller. Hochmut und befreite Menschlichkeit ringen in seiner Brust. Er fühlt sich erkannt und zürnt; er glaubt sich verstanden und ist dankbaren Gemüts; er liebt und ist ohnmächtig, zu reden. Mit maßloser Erregung empfindet er seine Stellung zu den geraubten Frauen als eine Schmach, die ihm die Mutter antut. Aber selbst in dieser heißen Stunde denkt er gerecht genug, sich selbst und seine Schwäche am schärfsten zu verdammen. Er weiß, es fällt ihm nicht schwer, das der Königin verpfändete Wort zu brechen, aber den Mut, gegen den Schwur seines überreizten Ehrgeizes anzukämpfen — diesen Mut bringt er nicht auf, nicht in dieser Umgebung. Mit Blitzesschnelle tauchen ihm Entgegnungen und Entschuldigungen gegenüber seinen peinigenden Selbstvorwürfen auf. Er hält sich vor, was er der Krone auf seinem Scheitel schuldig sei und was dem Ansehen seines Geschlechts und seiner Fürsten. Er fühlt sich nicht frei von dem Bewußtsein, ein Emporgekommener zu sein; wie ein dauernder Stachel frißt es an seinem Gemüt, umdüstert ihn und nährt seinen Ehrgeiz, der durch nichts voller befriedigt werden könnte, als durch die schönste und edelste Frau.

„Steh auf, Mädchen," sagt er rauh, um das drückende Schweigen zu brechen, „die Erde ist feucht."

„Herr, gib sie frei!" bittet Hildburg noch einmal, umschlingt seine Knie. Er fühlt ihre Hände durch die dünnen Silberschienen, blutwarm fühlt er sie an seinem Leibe.

„Frau," stöhnt er auf, „ich kann nicht, ich habe euch aus meiner Macht gegeben. Ich muß es —"

„— selber leiden!" will er sagen, aber die Hoffart nimmt es ihm vom Munde. Er reißt sich los, er hebt die Kniende unsanft vom Boden.

„Hole Gudrun, Mädchen! Geht in eure Kammern! Ich will Sorge tragen, daß ihr zu diesem Fest des Dienstes ledig seid. Mehr kann ich nicht tun."

Sie stehen sich bedrückt gegenüber und sehen sich nicht an.

„Ich will es auch nicht!" herrscht er zornig und wendet sich in jäher Bewegung ab.

h noch der Brachmond beginnt, bricht Hartmut nach überstürzten Vorbereitungen zu einem neuen Heereszuge auf. Beim Abschied stehen sich Mutter und Sohn lange schweigend gegenüber. Die feindselige Stimmung verläßt den König, während er die Alternde betrachtet, und weicht einer gefestigten Trauer. Sein Herz ergießt sich noch einmal in die mütterliche Brust, und er bekennt:

„Mutter, ich habe mich getäuscht. Ich liebe sie nicht."

Gerlind nickt gelassen, nichts zeigt an, daß ein alter Sturm in ihrem Inneren wieder auflebt.

„Ich weiß es," sagt sie. Und nach einer Weile leise: „Habe i ch lieben dürfen? Wir tragen statt aller Freude der Menschen unsere Krone. Sie ist es wert, teuer erkauft zu werden."

Das Geständnis dieser harten Frau rührt Hartmut tief, es verlangt ihn, die Arme um den ungebeugten Nacken seiner Mutter zu schlingen und mit der Wärme seiner Sohnesliebe erkaltete Feuer wieder anzufachen, jedoch die finstere Stirn der Königin schreckt ihn zurück.

„Und dennoch liebst du!" offenbart der strenge Mund. Die dunklen, etwas stechenden Augen sehen ihn groß an: „Wir haben darüber nichts zu reden, es ist keine Sache,

die den König anginge. Hartmut," ruft sie, und plötzlich ist es, als sprössen Rosen aus diesem kalten Marmor, „ich darf nicht an meine Jugend denken, wenn ich Gudrun ansehe. Wäre ich ein Mann, ich liebte sie mehr als mein Leben und ließe alles um sie!" Mit grenzenloser Bitterkeit und einer den Anfall von Milde ausgleichenden Hast eilt sie weiter: „Die Jahre neben deinem Vater haben mich manches gelehrt — ja, ich bin, die ich scheine! Wir Normannen haben auf Sand gebaut und müssen unser Haus doppelt hüten. Unser Königtum ist zu jung, als daß es über dem Spott der Menge stünde, unser Volk durch alle fremden Zuläufe zu treulos, als daß es in allen Dingen mit dem Herren ginge. Ich aber liebe es, wie ich ein ungeratenes Kind lieben müßte — — Hartmut, die abtrünnigen Hegelingenweiber waren mir eine Erlösung! Ich konnte es nicht mehr ertragen, unser Geschlecht von den Geraubten verachtet zu sehen. Ich freute mich an ihrer Schande! Mich hätte es nicht gelüstet, das Bettelkleid der Friesen gegen den fürstlichen Reif unserer Herren zu tauschen, ich fühle mich Gudrun und ihren Getreuen verwandt."

Der König starrt die Mutter sprachlos an, wunderlich beginnen die Jahre seines Lebens rückwärts zu kreisen und nach einer Erinnerung zu suchen, die dieser Stunde gliche. Er sieht nichts als immer nur dieses beherrschte, kühle, hochmütige Antlitz. Plötzlich denkt er an seine Schwester

Ortrun, und alle Schleier fallen. Die Liebliche erscheint ihm mit einem als die Verkörperung aller guten Triebe, die je das steinerne Herz vor ihm beseelten, als ein Wunder der Gottheit an seinem Geschlecht. Er fühlt tief innen bei sich, verschlafen zwar, aber doch lebendig, die harten Züge beider Eltern, er muß unaufhörlich mit sich ringen und fällt immer wieder in die ererbte Art zurück — Ortrun aber blüht empor wie eine Lilie aus der Sünde.

„Mutter," stammelt er überwältigt, „du schenkst mir eine Stunde, die ich nicht vergessen darf. Ich will dir glauben und versuchen, dich zu verstehen. Ich habe mir mit meinem Torenstreich ein arges Los bereitet; es muß nun getragen sein, um dessentwillen." Er rührt leicht an den Kronhelm, fortfahrend: „Brich sie! Zerschlage ihre starke Seele am Leide ihrer Gefährten! Mutter — was bleibt mir dann zur Freude, als ein Leichnam einstiger Schönheit, ein zerstörtes Gefäß des Heiligen?"

Er schreitet rastlos durch das Gemach, mit verschatteten Mienen.

„Du kennst die Frauen nicht, Hartmut! Wir gehören unserer Pflicht. Tritt jene mit dir in den Ring, so darfst du unbesorgt schlafen, keine weiß besser als sie, was den Königinnen ziemt. Wer bist du," flammt sie auf, „daß du dich so gering dünkst? Ich möchte einmal diesen seeländer Fischerkönig neben dir sehen!"

„Der Wunsch könnte eher in Erfüllung gehen, als uns

lieb," fällt ihr Hartmut ins Wort, „solange Wate lebt, lebt die Rache."

Gerlind bewegt überdrüssig die Hand, mit abtuender Gebärde.

„Wer wagt sich an uns? Der Riesengreis wird allmählich zum Gespenst für Kinder!"

Hartmut schweigt, aber seine Sorgen wachen weiter. Die unheimliche Stille der friesischen Küsten nagt an seiner Ruhe, er weiß genau, daß auch Ludwig im Taumel der Vergnügungen und Grausamkeiten nur die uneingestandene Furcht betäubt. Wo säßen den Normannen Freunde? Etwa im Frankenlande, da man um Gold jeglichen Verrat erkauft?

Er geht, und die alleingebliebene Königin befällt ein Zittern; die Sorgen Hartmuts sind im Geheimen seit Monden schon ihre eigenen und haben sich seit jenem Tage, da Horant in der Halle sang, zu einem Alp verdichtet. Es muß ein Ende gemacht werden, Gudrun muß die Ihrige sein.

„Horant muß verstummen!" braust es durch ihre Gedanken, „seine Zauberstimme muß verderben in Not und Elend, das ist schlimmer als der Tod!"

Sie springt auf und will hinauseilen, von einer grausamen Überlegung getrieben. Da erblickt sie ihr Antlitz in einem blanken Silberspiegel und erschrickt vor sich selbst. Mühsam erkennt sie ihr eigenes Bildnis und zwingt ihr

Herz zu der Härte, die das Schicksal von ihr zu fordern scheint. Langsam kehrt das Blut in ihre Wangen zurück, von keiner menschlichen Regung warm, frostig, unnahbar, unerbittlich. Befriedigt nickt die Königin ihrem Schatten zu und geht an ihr Werk.

Wenige Tage hernach kommt ihre Teufelei ans Licht, Gudrun und Hildburg werden an die Handmühle vor die Burg befohlen und sollen an die Stelle des Negers treten, den die mühevolle Arbeit zermürbt und getötet hat. Schweigend nehmen die Frauen ihr Geschirr und machen sich noch am späten Abend auf den Weg.

Sie haben den Sklaven Sorab gekannt, es war ein riesenhafter Schwarzer, der trotz seiner Jahre über ungewöhnliche Kräfte verfügte und unverdrossen wie ein Tier Tag ein, Tag aus mit dem Mühlenarm im Kreise ging. Schließlich nickte er dazu wie ein Pferd. Der kaum unterbrochene Rundlauf hatte seinen Kopf verwirrt, die Einsamkeit in seiner Erdhöhle hatte ihn die wenigen welschen oder deutschen Brocken, die er wußte, vergessen lassen, seine Sprache bestand nur noch in einem Grunzen der Befriedigung, wenn ihm ein guter Bissen geschenkt ward, und in einem kläglichen Gewimmer, wenn er wegen Trägheit gestraft wurde. Solche Wesen züchtet die Handmühle.

Hand in Hand gehen die Frauen, die Augen zum strahlenden Sternenhimmel erhoben. Die Mühle liegt dem

Strande zu, durch die Klippen funkelt das Meer zitternd das Nachtgeschmeid zurück und bewegt mit sanften Wogen die Bahn des Mondes, die gen Sonnenaufgang führt.

„Wir kommen der Heimat näher," unterbricht Gudrun die Stille, „aufrichtig, Hildburg: die Mühle ist mir nicht unlieb. Wir haben da unser Reich für uns. Das Schlimmste von allem waren doch die geilen Blicke der Höflinge, die frechen der Dirnen. Ich hätt es fast nicht ertragen, aber du hast mir viel geholfen."

„Ich dir?" staunt die Demut, „wärest du nicht, ich hätte mich nicht länger gehalten als Hergart oder Sunnihild, und ich dürfte nimmer wagen, meinem Vater in die Augen zu sehen. Du hast mir die Heimat gerettet, Gudrun."

Nach einer Weile, da schon das Rasendach der Mühle über das Haidegestrüpp blinkt, fragt Hildburg beklommen:

„Wenn wir nur dieses überstehen! Es muß furchtbar sein, Herrin, und es soll den härtesten Willen brechen."

„Meinen nicht!" trotzt Gudrun, sie preßt den Arm der Freundin fester an sich. „Was habe ich zu verlieren," fährt sie mit einem sanften Mute fort, „solange ich im dunkeln Elend bin, solange sind die Sterne der Liebe hell über meinem Scheitel. Die Magd Gudrun wird Herwig heimholen, wenn seine Zeit gekommen ist; die treulose Königin nimmermehr."

„Mein Vater kommt nicht," murmelt Hildburg schwach, „er wird gestorben sein."

„Du zweifelst an Wate?“ In großer Überraschung bleibt Gudrun stehen, Hildburg senkt die Lider.

„Er ist alt,“ entschuldigt sie sich.

„Er sah Hettel fallen,“ sagt Gudrun rauh, „kann er sterben, ohne seinen König gerächt zu haben? Ich traue und warte.“

Hildburg erwidert nichts mehr. Mit namenlosem Entsetzen denkt sie an den Tag, da das Blutschwert ihres Vaters in rasendem Zorn durch die Ludwigsburg wütet und alles frißt. Hartmut steht vor ihrer Seele; mit schweren Knien wandert sie neben Gudrun, klaglos zu jedem Dienst bereit, aber tief innen abtrünnig und gefangen.

Sie stehen vor der Hütte Sorabs. Es ist nichts weiter als ein mit dicken, fauligen Strohsoden überdecktes Sandloch, halbhoch mit stinkendem Laubmoder angefüllt, zur andern Hälfte mit einer Stickluft, die fast greifbar ist. Die schauerlichen Ausdünstungen des Negerleibes haben aus einer menschlichen Lagerstätte eine Pestgruft gemacht, in der keiner zu atmen vermag. Entsetzt fahren die Frauen zurück, ihre Blicke irren durch den Abend, ob nicht irgendwo eine Stätte für ihre Nachtruhe sei, und schließlich tragen sie ihr Bündel unter das Schutzdach der Mühle. So sollen sie nun gebettet sein, allen Winden ausgesetzt, den Kopf an die harten Mühlsteine gelegt.

„Hildburg,“ sagt Gudrun erschüttert, „was mußt du leiden um mich!“

Da strahlen sie die demutvollen, treuen Augen in solch einem seligen Scheine an, daß sie vor dem Bewußtsein ihres eigenen Wertes, wie es dieser klare Spiegel wiedergibt, beschämt die Wimper senkt und ihr aufsteigende Glut die Wangen dunkler färbt.

„Hilf mir," lenkt sie ab, „wir wollen das Dach fortnehmen und uns an die Reinigung machen. Das Laub muß aus dem Loch, zum Dach nehmen wir Reisig und Moos — Hildburg, wir lernen hier königliche Dinge."

Und die Hände, die zart und weiß auf goldgestickten Tüchern lagen, wühlen den eklen Unrat aus der Negerhöhle; groß, leuchtend und freundlich sieht der Mond zu.

„Wohin damit?" fragt Hildburg, auf den Kehricht deutend.. Gudrun blickt sich um. Unfern der Mühle ist ein Gehölz gelegen, darin weiß sie einen versiegten Brunnen. Der Schmutz muß ihnen aus den Augen, sie ahnen beide, daß diese Stätte ihnen lange Zeit Wohnung sein werde, und bereiten sie gründlich. Sie packen den Unrat auf ein Laken und schleifen ihn in das Gebüsch und an den Schacht, den zerbröckelte Quadern umfassen, und über dem die Holderbüsche süßlich duften. Sie biegen die Zweige zur Seite und dringen in die Wildnis.

Erschrocken prallt Gudrun zurück. Über die Brunnenöffnung sind eiserne Stäbe geschmiedet, wie ein Gitter, abgerissene Zweige und Kräuter welken am Boden. Jählings beginnt ihr Herz laut und schmerzlich zu schlagen,

als ahne es den Schritt des Schicksals näher und dröhnend auf dem Wege. Sie ermannt sich, beugt sich über den Rand und ruft hinab: „Wer da?"

„Der Sklave Horant," tönt es dumpf und schauerlich zurück, „warte, Herrin, ich komme zu dir."

Keuchend müht sich einer die Felsen empor zu den versteinten Frauen; vom braunen Haar und Bart umwallt wie ein seltsames Tier, preßt sich der Kopf des unglücklichen Fürsten durch die Eisenstäbe, hagere, blutleere Finger klammern sich an.

Da brechen zwei blonde Köpfe auf das Gitter, zwei Augenpaare baden das gequälte Haupt in ihrem bittersüßen Tau und lösen aus dem gemarterten Herzen Haß und Leid. Horants Hand liebkost sanft die Jugend, um die er leidet, und er flüstert:

„Wer hat euch gesandt, was tut ihr hier?"

Die Frauen sagen es ihm. Das Kinn fällt ihm schlaff auf die Brust, er hangt am Gitter wie ein Toter. Sein Gesicht ist von Entbehrungen gelb und ausgemergelt, die eingesunkenen Schläfen schimmern bläulich. Gudrun faßt sich zuerst.

„Du leidest Hunger, Horant?"

„Nicht lange mehr!" entfährt es dem Entkräftigten. Sein ermatteter Leib krümmt sich, die Hände suchen und tasten an den Fugen der Quadersteine abwärts, und Horant verschwindet in der Tiefe.

„Bleib," hastet Gudrun und drückt Hildburg auf die Steine. „Ich hole Brot." Sie fliegt auf die Mühle zu, sie löst mit bebenden Händen die Bündel und nimmt die kargen Vorräte heraus. Es ist nichts als Haferbrot und Salz. Sie hockt am Brunnen nieder, mit entgöttertem Angesicht: das wird dieser Königin nie verziehen!

„Wie liegst du gebettet, Horant? Ist es trocken da unten?"

„Sorget nicht," hallt es aus dem Grabe, „mir ist wohl. Der Boden ist hart, aber ohne Feuchte. Geht schlafen, Mädchen, ich will es auch versuchen."

„Hier ist Brot, Horant," sagt Gudrun tonlos und wirft die Haferfladen, mit Zweigen umwunden, in den Schacht. Horant antwortet nicht, aber die beiden hören ihn essen und lauschen mit bangem Gemüt hinab.

„Habt Dank!" bebt es endlich aus der Finsternis, „aber ich brauche nicht viel. Ihr sollt nicht um mich darben. Schlaft! Schlaft!"

Stöhnend wälzt sich Horant auf den Steinen, dann wird es still. Gudrun reißt Laub von den Bäumen und heißt Hildburg das gleiche zu tun. Sie werfen es durch das Gitter, damit Horant einen Pfühl habe. Gudruns Augen liegen tief in den Höhlen, sie kann nicht mehr weinen. Die furchtbare Arbeit, die ihrer wartet, ist ein Nichts vor dieser Qual. Schließlich wirft sie ihm noch das Laken zu, es ist das einzige, das sie besitzen.

„Leb wohl, Horant!“ ruft sie erstickt.

Horant antwortet nicht mehr. Schrill schreit das Nachtgetier über dem Gehölz, die Sterne bleichen schon, kühler wird die Luft. Wortlos kauern sich die Frauen eng aneinander und fallen in einen unruhigen, von dunkeln Träumen gestörten Schlaf. Beim ersten Grauen erwachen sie, ihre fahlen Gesichter starren sich entgegen, der Morgentau zieht schmutzige Streifen über ihre Haut. Sie wenden sich seufzend ab und eilen an den Strand. Erfrischt vom Bade gehen sie an ihre Arbeit und drehen die Mühle. Ein Sack Weizen muß vermahlen werden, so lautet das Gebot, dann dürfen sie an ihren Hafer für die eigene Nahrung. Sie wollen sich in die Last teilen, Gudrun will allein fertig werden, indes Hildburg die Hütte bereitet und das Feuer entzündet. Aber nach kurzer Zeit knarren die Steine langsamer, keucht die Brust Gudruns heftiger. Sie wird nicht fertig, Hildburg muß vom Herde ablassen und wieder an den Balken. Jetzt erst sehen sie, zu welch grausamer Arbeit sie verurteilt sind. Das Korn will nicht abnehmen, das Mehl nicht mehr werden. Das Feuer, mit tausend Mühen angefacht, erlischt wieder, hoch im Mittag steht die Sonne und brennt unbarmherzig auf ihre verquälten Stirnen. Kaum die Hälfte ihrer Last ist abgetragen.

„Das muß alles geübt sein,“ tröstet Gudrun, „nur heute ist es so schwer. Aber es muß geschehen, wir müssen nun für Horant mitsorgen.“

Ein mütterlicher Schein umspielt den weichen Mund Hildburgs, ihre kräftigen Arme stoßen den Balken mit neuem Mute vorwärts. Das Köstlichste der Erde, die Sorge für ein Liebes, die Pflicht aus dem freien Wunsch des Herzens, gibt den Frauen eine Kraft, deren sie sich, gelte es nur ihr eigenes Behagen, nicht versehen hätten. Sie wetteifern in ihrem Werk, eine richtet sich an der anderen auf, und am späten Nachmittag ist das Korn gemahlen. Aufatmend schöpfen sie das Mehl aus der Mulde und füllen es in den Sack. Dann mahlen sie eilig den Topf Hafer, den Bettel, so ihnen die Königin zum Lohne für die Last eines Tages gibt. Und dennoch, wäre Horant nicht, sie säßen im Glück. Keiner stört ihre Einsamkeit, keinem sind sie einen langen, hellen Tag lang untertan gewesen denn ihrer Arbeit; sie achten der zerschlagenen Glieder nicht, nicht des bitteren Hungers, sie wären selig in ihrer Armut, wollte nur das Bild des gepeinigten Fürsten aus ihrem Gedächtnis weichen.

„Wie sollen wir ihn sättigen?“ denkt jede voller Furcht bei sich; denn nun ist es offenbar, daß dies der Wille der Königin ist, da sie niemanden an den Schacht gesandt hat. Trotz ihres großen Hungers wagen sie von dem Brei kaum zu nippen und tragen das Mahl eilig zu Horant.

Die Gewohnheit erleichtert endlich das Unerträgliche. Der Lauf um den Mahlstein verliert seine Grausamkeit,

indem die Sorge um Horant sich wie himmlische Blüten um das Schicksal schlingt. Sorgfältig werden die Tage eingeteilt, mit den wachsenden Kräften gelingt es den Frauen, einzeln zu arbeiten, und die Zeit, Kräuter, Wurzeln und Pilze zu sammeln, wird erobert. Über dem Schacht wölbt sich jetzt ein Moosdach, zierlich mit lebendem Grün umrankt; ein Sitz aus Bastseilen erleichtert Horant den Aufenthalt am Gitter. Er klagt nicht, aber zu singen vermag er auch nicht mehr. Einmal, mitten in einer warmen Nacht des Heumonds, beginnt seine Stimme wieder zu klingen und holt die Erfüllung aller Wünsche, von denen sich die Armen nähren, aus der Heimatferne herbei. Von nun an ist das Kornmahlen ein besseres Tagwerk als die Mägdearbeit im Hofe. Keiner stört die Frauen, täglich fahren sie auf einem Karren das Mehl in die Burg und holen neue Frucht. Die Königin sehen sie nicht.

Einmal, in aller Frühe, stiehlt sich Ortrun vermummt zu ihnen her, sie bringt Fleisch und Wein. Hildburg umarmt sie, die wie eine Schwester zu ihnen kommt, aber Gudrun gibt ihr nicht einmal die Hand.

„Das haben wir nicht verdient," weist sie die Speisen schroff zurück, „trag sie hin, woher sie kommen."

„Für Horant — — ich dachte —" murmelt Ortrun. Große Tropfen rollen über ihr sanftes Gesicht. Mühsam zwingt sich Gudrun zur Härte.

„Um Horant kümmere dich nicht, wir lassen ihn nicht

verhungern. Das Haferbrot aus unsern Händen schmeckt ihm tausend Mal besser als der Braten vom Normannentisch. Geh, Mädchen, störe unsere Arbeit nicht."

„Wo ist dein Herz, du Strenge?" schluchzt Ortrun laut auf. Gudrun entgegnet mit lodernden Blicken:

„Dort, wo es sein soll, in Hegelingenland! Ihr habt es mir nicht rauben können, und dort bleibt es bis an meinen Tod."

Weinend schleicht Ortrun davon, ihre lichte, zierliche Gestalt zerfließt langsam in den Morgennebeln. Hildburg dreht die Mühle mit verhärmtem Gesicht, sagt aber nichts.

„Tat ich recht?" fragt Gudrun.

„Wer recht tut, zweifelt nicht," entgegnet Wates Tochter leise. Da birgt Gudrun die Augen mit der Hand und verstummt für diesen Tag.

Aber als die Erntezeit herankommt, raubt sie sich den Schlaf und geht nachts auf die Felder, um Ähren zu lesen. In Schlingen fängt sie die wilden Tauben, so kommt Horant doch zu seinem Brot, in das Gudrun das Geflügelfleisch hineinbackt.

Jedoch der Verfall seiner Kräfte läßt sich nicht aufhalten, er sieht aus wie ein alter Mann. Als die Regenzeit naht, verstummt er gänzlich und spricht irre vor sich hin. Das Dach schützt ihn nicht vor der Wassermenge, die der Boden des Schachts abgibt; er fault unten im Moder und verbringt seine Zeit in einem dumpfen Halb-

schlaf. Sonst schoren ihm die Frauen den Bart und glätteten sein Haar, jetzt kommt er kaum einmal an das Gitter und schreckt vor dem blanken Schermesser mit unsicheren Augen zurück. Auf seinen Wangen zeigen sich scharfe, rote Flecken, er hüstelt oft.

Gudrun wird immer einsamer, Hildburg geht ihr mit verweintem Antlitz aus dem Wege, entsetzt vor der steinernen Ruhe der Herrin. Die halben Nächte sitzen sie auf, spinnen Garn von dem Werg, den ihnen die Mägde schenken, und knüpfen notdürftig grobe Decken, damit Horant nicht friere. Er kann in seinem Schacht kein Feuer entzünden, er hat es versucht, doch der Rauch benimmt ihm den Atem.

Die Frauen haben kein Leinen zu neuen Hemden, sie müssen in den alten Fetzen gehen, denn ein Webstuhl wird ihnen nicht gegeben. Sie flechten die rohen Gespinste zu einer Matte, die schwebend unter dem Gitter befestigt wird. So liegt Horant wenigstens zur Nacht nicht in seinem üblen Sumpf. Weinend fleht Hildburg die Herrin an, sie möge die Königin um Horant bitten, aber Gudrun versetzt bitter lachend:

„Läßt die Schlange von ihrem Opfer? Nur eines rettet Horant, und das kann nie sein. Seine Stimme leidet? — besser, er verliert die Stimme als die Ehre."

Hildburg bricht fassungslos zusammen. Was ihre eigene Qual nicht vermag, vollendet das Weh Horants, sie be-

ginnt an Gudrun zu zweifeln. Sie scheucht den Gedanken fort, wie zudringliches Geschmeiß, sie wagt nicht an die Zukunft zu denken, wenn Gudrun sich unter Gerlinds Willen beugen würde. Am Abend, da sie an dem Kerker des mit verdämmerndem Bewußtsein röchelnden Horant steht, schüttelt sie der Zwiespalt also wild, daß es sie übermannt.

„Laßt uns alle sterben!" quillt es aus dem zerrissenen Herzen. Die Nachtwachen haben sich in ihrem Antlitz tief eingegraben, dunkle Ringe liegen um ihre Augen, sie glänzen unnatürlich und lassen die Blässe ihrer Wangen noch weißer erscheinen.

Gudrun stammelt ein paar unverständliche Worte. Ihr Leid wächst so groß in ihrem Busen, daß sie es nicht mehr zu fassen vermag, und ihre erste Regung ist, der Freundin an die Brust zu sinken und weiter hinab in die Liebesarme des Todes. Jählings überwindet sich das starke Herz und klirrt wie Schwertschlag in seinem trotzigen Mut:

„Lehrte dich das Wate, Mädchen? — Wer stiehlt sich leise aus der Welt um ein bißchen Harm! Glaubst du so wenig an unsere Sippe, die uns nicht vergißt?"

Hildburg kauert mit versagenden Gliedern am Boden, ihr Herz schlägt laut und beschämt. Riesenhaft reckt sich der Held von Stürmen in ihrem Hirn, seine Augen flammen Sonnen. Ist sein Kind eine feige Dirne wie Her-

gart? Eine Törin wie Sunnihild? Flieht sein Kind in den Tod vor Martern und vor Schmerzen? Nimmermehr tut das Wates Tochter, nicht einmal zu denken vermag sie es! Sie tut ihre Pflicht wie der Vater, ohne zu fragen, selbstverständlich wie die Sonne oder die Gestirne.

Jedoch die Kupplerin Gelegenheit hält die angerührten Bilder lebendig. Während die Frauen das Mahlgut in der Burg abliefern und neben der Wage warten, tritt Hergart mit ihrem Gefolge hinzu. Sie betrachtet gleichgültig die Elenden und Zerlumpten; dann sagt sie, müde mit ihrer Gerte spielend, zu ihrer Umgebung:

„Die Törin weiß nicht, daß der Seeländer eine Frau genommen hat. Sie träumt noch von Treue."

Hildburg zuckt zusammen. Zitternd blickt sie Gudrun an. Gudrun lächelt verächtlich, dann fliegt, von seliger Erinnerung getragen, ein helles Leuchten über ihr Gesicht, und die großen Augen voll auf die Markgräfin richtend entgegnet sie gelassen:

„Nun bist du ganz verwelscht, Dirne! Wie kannst du nur meinen, ich traute solchen Lügen?"

Unter Hergarts Brauen blitzt es zornig auf, sie beherrscht sich und tut gelangweilt:

„Mir ist lieb, du täuschest dich weiter. Solcher Glaube hilft dir über dein Elend."

„Ich rate dir, mich in meinem Elend zu lassen," höhnt

Gudrun und will mit dem Karren vor das Tor. Da steht Ortrun und flüstert ihr ängstlich zu:

„Trau ihr nicht, Gudrun! Es ist nichts als ein Gerücht, das Fahrende mitbrachten."

Unschuldige Augen hangen an den streng gewordenen Zügen der Hegelingentochter und suchen darin zu lesen. Die Elende spricht tonlos:

„Und sähet ihr es alle mit Augen, mein Herz sieht es nicht!"



Nach dem trüben Wetter verdämmert ein wundervoller Herbsttag. Von den dunkeln Tönen des Abends umspielt fließen die Wälder in wolkenstille Ruh, ein letztes Leuchten zieht erglühend die Schleier vor sein Lager. Lässig träumend schmückt sich das Meer und spült den Schaum vom Werkeltage an das Gestade. Dann tun sich die vielen lichten Pforten des Himmels auf und spinnen von Klippe zu Klippe zitternde, schwankende Taue wie silberne Brücken hin, das Meer hangt an ihnen wie ein Schiff an blanken Trossen.

Horant ruht in seinen Seilen und späht selig durch das Gezweig in den Abendhimmel; er hört das Meer sanft an die Ufer pochen, er sieht den schimmernden Glanz über sich, die Brust springt ihm auf, und überwältigt von seinem Gotte beginnt er zu singen. Da weicht aus seinen Wangen das letzte Blut, voll grausigen Entsetzens lauscht er eine Weile seiner Stimme, die sich ihm heiser wie ein Krähenschrei entringt und sich in einem Röcheln verliert, als würde sie von der eigenen Häßlichkeit gemordet. Er sinkt auf seine Matte, mit offenem Munde, die Augen fast gebrochen, wie ein Toter, stumm vor namenlosen

Schmerzen. Über sein regungsloses Antlitz strömen Tränen, seine abgezehrten Hände ruhen im Scheine der Gestirne gleich bleichen Blumen auf seiner Brust. Hinter ihm stehen die Frauen, ihre Füße sind wie mit Nägeln an den Boden geschlagen, sie starren sich in die verstörten Gesichter und wissen ohne Worte, was ihnen nun genommen ist. Der Todesschrei der Heimat gellt in ihren Ohren, und nun ist alles still; die süße Stimme der Heimat ist erloschen.

Erstickt hebt Hildburg die Hände abwehrend gegen Gudrun, verzweifelte Anklage in den Augen starrt sie auf die Herrin. Dann löst sich ihre Qual in einem wilden, schreienden Schluchzen, und sie flieht, noch im unendlichen Jammer von ihrem Zartgefühl beherrscht, mit eilenden Füßen von dannen.

Schweigen sinkt über den Platz, nicht ein Blatt bewegt sich in den Zweigen, milde nur tönt das Meer herüber, der sanfte Atemzug der Nacht. Gudrun kniet an dem Brunnen nieder, preßt den Kopf durch das Gitter und lauscht nach dem Herzen Horants. Sie legt die Hand auf seine heiße Stirn und lockt ein müdes Lächeln um seinen Mund. Wohl eine Stunde liegt sie so, keiner spricht.

Endlich tut Horant die Augen auf und flüstert kaum verständlich:

„Mädchen, weißt du, was da zerbricht?“

„Ich weiß es, Horant,“ sagt sie sanft. Horant löst die

Hand von seiner Stirn und richtet sich auf. Tonlos spricht er, wie zu sich selbst:

„Alle Freuden, allen Schmerz, ich habe sie doppelt fühlen müssen; doppelten Willen hatte ich nötig, um den Dämon in mir zu erdulden, und nur die Kunst öffnete die übervolle Brust und gab Lust und Leiden Raum. Nun ist das Tor verschlossen, ich weiß nicht, wie ich es ertragen soll."

Er verstummt. Die Lippen Gudruns bewegen sich und wollen trösten, daß dies vorüberginge, aber sie vermag es nicht, sie kann nicht lügen, nicht einmal jetzt.

„Mädchen," stöhnt Horant gefoltert und zieht mit den blutleeren Händen ihren Kopf näher an seine Augen, die im Fieber flackern, „Mädchen, was du gestern warst, bist du heut nicht mehr, was du gestern verdammtest, weil du es nicht verstandest — heute lernst du es lieben. Prüfe dich! Zwölf Monde Frist haben dein Verlöbnis gelöst, du bist frei vor Göttern und Menschen, niemand kann dir zürnen. Herwig soll gefreit haben, Hildburg hat es mir erzählt. Denk an mich, Mädchen, denk an Hildburg! Du bestehst allein auf deinem Trotz, du kannst Hartmut nicht hassen. Er ist ein Held, er hat Züge der Größe, er ist es wert, von dir geliebt zu werden. Rette mich, Gudrun, erlöse uns alle!"

Wie stürmende Brandung brausen die Worte über sie, sie donnern in ihren Ohren, als dulde sie die Leiden der

langen Monde, in die Spanne eines Atemzuges zusammengepreßt, noch einmal; die Hände Horants drücken sie gleich Ketten, sein brennender Blick umgibt sie wie Flammen, sie reißt sich in verworrener Hast los und steht auf. Das Haupt im Nacken, starrt sie in die Sterne, als sei dort Hilfe. Horant bricht wieder auf sein Lager und wühlt den Kopf in die Stricke.

Dann spricht Gudrun, und ihre strenge Stimme klingt süß wie in den goldenen Tagen auf Matelane.

„Ich habe Herwig lieb, all mein Leben gehört ihm. Sie mögen mich martern und töten, sie können mein Herz nicht von dem seinen reißen, und noch im Tode bin ich sein!"

Horant hat sich jählings aufgerichtet. Er sieht die herbe Frau in dem silbernen Licht, die Hände über der Brust, die leuchtenden, warmen Blicke in den Glanz gerichtet. Er lauscht mit verhaltenem Atem dem rührend zarten Bekenntnis aus diesem strengen, starren Mund, und der Flügelschlag ihrer starken Seele reißt ihn aus seiner Pein, als trügen ihn Adlerfittiche in die Heimatwelt. Erlösend stürzen ihm Tränen der Lust über sein Antlitz, und er ruft hingerissen:

„Als du wurdest, haben die Götter verschwendet! Nun müssen sie dich ewig in ihrem Bilde lieben. Verzeih mir, Gudrun, daß ich dich versuchte; es ist so bitter, mit jedem Schritt auf verwelkten Kränzen zu wandeln. Du bist unversuchbar. Du sitzest in der Liebe wie wir im Panzer."

Sie pressen sich in die Arme, von dem kalten Eisen getrennt; sie fühlen es nicht, die Wärme ihrer Herzen schmilzt es hin.

„Ihr Frauen," stammelt Horant glücklich, „an euch muß man glauben, ihr könnt nicht anders als gut sein!"

Ihre lichten Mienen verhärten sich, ihr strenges Wesen kehrt zurück. Sie klagt sich an:

„All unser Leid kommt durch mich. Ich habe meinen Vater getötet, ich habe dir den Sohn geraubt, ich habe dich selber gemartert. Höre: Ich kannte Hartmut, bevor Herwig mich dem Vater abtrotzte."

Sie schaut an Horant vorbei und spricht ins Leere. Schonungslos erzählt sie, wie Hartmut in ihr Gemach geklettert sei und wie sie ihn den Ihrigen verschwiegen habe.

„Er war jung, schön und edel. Ich konnte sein Blut nicht wollen."

Horant schweigt. Er hält ihre Hand noch in der seinen und streichelt sie leise. Dumpf hallt der Schritt des Schicksals in ihm nach, er geht die Straße seines Lebens zurück, an den Stellen verweilend, die über Jahre entschieden, und er fühlt, wie kurz und unwiederbringlich stets die Augenblicke der Entscheidung waren. Welche Zucht tut den Königen not!

„Ich täte es noch einmal!" trotzt Gudrun, als erriete sie seine Gedanken, „ich möchte das Zukünftige nie wissen, es erstickte alles menschliche Gefühl in uns und machte

unser Handeln willenlos. Wir wären lebendig Tote. Hildburg und du, ihr habt für meine Schuld gelitten. Ich trage meine Buße wie eine Pflicht, die mich läutert, und die mich von jener Stunde, da meine Seele schwankte, befreit."

Horant ermattet zusehends. In seinem verwirrten Gemüt mischt sich das Bild der herben Jugend, die also streng sich selber richtet, mit dem Hildens; alle Menschlichkeiten kehren zurück.

„Du mußt nicht schelten, Herrin," fährt er noch einmal aus seiner Dumpfheit, „aber der Leib folgt dem Willen nicht mehr und verlangt nach Betäubung. Hätte ich Met — ach, tränke ich ihn noch einmal in deines Vaters Halle!"

Unruhig, fiebernd wälzt er sich auf seinem Lager und sinkt in einen mühseligen Halbschlummer. Sein Antlitz, von den Spuren der Marter furchtbar durchwühlt, zuckt unter den Träumen wie unter Rutenschlägen.

Mit hastigem Entschluß springt Gudrun auf und macht sich auf den Weg in die Wälder. Da ist Honig; die Bienen fressen ihn auf, denn die Normannen trinken nur Wein; sie beraubt niemanden als die Bienen. Schon bleichen die Sterne, und sie eilt geschwinder, um vor Tage wieder zurück zu sein. Sie denkt nicht an Gefahren, atemlos dringt sie in das Dunkel, mit den vom nächtlichen Wachen geschärften Augen sucht sie die hohlen Stämme ab und findet schließlich einen Schwarm. Fahl dämmert

der Morgen über den Gipfeln und wirft seltsame Schatten auf den Boden, der rötlich schimmert und von den letzten Haideblüten duftet. Rasch erhellt sich die Lichtung, der graue Himmel zerfällt in gelbe Wolken.

Mit einem dürren Ast dringt Gudrun in den Bienenstock und entreißt dem wütenden Volk ein paar Waben, schürzt sie in ihr Hemde und will zurück. Da bricht mit den ersten Sonnenstrahlen Hörnerschall und Hufgestampf durch die Stille, Hunde schnuppern und jagen in der Nähe, dicht vor ihr rauschen die Zweige, und eine Meute umtobt sie bellend.

Totenblaß steht die Bedrängte inmitten der Jagdtiere. Mehr als die Hunde fürchtet sie ihre Herren. Die Wälder des Königs sind ihr bei Strafe des Leibes verboten, der Frevel am Honig, den man niemals erntet, wird schwer geahndet. Die Strafen sind ihr gleich, aber der Gedanke an Horant und sein Elend macht sie schwach. Anstrengungen und entbehrter Schlaf lähmen sie. Jedoch des Königs selber versieht sie sich nicht, und sie verwirrt sich jetzt vor seinem Anblick zum ersten Male derart, daß sie sich heiß errötend zur Flucht wendet.

Hartmut, in voller Rüstung und eben von den Grenzen heimkehrend, springt vom Pferde. Er erkennt sie, die ihre Schönheit nicht verbergen kann, sofort und winkt seinem Gefolge, zurückzuweichen. Er stürzt der Fliehenden nach und ergreift sie bei den goldenen Haaren. Er kommt frisch

von den Kämpfen, Frauen hat er lange nicht gesehen, das junge Leben in seinen Armen berührt ihn absonderlich.

„Heil, Königin!" lacht Hartmut und preßt die sich Sträubende an sich, „was tust du in meinem Wald?"

„Ich hole Honig für Horants Met. Ihr laßt ihn verhungern und verdursten," bekennt Gudrun und stößt den König mit aufbrausendem Zorn von sich.

Er sieht ihr in die blitzenden Augensterne. Vom frischen Morgen ist ihr Antlitz gerötet, vom jungen Licht das goldene Haar umflammt. Wie eine Göttin des grünen Waldes erscheint sie dem Heimkehrenden, und sein irdisches Teil reißt den Himmel in ihm nieder und beschmutzt ihn.

„Der Zorn steht dir nicht übel," keucht er, das Blut tanzt ihm vor den Augen, „ich sehe aus deinem Aufzug, daß du dich noch nicht bekehrt hast."

Die wilden Augen erschrecken und beschimpfen Gudrun; sie schweigt verächtlich. Hartmut sagt rauh:

„Was hinderte mich, dich zu meiner Kebse zu machen?"

„Was dich daran hindert," stammelt Gudrun und wird bleicher als das Linnen an ihrem Leibe, „was dich daran hindert?"

Eine Purpurflut schießt Hartmut in das Antlitz, da er die Heldin, die er bewundert, zum ersten Male verwirrt und ratlos findet, wie vor etwas Unfaßlichem. Seine schändlichen Worte brennen ihm auf der Seele, er ernüchtert sich und will das Geschehene hastig gutmachen. Indes

reizt das jämmerliche Schicksal Horants gegenüber dieser — Königstat Gudrun zu Flammen:

„Ich weiß es auch nicht, König! Bei uns zulande fragt man dergleichen Dinge nicht. Vielleicht gibt dir deine Mutter, die in den Tugenden so stark ist, Bescheid."

Sie sind allein, das Gefolge ist vorüber. Hartmut sieht die Jungfrau freimütig an und hält ihr die Rechte hin:

„Ich tat unrecht, Herrin, verzeih mir und vergiß!"

Gudrun nimmt seine Hand nicht, die angetane Schmach wühlt in ihr, ihr Leib, den die frevelnden Arme umspannten, kommt ihr entwürdigt vor.

„Wenn ich alles vergessen soll, was man mir hier zu Leide tut, so müßt ihr mir den Kopf abschlagen," grollt sie. Hartmut weiß in seinem jungen Schuldgefühl nichts zu entgegnen. Er versucht abzulenken und sagt leichthin:

„Gehen wir an Horants Turm, Mädchen, ich muß wissen, ob der Sänger hungert. Das ist mein Wille nicht."

Gudrun sieht ihn erstaunt an. Weiß er nichts? Verstellt er sich nur, beschämt von seiner Tat? Zweifelnd belehrt sie ihn:

„Deine Mutter gab ihm ein feuchtes Brunnenloch zur Wohnung. Er wird es nicht überdauern, seine Stimme ist schon tot."

Indem sie das sagt, packt sie der ungeheure Schmerz um Horant, hart und grell im hellen Tageslicht, aufs neue an, sie zittert stark und blickt mit ängstlichen, erwartungsvollen

Augen auf den König. Keine Heldin mehr, nichts als eine rührende, in ihrem jähen Wandel doppelt hilflose Gestalt.

Erschüttert ruft Hartmut, plötzlich von rasender Wut gegen die Mutter erfüllt und mit Abscheu vor sich selbst: „Führe mich zu ihm, Mädchen! Jetzt sogleich!“ Er faßt das ruhig grasende Pferd beim Zügel und hält ihr den Bügel: „Steig auf, Herrin!“

„Du vergißt deine Krone,“ spottet Gudrun wieder belebt, „wie kann die Nachfolgerin des Negers Sorab auf dem Königspferde reiten? Du gibst den Deinen ein übles Schauspiel und tust mir keinen Dienst. Ich bin gut auf den Beinen, deine Mutter hat dafür gesorgt.“

„Des Negers Sorab?“ wiederholt Hartmut verständnislos; zornig krampft er die Hände ineinander: „Was meinst du damit?“ schreit er auf.

„Wir drehen die Mühle, Hildburg und ich,“ versetzt Gudrun unwillig, „komm zu Ende, König, steig auf und folge mir!“

„Das kann nicht schnell genug geschehen,“ keucht Hartmut aus gepreßter Brust und springt klirrend in den Sattel, „her zu mir!“

Mit eisernem Griff faßt er sie bei den Armen und schwingt sie vor sich auf sein Roß. Sie kann sich nicht wehren. Mit der Linken umklammert sie die Waben, mit der freien Hand deckt sie die armen Lumpen über ihre

Blöße. Ein Gefühl der Gleichgültigkeit kommt über sie, dazu drängt ihr Herz nach Horant.

Sie traben durch den Wald, langsam geht es durch das verschlungene Astwerk. Der Odem des Morgens hebt das verschlissene Linnen von ihrer Schönheit, und der König trinkt mit berauschten Augen den holden Glanz in sich hinein. Seine Pulse beben, er fühlt zornig, wie er die Herrschaft über sein erregtes Blut verliert, und sein ehrlicher Sinn begrüßt freudig das offene Feld. Er gibt dem Fuchs die Sporen und jagt mit fliegenden Hufen auf die Mühle zu.

Hildburg ist bei der Arbeit. Die Steine knarren dumpf über das Korn, der Mühlenarm zeichnet einen blutroten Streifen über die Brust der fürstlichen Müllerin. Erstarrt hangt Hartmut im Sattel, indes Gudrun zur Erde gleitet. Die Steine stehen still. Scharlachfarben glüht die Tochter Wates vor dem König, ihre Lider senken sich züchtig.

„Heil, Hildburg!" grüßt Hartmut mit rostiger Stimme. Die Hand bietet er nicht mehr. Schwerfällig steigt er vom Pferde und tritt an die Mühle.

„Wo ist Horant?" fragt er und bewegt zähneknirschend das Getriebe. Er empfindet die Last dieser Arbeit, sagt aber nichts. Zwischen den Frauen eilt er an den Schacht.

Er findet Horant wach und ruhig. Der Anblick des Gemarterten wirkt auf ihn derart, daß er an dem Gitter niederkniet und seine Hände wortlos, mit flehender Ge-

bärde, hineinsteckt. Langsam richtet sich Horant auf und forscht in seinen Zügen. Dann ergreift er die Hände in großer Bewegung und sagt:

„Daß du in diesem kärglichen Rest noch den Fürsten Horant grüßest, das will ich dir nicht vergessen."

„Du sollst frei sein, Horant," stammelt Hartmut, „ich lasse dich entfliehen, heute noch! Ich sende dir vertraute Diener! Sie lösen dich aus deinem Kerker und bringen dich in dein Land."

Die Frauen jubeln lautlos, ihre Augen leuchten Horant wie glückliche Sonnen an. Horant lächelt wehmütig.

„König, nein! Ich fliehe nicht!" flüstert er und läßt seine Hände fahren. Hartmut starrt betroffen durch das Gitter auf den gebrochenen, elenden Leib, das grauweiße Haar, das fiebrige Gesicht. Eine Wolke umschattet ihn.

„So gebe ich dich frei," entscheidet er hochmütig, „ich erzwinge es bei der Mutter. Dies Loch verläßt du heute noch!"

„Nicht vor der Nacht," versucht Horant zu scherzen, „mein Anblick ist ein Spott für meine und für deine Sippe. Wo aber bleibt Gudrun?"

Zornig springt der König auf, er nagt an seiner Lippe, ungeduldig, zerrissen von Zweifeln.

„Wohin ihr Trotz sie stellt!" braust er auf.

„So bleib auch ich," gibt Horant gelassen zurück, und er wendet das Haupt still auf die Seite. Gudrun sieht

finster auf den König, die strahlenden Blicke Hildburgs sind umdunkelt.

„Euch merkt man die Verwandtschaft an," sagt Hartmut verärgert, „jedoch es bleibt bei meinem Wort. Heut Abend wirst du erlöst. Ich will nicht, daß du hier verdirbst, es ist —"

„— schändlich!" will er sagen, aber er schont die Mutter und hält sein Urteil für sich. Zögernd geht er an die Mühle zurück: er sieht den kärglichen Herd, die erbärmliche Hütte, den Rest des Haferbreis in dem einzigen Topfe, den die Frauen besitzen, er sieht die Wocken voll harten, rauhen Wergs — heiß steigt es ihm in die Kehle.

„Das muß ein Ende haben!" schreit es laut in seiner Brust, die Grausamkeit der Mutter drückt ihn wie ein Schimpf. Mit glühenden Wangen jagt er von dannen.

Bald nachdem bringt ein Diener einen Korb mit Wein und Speisen. Gudrun wagt ihn angesichts des kranken Horant nicht wieder zu verweigern und trägt ihm alles an seinen Schacht. Mit zitternden Händen füllt sie einen Becher und reicht ihn durch das Gitter.

„Trink, Horant! Das sendet dir der König."

„Der König!" murmelt Horant in Gedanken. Er nimmt den Becher, trinkt aber nicht. „Ihm fehlt," sagt er leise, „was wir im Überfluß haben: ein großes Leid. Das läutert, das allein hebt uns zu den Göttern."

Er ist vollkommen ruhig, als habe seine Seele schon den Hafen des Friedens erreicht und ihre Fahrt beschlossen. Vorsichtig reicht er den Becher zurück:

„Trinke du, mich dürstet nicht."

Sein sonderbares Benehmen erfüllt Gudrun mit heimlicher Furcht, aufseufzend gießt sie den Wein wieder in den Krug.

„Laß dich befreien, Horant, du nimmst uns eine große Sorge ab. Wir leiden unter deinen Leiden."

Sie wartet vergebens auf eine Antwort. Horant streckt sich müde auf seine Matte aus, Hildburg kommt hinzu, mit verweinten Augen. Sie sieht die unberührten Speisen und schluchzt auf. Kniend beschwört sie Horant, die gebotene Freiheit zu nehmen, die Frauen vereinigen ihre Bitten und dringen gewaltsam in ihn. Endlich sagt Horant lächelnd:

„Holt mir ein Schermesser, ich kann nicht so am Hofe erscheinen."

Freudig bringt Hildburg die Klinge und bittet ihn, den Kopf durch das Gitter zu stecken.

„Nein," sagt Horant, „laß es dieses Mal mir; geht an eure Arbeit."

Arglos reicht ihm Hildburg den Stahl und eilt davon, eine muntere Weise auf den Lippen. Ihr ist so leicht, wie lange nicht.

Gudrun steht mit ausgereckter Hand, als habe sie das

Messer greifen wollen. Ihre Augen sind vor Entsetzen geweitet, alles Blut schießt ihr zu Herzen. Mit schwankenden Schritten folgt sie Hildburg und tut ihre stumpfe Pflicht. Das eintönige Geräusch der Arbeit dünkt sie mit einem Mal wie eine alle Qualen betäubende Musik.

Sie sind im Verzuge mit der täglichen Lieferung; sie schaffen emsig und ohne aufzublicken. Ab und zu entfährt Hildburg ein Jauchzen, daß Horant frei wird; Gudrun nickt müde. Ihr Geist irrt um die Brunnentiefe, wagt nicht hineinzusehen. Ihr Ohr lauscht in die Ferne, mit einer namenlosen Angst. Ihre Füße wollen in das Gehölz eilen, da Horant liegt, sie zwingt sich übermenschlich, ihre Arbeit nicht zu verlassen. Nun ist auch Hildburg verstummt, von einer unbestimmten Ahnung leise mitberührt. Die Zähne aufeinandergepreßt wandern sie um die Steine, hundert Mal, hundert Mal, bewußtlos, hinabgestoßen in einen dunkelrauschenden Traum. In Hildburgs Freudenbecher ist ein Tropfen Wermut gefallen, sie verliert in Horant, was eine Mutter in ihrem Kinde verliert, wenn es auszieht, und sei es noch so gewiß dem Glück entgegen: ihre tägliche, liebe, liebe Mühe. An Gudrun ist alles verschwendet, sie braucht nichts, duldet nichts für sich selbst, gibt immerdar, gibt, schon weil sie auf dieser Erde weilt und den Pesthauch irdischer Bosheit mit dem Rosenduft ihres klaren Herzens verdrängt. Mit jedem Mühlengang gerät Hildburg mehr in ihren Kummer, der nichts mit dem

verschatteten Gemüt Gudruns gemein hat, und als in der Dämmerung eine Reiterschar aus der Burg sprengt, schreit sie laut auf. Knirschend hält die Mühle an, Gudruns Kopf sinkt auf den Räderarm.

„Bist du müde?“ fragt Hildburg mitleidig.

„Nein!“ reckt sich Gudrun jählings empor, „komm!“

Hartmut ist selbst hergeritten, mit den Frauen erreicht er das Gehölz. Mit gemachtem Hochmut ruft er ihnen zu:

„Ihr habt zum letzten Male die Mühle gedreht und sollt in die Burg. Horant aber ist frei.“

„Ja, er ist frei!“ antwortet Gudrun in ihrem Herzen. Hildburg fällt ihr weinend vor Seligkeit um den Hals und ruft: „Nun ist alles gut!“

Der König wendet sich errötend ab und will in das Holz.

„Herr,“ mahnt Hildburg, dicht auf seinen Fersen, „wir haben Horant noch nicht gespeist.“

Hartmut lacht glücklich wie ein Knabe, die sorgliche Frauenliebe schmeichelt süß an seinem Herzen.

„Sorget nicht, ihr sollt nun in der Fülle sitzen.“

Nun stehn sie am Schacht. Horant liegt auf dem schwärzlichen Grund, sein Antlitz leuchtet fahl herauf, der Korb des Königs steht unberührt auf den Steinen. Gudrun setzt sich still abseits, mit gesenkten Augen.

„Er schläft,“ flüstert Hartmut seltsam bedrückt. Dann befiehlt er den Knechten, das Gitter zu lösen. Dumpf schallen die Hämmer, die Quadern knirschen, bröckeln in

die Tiefe; Horant regt sich nicht. Nun ist das Gitter weggehoben, Hartmut ruft laut in den Schacht hinab. Er erbleicht und rückt den Helm stöhnend aus der Stirn.

„Nehmt die Seile!“ herrscht er die Knechte an, „steigt hinunter und holt ihn! Er ist krank.“

Da steigen zwei Knechte hinab und tragen den toten Horant an das erlöschende Licht. Das vermoderte Gewand deckt die grausam abgemagerten Glieder kaum, das verwilderte Haar stürzt über sein eingesunkenes Antlitz, über das der Tod den Schleier seines kühlen Friedens gebreitet hält. Mitten im Herzen sitzt das Messer, die Faust, die es führte, umklammert noch den Griff, und nicht ein Tropfen Blutes entrann dem abgezehrten Leib. Mit irren Augen starrt Hildburg auf die elende Waffe, tut einen unsicheren Schritt. Ohnmächtig bricht sie über der Leiche zusammen. Gudrun regt sich nicht, sie hebt den Kopf nicht aus den Händen. Die Knechte drücken sich scheu auf die Seite, Hartmut stiert mit entrückten Mienen vor sich hin, die Zunge klebt ihm am Gaumen. Er verspürt den Geschmack des Gelages ekelerregend im Munde, die Scham umklammert ihn wie der eiserne Arm eines Riesen. Der stille Mann scheint ihn durch die geschlossenen Augen hindurch zu fragen, zu bitten; ächzend löst er den leichten Mantel von der Schulter und deckt ihn über den Toten, golden flammen die Borten auf Hildburgs weißen Gliedern.

Die kalten Abendschauer wehen durch das Gezweig, klare Sterne ziehen auf und weben seltsame Schatten über das Schweigen.

„Legt ihn auf die Matte und tragt ihn ins Schloß," befiehlt der König tonlos.

Da hebt Gudrun die Augen auf. Dunkel und glanzlos sind sie voll unendlicher Müdigkeit, voll der klaglosen Trauer, die aus dem langbereiten Wissen der Seele stammt.

„Laß ihn hier," sagt sie schleppend, „wir wollen bei ihm wachen." Und sinkt wieder in ihre Gedanken zurück.

Dem König rauscht das eben verlassene Fest wild durch die Sinne. Er fühlt, diese hier sind keine Gäste für Ludwigs Burg. Er fühlt mit bitterem Leide den Wunsch in ihm groß werden, statt der Seinen, statt des lauten Lärmes diese schlagenden Herzen um sich zu haben, diese Stille zu hören. Aber er ist ein Ausgestoßener, ein Fremdling hier wie dort. Stumm neigt er sich vor Gudrun und noch einmal tief vor dem Toten. Dann verlieren sich die Schritte der Abziehenden in der Nacht.

Langsam löst sich Hildburg von dem Leichnam und blickt verwirrt um sich. Marmorn schimmert Gudruns Kopf aus dem Dunkel, ihre Augen senken sich in die schwächere Seele der Getreuen und zwingen sie zu der eigenen Ruhe.

„Daß er uns allein ließ!" wimmert Hildburg, von dem Todesschweigen gefoltert. Auf den Knien kriecht sie nahe

an die Herrin und umschlingt sie leidenschaftlich. Gudrun duldet sie an ihrer Brust. Ihr Herz schreit danach, zu liebkosen und zu trösten, jedoch sie findet nicht einmal die Kraft, die Hand zu heben.

„Daß er bei uns blieb!" wehrt sie kaum vernehmlich dem Vorwurf. Dann beginnen ihre Augen zu glühen, hastig stößt sie hervor:

„Morgen werden die, die ihn zu Tode hetzten, seinen Leichnam fürstlich begraben; sollen wir das dulden?"

„Wie willst du es hindern? Sie ehren den Sänger und unser Geschlecht. Ach," ruft sie bebend, „warum ist Horant von hinnen geschieden? Wo bleiben wir Schwachen?"

„Schmerz um Lebendige geht tiefer als um Tote," erwidert Gudrun eintönig, als berühre sie Horants Tod nicht mehr, „seine Stimme war verloren. Was ist ein Sänger ohne Stimme? Er schenkte diesen Verruchten nicht eine Handlung, die unsere Rache mildern könnte. Er starb, die Stirn gegen den Feind."

„Wir müssen ihn waschen," sagt Hildburg, „hilf mir ihn an die Quelle zu tragen." Sie erscheint wieder gelassen, getröstet von der traurigen Arbeit. Gudrun spricht:

„Unser Weg führt weiter, seine Glieder soll das Meer baden, das seine wie diese Küste umspült, und wir allein wollen ihn begraben. Niemand soll ihn finden denn Gott, wenn er die Helden sucht."

Willenlos, aufgestachelt von dem ungebrochenen Geist

der Herrin faßt Hildburg an, und die Frauen, von ewigen Mühen gestählt, tragen die leichte Last an das Meer. Sie suchen hoch oben zwischen den Felsen eine Stelle, da der Blick sich ostwärts über die Wasser öffnet; mit ihren harten Händen wühlen sie den Sand auf, die scharfen Steine zerhacken ihre Finger, ihre Nägel brechen, aber sie vollenden das Grab, bevor der Morgen graut. Sie gehen an den Strand, da Horants Leiche gebettet ist, sie tun ihm den Mantel des Königs und die Lumpen ab, sie waschen ihn in der kühlen, bitteren Flut, bitterer noch durch ihre Tränen. Auch Gudrun kann sich ihrer nicht erwehren, ohne einen Laut entströmen sie ihren Augen und erleichtern ihr Gemüt widerwillen.

Es ekelt sie, Horant wieder in das alte vermoderte Gewand zu kleiden, alle Nähte sind zerrissen, es zerfällt ihnen unter den Händen. Hildburg bittet mit schüchternen, hoffnungslosen Augen, den Königsmantel über ihn decken zu dürfen. Gudrun schweigt lange Zeit, endlich wendet sie sich zu ihr, die nun ihre letzte Gesellin im Elend ist, und zum ersten Mal seit ihrer Gefangenschaft geht eine warme Welle von Vergebung über sie.

„Tu es, Mädchen! Der Mann, der ihn trug, ist tapfer und edel. Horant braucht sich seiner nicht zu schämen."

Hildburg birgt ihre Augen an die Brust der Freundin, erschrocken, verlegen, mit stockendem Herzen.

„Zürnst du mir, Schwester?" flüstert sie in holder Wirr-

nis, mitten im Gram von der goldenen Schwinge des Glücks berührt.

„Nein," stammelt Gudrun tief bewegt, „wie trügen wir beide unser Schicksal, wenn nicht um Liebe!"

Sie schleppen Horant auf den Hügel und betten ihn in die Gruft. Sein Haupt ruht auf einem Pfühl von harten, scharfen Strandgräsern, die geschlossenen Augen sind der Heimat zugewandt. Wildgänse rauschen mit schrillem Schrei über ihn hin durch die Herbstesnacht, unter ihm donnert die Brandung an die Felsen. Das ist sein Totenlied. Die Frauen schließen das Grab und verstreuen den Sand rings um die Stätte, daß keiner sie finde. Sie machen ihr Werk so gut, daß sie es selber nur an den Felsen erkennen können, und plötzlich von dem gleichen Gedanken gepackt schluchzen sie laut auf: Horant weilt nicht mehr auf der Erde, er ist fortgegangen, irgendwohin, in die Dunkelheit, da ihn kein menschlicher Ruf mehr ereilt.

Mit bleiernen Füßen schreiten die Frauen in ihre Höhle, sinken in den Schlaf. Die Pforten ihres Bewußtseins donnern zu wie schwere Eisentore. Ratlos steht der Engel mit den lichten Träumen davor und pocht vergebens. Da wirft er die beschwingten Gaben in den Himmel zurück, hell funkeln tausend Sterne auf, und die Träume der Heimat erfüllen einen Augenblick den unendlichen Weltenraum mit einem seligen Geleucht.

Drittes Buch

it Hartmut kommt Ortrun, die Leiche Horants zu holen. Gefürstete Grafen tragen eine Bahre, vom letzten Schmuck des Herbstes überblüht; der Wille des Königs ist offenbar, an Horant nichts zu versäumen. Bei den Frauen Ortruns fehlen Hergart und Sunnihild, bei den Herren die Grafen Godofrid und Gerwin. Alles ist vermieden, die Gepeinigten zu reizen. Als der Zug an die Mühle kommt und die beiden schon in dieser Frühe und nach solcher Nacht an der grauenvollen Arbeit sieht, erbebt den Verhärtetsten das Herz, und nicht nur den Frauen werden die Augen feucht. Hildburg wankt beim Anblick Hartmuts, die fahlen Wangen überziehen sich mit scharfen roten Flecken, ihre Lippen schimmern bläulich. Sorglich umschlingt Gudrun die Entkräftete mit den Armen und führt sie, ohne der Ankömmlinge zu achten, vor ihre Höhle. Sie bettet sie in das Sonnenlicht, dann kehrt sie sich zu dem erblaßten König.

„Herr, ihr kommt zu spät," sagt sie eisig, „Horant ist fort."

„Treibe es nicht zu weit, Mädchen," gibt Hartmut mit heiserer Stimme zurück, „er soll mit allen Ehren bestattet werden, wie es seinen Würden ziemt."

„So ist es geschehen!" sagt Gudrun. Die Ritter und Frauen starren sie, die ungebrochenen Hauptes in ihrem Elend trotzt, mit entsetzten Augen an, ein Schimmer wie von einer andern Welt streift ihre Stirn. Hartmut aber, unwillig, zum dritten Male unverrichteter Dinge die Stätte zu verlassen, tritt nahe an Gudrun und herrscht flüsternd:

„Du zeigst die Stelle, Mädchen, oder ich löse die Schweißhunde!"

Gudrun schließt die Augen vor Leid, ihre abgezehrten Wangen werden noch bleicher. Mit einem plötzlichen Entschluß entscheidet sie:

„So kommt!"

Sie eilt voraus, das leise Stöhnen Hildburgs martert sie ohne Maß. Ortrun geht gesenkten Hauptes an ihrer Seite, sie will ihre Hände fassen. Rauh wird sie abgewiesen, aber sie weicht nicht.

„Was tat ich dir je, du Harte?" schluchzt sie auf, „laß mich dich lieben, ich kann nicht anders. Ich schlafe nicht mehr um deinetwillen, nichts freut mich mehr."

Stumm hastet Gudrun, von der süßen Stimme der Unschuld gepeitscht, über den steinigen Sand zu dem Felsen hinauf, wo Horant liegt. Auf breitem Streifen kommt die Morgensonne über das Meer gefahren und vergoldet das Grab.

„Hier!" sagt sie, „Hildburg und ich haben ihn begraben; wollt ihr ihn noch im Tode stören, Frevler?"

Dem König schlägt das Blut wie Faustschläge in den Schläfen, er atmet schwer auf. Er kennt die Stelle, da Horant liegt; hier, hier hat er ihn überantwortet — an Welschland verraten. Sein trotziger Mut bricht zusammen, er wendet sich verstört zu den Seinen:

„Königskinder haben ihn gebettet. Kann einer besser ruhn? Er bleibe hier."

Gudrun hört ihn mit unbewegtem Gesicht. Sie starrt in die Sonne, die aus der Heimat kommt, und ihre tiefen Augen rufen in die Ferne. Hartmut bezwingt seine Verlegenheit und winkt dem Gefolge, zurückzutreten. Er will sprechen, aber die Scham sitzt ihm in der Kehle, und was warm in seinem Herzen wogt, kommt wie erfroren an den Tag.

„Werde mein Weib, Herrin," stößt er hervor, „ich werde sonst im eigenen Lande zum Gespött. Ich schwöre dir, dich nicht zu berühren, du sollst nichts tun, als meine Krone tragen."

„Ein seltsamer Handel," entgegnet Gudrun ohne Zorn, „ich muß dir für deine Offenheit danken, Herr, aber ich halte Herwig die Treue."

„Willst du all dein Leben Magd bleiben?" verzweifelt Hartmut, und blutübergossen beschwört er Gudrun:

„Denk an Hildburg!"

Ein Widerschein von seiner Glut strahlt auf ihrem Antlitz. Sie antwortet mit feinem Spott:

„Denk du an sie, König, und vergiß nicht, daß sie königlichem Blute entstammt."

Hartmut muß seinen Blick auf das Meer flüchten, aus seiner Ohnmacht reckt sich schon der Zorn; er grollt:

„Du traust allzusehr auf meinen Langmut. Hüte dich! Ich gebe dir kurze Zeit, dich zu besinnen; dann wirst du, mit oder ohne Willen, gekrönt."

„Das kann geschehen," entfährt es Gudrun trotzig, „wenn auch nicht in Normannenland."

Aufhorchend wendet sich Hartmut zu ihr, hingerissen von ihrem starken Glauben. Der Gedanke an einen Hegelingeneinfall erkältet ihn jählings. Mit finsteren Brauen winkt er ihr zu folgen und schreitet zu Tal.

Hildburg liegt noch am Boden, ihre Augen sind weit geöffnet, aber sie erkennt keinen. Das Fieber schüttelt sie hin und her, mit lallender Zunge verlangt sie nach Gudrun. Ortrun eilt an die Quelle und netzt ein Tüchlein, mit ihren lieben Händen legt sie es ihr auf die gequälte Stirn. Der König beugt sich zu Gudrun nieder, er stammelt wie trunken, die Not verzerrt sein Gesicht: „Kommt mit auf die Burg, sie ist todkrank und bedarf der Pflege!"

„Ihr habt nur Sorge um euer Mehl!" schreit Gudrun voll Haß, der jämmerliche Anblick ihrer Gesellin entfesselt dunkle Gewalten in ihr: „Ihr dürft unbekümmert sein! Ich wache für sie und schaffe für sie mit, ich pflege sie so gut wie ihr!"

Mit zornigem Mute schaut sie den König an:

„Freut dich jetzt deine Fahrt nach Matelane? Du kannst trefflich zu Tode foltern, Räuber, und du wirst dem Ruhm deines Vaters in nichts nachstehen."

Es dünkt Hartmut wenig Ehre, die Erregte abzufertigen; er wendet sich schweigend ab. Seine Ritter, von rauherem Schlage und unvermögend, seine Weichmut zu begreifen, murren laut, bis ihnen sein Herrenwort Schweigen gebeut.

Verstört blickt Gudrun aus ihrer Verzweiflung auf, ihre argen Worte sind ihr leid und ihrer nicht würdig. Der nagende Hunger zermürbt ihre Seele, die schlaflosen Nächte, die grauenhaften Tage zerbrechen sie mit einem Mal. Mühsam hält sie sich aufrecht, aber die bleichen Lippen verraten sie. Das Gefolge verachtend, wirft Ortrun sich vor ihr nieder und küßt ihre Hände, die zu schwach sind, sich zu verweigern.

„Komm mit mir, Schwester, du darfst nicht sterben!" schluchzt sie laut, selbst den Blutmännern hinter ihr schaudert es durch das Mark. „Du mußt leben, um Herwigs willen!" haucht Ortrun kaum vernehmbar zu ihr auf. Da huscht ein warmer Schein über Gudruns Wangen, ihre Arme bewegen sich, als wollten sie das gütige Herz vor ihr an das ihrige ziehen, aber die Knie brechen unter ihr fort, sie sinkt mit einer hilflosen Gebärde nieder an Ortruns Brust.

„Um Gott, Herrin!" stammelt Hartmut erschrocken und will ihr emporhelfen. Jäh rafft sie sich auf, noch einmal mit der alten Kraft, und wankt ein paar Schritte vorwärts. Sie zerbeißt sich die Lippen vor Zorn über ihre Schwäche. Die stillen Augen Herwigs leuchten auf sie nieder, seine ruhige Stimme hallt aus den Weiten an ihr Ohr. Donnernd springt ein Hügel auf, und Horant tritt hervor, nackt, mit entsetzlicher Marter, fragt, wie sie ihn räche — das Blut braust wie Feuersglut durch ihre Schläfen und rast in ihren Adern, als suche es einen Ausweg.

„So sei es denn!" will sie rufen. Ihr Mund bewegt sich ohne einen Laut; ohnmächtig stürzt sie nieder.

Sie erwacht in einem Bett, rein und weiß wie Kirschblüten, sie liegt auf den weichen Daunen, als schwebe sie. In diesem Augenblick sinken die Monde des Elends von ihr ab, als seien sie nie gewesen, süßer Kräuterduft umschmeichelt ihre Sinne, die in der Dunkelheit nichts zu erkennen vermögen. Allmählich beginnt ihr Bewußtsein sie an die Vergangenheit zu erinnern, und plötzlich greift eine eisige Hand an ihr Herz: wo ist Hildburg? Sie zuckt aus den Kissen empor und horcht in die Schatten, neben ihrem Lager tönt der ruhige Atemzug eines Schläfers. Sie tastet mit der Hand an einen Frauenkopf, der eilig auffährt. Es ist Ortrun.

Weiche Arme schlingen sich um ihren Hals, ein warmer Leib drängt sich an den ihrigen.

„O, daß du lebest!" haucht die süße Stimme, ein bebender Mund sucht ihre Stirn.

„Wo ist Hildburg?" stammelt Gudrun voll Angst.

„Sie schlummert nebenan, ihr ist wohl," versichert Ortrun eifrig, „nun hat all euer Leid ein Ende."

Die Dunkelheit streift das herbe Wesen von Gudrun ab, sie drückt den Kopf der lieben Trösterin an sich, küßt sie innig.

Sie denken nicht mehr an Schlaf, sie haben sich tausend Dinge zu erzählen, als seien sie alte Freundinnen, die das Schicksal lange Zeit trennte, und erst, als die Quellen spärlicher fließen und schon die Morgendämmerung aus den Schatten tritt, gelangen sie an das Nächste.

„Was soll jetzt mit mir geschehen?" fragt Gudrun ohne Furcht; sie ist des Leides gewohnt.

„Du bleibst hier am Hofe und sollst meine Gespielin sein, du und Hildburg," jauchzt Ortrun leise.

„Und was soll ich dafür tun?" fragt Gudrun nach einer Weile kalt.

Sie liegt, die Hände unter dem Nacken verschränkt, regungslos auf ihrem Lager. Ihre Augen hangen an dem eichenen Gebälk der Decke, das sie seltsam an die Kemenaten auf Matelane erinnert.

„Ich kann mir nicht denken," fährt sie fort, „daß Frau Gerlindens Haß sich ohne Not in Milde wandle."

„Die Mutter haßt dich nicht," verteidigt Ortrun hastig, „du müßtest hören, wie gut sie immer von dir sprach. Sie achtet dich hoch, höre, einmal sagte sie zu — — nun, sie sagte: der feste Wille sei immer zu achten, auch dann, wenn er gegen uns sei. Das ist ein großes Lob, sie geht sonst karge damit um."

Ortrun unterschlägt zu erwähnen, daß Gerlind mit dieser Rede nichts hat bezwecken wollen, als den Hochmut Hergarts zu demütigen, und daß sich seit der Hochzeit der Hegelingentöchter ihr Zorn gegen jene in halb spöttischen, halb ernsten Verherrlichungen Gudruns ergießt.

„Also liebt sie mich," sagt Gudrun trocken, „das ist schier noch schrecklicher. Sag endlich an, wie ich für eure Güte zahlen soll."

Da verbirgt Ortrun ihre Augen an Gudruns Herzen und flüstert beschämt:

„Du weißt es, Schwester, aber ich will mit dir an das Wunder glauben, das euch rettet. Ich kann nicht wünschen, dein furchtbarer Wate käme in dies Land, denn des Blutes ist genug. Die Götter wissen ihre Wege, Schwester, ich traue und hoffe mit dir."

Auf leisen Sohlen kommt der erste Sonnenstrahl durch das Fenster und jagt die Frauen aus ihren träumenden Wünschen. Sie wollen sich eben bereiten, da tritt die

Königin freundlich grüßend ins Gemach; sie führt die genesende Hildburg an der Hand und geleitet sie an das Bett Gudruns. Wortloses Umarmen. Die Frauen wissen nicht, ob sie froh oder bekümmert sein sollen, das harte Leben, nur wenige Tage entfernt, scheint ihnen Jahre zurück zu liegen; dem neuen glänzenden Rahmen ihres Daseins geben sie sich zunächst mit betäubender Wonne hin, vor allem Hildburg, in dem Gedanken an die überstandenen Qualen Gudruns.

„Du hast eine schwere Prüfung hinter dir," beginnt Gerlind und läßt sich auf das Bett Gudruns nieder, „die Arbeit der Mägde gleicht einem alten, zähen, verachteten Weiblein; du hast sie zur Göttin gemacht und ihr eine Schönheit und eine Würde gegeben, die von nun an den geringsten Sklaven schmückt."

Die Worte, obzwar aus einem gleißnerischen Herzen stammend, tragen so viel Wahrheit in sich, daß die harte Königin selber einen Hauch der Würde verspürt, die in treuerfüllten Pflichten, gleichviel welcher Art sie seien, liegt. Sie neigt das Haupt flüchtig und beugt sich vor einem Kranz, der unsichtbar die Stirn der Gepeinigten umschwebt.

Gudrun, noch warm vom Blute Ortruns und der wiederkehrenden Kräfte froh, nimmt die Rede ruhig entgegen und gibt gemessen zur Antwort:

„Du machst Notwendigkeiten zum Verdienst. In un-

serem Lande, Königin, hätte niemand ein Wort darum verloren."

Sie zögert, von einem raschen Entschluß gefesselt, einen Augenblick. Dann richtet sie die Augen voll auf die Königin:

„Ich muß dir danken, schon um Hildburgs willen, daß du nun endlich gewillt scheinst, uns geziemend zu behandeln; auch um dieses Selbstverständliche, vertrau ich dir an, hätte bei uns niemand die Lippen geöffnet."

„An dir merkt man die gerühmte Wortkargheit der Hegelingen nicht," scherzt die Welsche in leiser Bosheit, „du verstehst deinen Mund sehr gut zu gebrauchen."

Gudrun zuckt die Achseln und schweigt. Freundlich spricht Gerlind weiter:

„Du dankst mir ein wenig voreilig, Mädchen. Ich habe über eure Zukunft nicht anders entschieden als ich früher tat. Sie liegt immer noch in deiner Hand. Aber ihr hattet mehr erlitten, als es erträglich war, ihr bedurftet beide der Pflege. Das und die Bitten Hartmuts, dazu die Hoffnung, dich unter lichteren Tagen williger zu sehen, haben mich bewogen, euch für das zu halten, was ihr wart und leichtlich wieder sein könnt."

„So ist es nur ein Spiel der Katze mit der Maus und ein Gebild deiner Laune," beurteilt Gudrun, auf den trüben Boden des blendenden Bechers sehend, „du willst uns bei Kräften halten, und unser Dienst ist noch nicht zu Ende.

Deine Güte wäre schwerer zu ertragen als dein Zorn, wüßte ich nicht, wie gut ihr euch aus meines Vaters Hort bezahlt machtet. Aber ich will mein altes Hemde gut bewahren, mich dünkt, ich brauche es noch."

Gerlind hebt lächelnd die Schulter, sie müsse tun, was sie für richtig halte, vorerst sei sie Gast. Sie will einmal versuchen, wieviel Verachtung an ihrem Gemüt abgleiten könne, und wie die stolze Jungfrau solche Unverletzlichkeit ertrage.

Allein gelassen kleiden sich die Frauen eilig an und nehmen ein Mahl. Gudrun befriedigt eben ihren Hunger, Hildburg quillt das weiße feine Brot im Munde. Ihre Blicke kreuzen sich und hangen an dem gleichen Gedanken, der sie in der ersten Stunde des neuen Lebens jäh überfällt: Horant ist nicht mehr. Aus dem braungoldenen Garten flöten helle Vogelstimmen in den prächtigen Herbsttag — — die Stimme Horants wird nie wieder klingen. Die Erde steht entgöttert, stumm, von aller Seligkeit verlassen. Sie verstehen sich ohne Worte, auch Ortrun empfindet mit ihrer zärtlichen Seele die dunkle Lücke und blickt betreten auf das Tafeltuch. Wer holt ihnen nun mit einem Hauch des Mundes die Heimat her, wer schlägt nun auf silbernen Wolken die Brücke, auf der sich die begegnen dürfen, die sich lieben? Unmutig starrt Gudrun auf das kostbare Gewand, die goldenen Schließen an ihrer Brust, sie fühlt mit einem Mal den Wert der geringsten

Arbeit mit Frohlocken und mit geheimem Sehnen. Die Sorge um das tägliche Brot erscheint ihr plötzlich in dem warmen Licht der mütterlichen Sorge und als ein Band, das sie durch alle Fernen mit ihrem Volk verbindet. Herbe lächelnd ergreift sie den Arm Hildburgs:

„Sei fröhlich, Schwester, wir werden sehr bald wieder einsam sein."

In diesem Gedanken versäumt sie nichts, was die Königin reizen könne. Ihren abtrünnigen Frauen begegnet sie mit eisiger Verachtung, für die rohen Fragen des Würgers, der hin und wieder wie ein Sturmwind auf der Burg erscheint und die Prachtgelüste der Königin mit verschwenderischer Hand befriedigt, hat sie den scharfen Spott, vor dessen Folgen Hartmut sie unermüdlich rettet. Er weicht nicht von ihrer Seite, so lange der Alte in der Burg weilt, und Gudrun wird der Hohn ohne Gefahren verleidet. Sie verstummt und setzt allen Reden eine stumpfe Gleichgültigkeit entgegen. Es ist gut für sie, daß der Würger in seinem Alter mehr und mehr vom Trunk ergriffen wird und daß niemand wagt, den entsetzlichen Greis ihretwegen zu verhöhnen. Dem Sohn jedoch ist sein eigenes Volk entfremdet, das laute und leise Gelächter klingt kaum mehr an seine Seele.

Bleibt die Königin. Das lockere Geschwätz über den schönen unbezähmbaren Raub trifft sie an ihrer schwäch-

sten Stelle, aber mehr noch wird ihr eitler Mut durch das halbe Eingeständnis verletzt, sich einer unlösbaren Aufgabe vermessen zu haben. Vom Tode Horants, der Krankheit der Frauen und den wilden befehlenden Bitten Hartmuts überrumpelt, hat ihr Gemüt geschwankt und, wie ihr jetzt einleuchtet, eine letzte Torheit begangen, indem sie Gudrun vom Abgrund des Todes fort in ein neues, allzu sichtbares Leben riß. Die spröde Braut ist ein Ärgernis, sie muß verschwinden.

Die Nächte der Königin sind Vorstufen der Hölle. Sie ringt mit ihrer Schwäche, ihrer Hoffnung, ihrem Ehrgeiz, bis sie überwindet und den kargen Rest von Menschlichkeit in sich vermauert. Gudrun soll verderben. Gift, das der welschen Art am nächsten liegt, verwirft sie. So rascher Tod kühlt die Marterflammen der langen Wartezeit nicht und legt am Ende noch um die Stirn der Dahingeschiedenen einen über die Grenzen des Landes strahlenden Schein. Die Gerichtete muß wieder hinab in den untersten Kreis der Sklaven und sich so langsam aus der Welt verlieren, daß keiner ihren Weggang merkt.

Gerlind zögert nicht, ihren Plan unverzüglich in die Tat umzusetzen, und teilt Hartmut mit dürren Worten ihren Entschluß mit, Gudrun wieder in das Sklavenjoch zu spannen. Ihrer Strenge zum Trotz schlägt ihr Herz bis an den Hals, wie jener die Botschaft aufnehme, aber der König zeigt nichts als ein unerregtes, übermüdetes Antlitz.

„Damit kränkst du niemanden als Ortrun, Mutter; sie geht wie ein lichter Engel unter uns Dunkeln. Für Gudrun ist das neue Leid nur ein Übergang, denn die Entscheidungsstunde naht. Höre," neigt er sich an ihr Ohr, „gestern lief hier ein sehr stummes Schiff ein. Es waren meine Späher, die ich nach Hegelingenland sandte; sie kamen mit ausgerissenen Zungen wieder, und ihre unbeholfenen Gebärden meldeten nichts anderes, als daß jener seltsame Boden keine Verräter trüge."

„Außer Hergart!" lacht die Königin mit verzweifeltem Hohn; ihre Hände beben vor Zorn und Rachsucht.

„Darum hat sie sich den Normannen versippt," kann sich Hartmut nicht versagen. Mit ernstem Ton fährt er fort: „Ich habe die Verstümmelten im Hafen abgefertigt und sie in das südliche Prasserland geschickt. Sie mögen dort in Trunk und Lüsten Vergessenheit suchen. Jedoch ich kann es nicht hindern, daß sich Gerüchte in unsere Burg drängen, und es ist mir lieb, Gudrun abgesondert und aus den Augen der Menge zu wissen; dein Wille kommt mir entgegen."

Gerlind steht in Sinnen. Jäh erbleichend stammelt sie eine Frage: „Lebt Wate noch?"

„Ich weiß es nicht," entgegnet der König kalt, „was soll ich diesen Weißbart aus der Ferne fürchten? Unsere Schwerter schneiden nicht schlechter als das seine, sein großer Name schützt ihn nicht vor Todeswunden. Ich ver-

dopple die Besatzung der Burg und weile die nächsten Monde statt auf neue Fahrten zu sinnen in Paris und an den Landesgrenzen. Der Vater und ich wuchsen auseinander, und ich meine, wir gehören in der Zukunft mehr als je zusammen."

Die Königin forscht ungeduldig und betroffen in seinen Zügen, ihr scheint, als läge in diesem verschatteten Antlitz eine gewisse Freude an der Gerechtigkeit, die ihre Sühne auf das Heil und Unheil der Waffen wie auf den Willen der Götter stellt; eine Gerechtigkeit, die ihr fremd ist, und die sie schaudernd erträgt. Ihre Blicke überfliegen die schlanke Gestalt, deren weitausladende Brust den Harnisch zu sprengen droht und die Anmut und Kraft in wundervoller Paarung zeigt. Vorausschauend schart sie die Bilder der kommenden Schlacht mit schmerzlicher Wollust um sich und sieht den Sohn mit gewaltigen Armen durch den Kampf brausen, bis er an einen Übermenschlichen mit Flammenaugen gerät. Jäh stürzt der eingebildete Streit in ihrem ermattendem Gehirn zusammen, die Forderungen der Stunde stehen dringend vor ihr.

Die Kunde Hartmuts entwindet ihr den Dolch der verletzten Hoffart und legt das Schwert der Notwendigkeit in ihre Hände. Der Haß entsinkt ihr, sie tut an Gudrun, was sie muß, und ihr Handeln wächst über den eigenen Willen hinaus. Siegen jene Bauern, so darf ihnen nur eine Tote in die Hände fallen.

Oder eine Zerbrochene! springt die Eitelkeit noch einmal aus ihrem Versteck; ihre Seele labt sich im voraus an dem dann erfolgenden Widerstreit der Pflichten in der Brust der Hegelingentochter, die, gekrönt mit dem Blutreif der Normannen, nichts wünschen könne, als den Untergang ihrer zur Befreiung anstürmenden Sippe.

So schwelgt die Königin in den Bildern ihrer erhitzten Einbildungskraft, ohne sich zu verhehlen, von wie großer Furcht sie gezeugt seien, und ihr scharfer Verstand, der in ihrer verhärteten Weiblichkeit die Rolle des Herzens übernommen hat, gesteht sich freimütig, die Größe Gudruns zu bewundern. Haben die Frauen jener Küste, überlegt sie, auch nur einen Hauch ihres Wesens, so möchte ich ihre Kinder und Gatten nicht gewappnet vor den Wällen sehen.

Das Korn, das durch die Sanduhr rinnt, braucht mehr Zeit, als die sich türmende Welt der Bilder im erregten Blut. Schroff fragt die Königin, sich gewaltsam losringend und einen abseitigen Weg beschreitend:

„Wie hältst du es mit Hildburg? Soll sie bleiben oder mit ihrer Herrin gehen?“

Hartmut blickt überrascht auf, ein leichtes Rot huscht über sein Gesicht, als flattere ein letzter Sonnenstrahl gütig durch einen trüben Tag.

„Uns ist die Entscheidung aus der Hand genommen, Mutter; jetzt geht es um größere Dinge als um unsere Gefühle. Sie mag sich ihr Los selber wählen — — wenn

es ihr so beliebt," setzt er mit einer müden Höflichkeit hinzu und nimmt Abschied, als wolle er dieses Gebiet nicht gemeinsam mit der Königin betreten.

Am gleichen Tag noch bescheidet die Königin die beiden Frauen zu sich, die in wenigen Wochen wieder zu den blühenden Gestalten von einst geworden sind, verklärt durch ein bezwungenes Elend. Gerlind ärgert sich und widersteht der Lockung nicht, sie aufs neue zu versuchen und vor den Ihrigen, die sie umstehen, zu demütigen.

„Ihr seid nun wieder bei Kräften," scherzt sie, „du könntest deine geliebte Arbeit wieder aufnehmen, Gudrun; du ziehst sie wohl noch immer der Normannenkrone vor?"

Da ihr keine Antwort wird, fährt sie heuchlerisch fort: „Frist zum Überlegen ward dir genügend. Jedoch um die Gerechtigkeit voll zu wahren, gebe ich dir noch drei Tage Bedenkzeit; dann entscheide dich!"

„Drei Tage Zeit?" sagt Gudrun hochmütig und sieht über die erschrocken durcheinander flüsternden Frauen weg, „Frau, du brauchst nicht zu warten; die Frist ist vorbei!"

Plötzlich reißt sie das jagende Blut hin, die Augen flammend auf Hergart gerichtet, spricht sie zur Königin: „Ich freie deinen welschen Bankert nun und nimmer!"

Hochaufgerichtet steht das große, stolze Mädchen vor der geschlagenen Königin, ihre Worte wollen nichts treffen als das Herz der Mutter, denn sie weiß Gerlind nur an

dieser Stelle verwundbar. Es gelingt ihr übermaßen gut, aber dennoch bereut sie es um Hildburgs willen. Das hochmütige Frankenblut ist zu Gluten gepeitscht, die Königin verändert sich furchtbar. Sie will sprechen, aber es kommt wie krampfhaftes Weinen, erstickt und fast röchelnd aus ihrer Kehle:

„Reißt ihr die Kleider ab! Gebt ihr die alten Lumpen zurück! Stoßt sie vor die Tür! Du Tier," kreischt sie auf, „wärest du doch bei deinen Bauern geblieben!"

„Die Königin erregt sich," sagt Gudrun laut, „sie vergißt, daß ich nicht freiwillig in dies Land reiste."

„Ja, ich vergaß!" keucht Gerlind mühsam, voll Zorn über ihre entgleitende Gelassenheit, „ich vergaß, daß du Sklavin bist. Du sollst am Meere stehn und waschen, bis ich dich in die Knie zwinge, von morgens bis abends, dein ganzes Leben lang."

Auf diesen unerhörten Entschluß schweigen die Frauen still. Selbst Hergart kann sich der Folter der Verhaßten nicht entziehen und erbleicht, vielleicht aus einem letzten Tropfen stammverwandten Bluts. Ortrun schreit entsetzt auf und hebt bittend die Hände gegen die Grausame.

Gudrun hält die Königin mit ihren hellen Augen fest und entgegnet gelassen:

„Das tu ich gern, Frau! Du setzest mich doch wenigstens auf eine solche Stufe, daß mir die Zukunft nichts Schlimmeres mehr zu bieten hat und schon ein schöner Tag

fort, ihn zu versuchen: „Du glaubst Übermenschliches, Fremder! Sie sah ihre Frauen bis auf eine abfallen, sie mußte Knechtsdienste tun, schlimmer als wir. Sie sah Horant zu Tode gemartert sterben und scharrte ihn mit eigenen Händen ein, sie hörte von allen Seiten, daß Herwig eine Andere freie. Glaubst du, sie hätte alles dies ertragen?"

„Horant?" rufen die Männer zähneknirschend.

„Sie hat es ertragen!" schreit Herwig und streckt in wildem Schmerz seine Hand aus. Ein schlichter Ehereif schimmert durch die Nacht.

Da kann sich Gudrun nicht länger bezwingen, sie legt ihre zitternde Hand neben die seine und verdoppelt das Pfand der Treue. Sie starren auf das goldene Paar, das bebend zueinanderstrebt, und ehe ihre Augen sich begegnen, finden sich die Hände zu einem unlösbaren Druck, ihre Leiber gleiten aneinander, und sie küssen sich unter rinnenden Tränen.

Ortwin steht wie ein Versteinter.

„Nimm vorlieb," haucht die süße Stimme Hildburgs, und weiche Lippen pressen sich auf seinen Mund.

Sie herzen sich, sie schauen sich in die Augen, sie erzählen mit jagendem Atem. Die Heerschiffe liegen wenige Meilen von der Küste. Morgen Nacht kommen die Hegelingen und stürmen die Burg.

„Dann bist du frei!" jauchzt Herwig.

„Wie?“ staunt Ortwin, „sollen wir die Frauen der Ungewißheit des Kampfes überlassen? Wir nehmen sie mit.“

Herwig zuckt lächelnd die Achseln und überläßt Gudrun die Entscheidung. Die wird mit blitzenden Augen gefällt: „Ihr seid noch Manns genug, wie die Normannenräuber uns mitten aus den Feinden zu holen. Ich sorge dafür, daß hundert oder mehr von den tausend Harnischen noch vor der Schlacht aus der Burg verreisen.“

„Ist mein Vater bei euch?“ fragt Hildburg leise.

„Er ist! Und noch der Alte, Ewigjunge!“

„Frute?“ fragt Gudrun herbe.

„Dabei! Er sehnt sich nach Hergart, ohne es zu sagen.“

„Er findet eine Verlorene!“ sagt Gudrun mit engem Mund, und alle schweigen. Dann reißen sich die Wiedervereinten schmerzlich voneinander los, voll Sehnsucht, nach diesen langen Monden den einen Tag der Trennung zu überbrücken, ein jedes mit seinen dunkeln Sorgen, seinen lichten Freuden.

Gudrun sieht dem Nachen nach, bis ihn die Nacht verschlingt, indessen ordnet Hildburg das Linnen in den Korb und biegt die erstarrten Tücher an ihrem warmen Leib zusammen. Gudrun lacht auf. Sie nimmt ein Stück und betrachtet es.

„Ein Unterrock der Teufelin!“ spottet sie und wirft ihn mit lässigem Schwunge in das Wasser. Entsetzt hockt Hildburg auf dem Korbe und deckt ihn mit den Armen.

ein Geschenk bedeutet. Ich werde hier noch reich," spottet sie anmutig.

Langsam löst sie den Mantel und läßt ihn zu Boden fallen. Ihm nach den goldenen Reifen aus ihrem Haar, die Spangen von ihren braunen Armen.

„Hole das alte Gewand," befiehlt sie ruhig der Gespielin, als sei sie immer noch Herrin, „vergiß das deine nicht."

„Halt!" fährt Gerlind dazwischen, „Hildburg soll selber wählen dürfen, denn sie ist an deinem Trotz unschuldig. Bedenk es wohl, Mädchen," dringt sie in die Watetochter, „entscheidest du dich für sie, so darfst du nie wieder zurück und teilst ihr Schicksal bis ans Ende."

„Ich habe nichts zu wählen, Königin," erwidert Hildburg sonder Zagen mit einem festlichen Gesicht, „ich bin Gudruns."

Gerlind tastet nach ihrem Herzen, aller Augen leuchten Hildburg entgegen, auch, in wehmütigem Stolz, die lieblich törichten Sunnihilds. Nur Hergart wendet sich ab, die schönen Züge entstellt von Haß und Sehnsucht.

Hildburg geht beschämt und eilig hinaus und holt die Lumpen.

„Ein gutes Beispiel!" lobt die Königin rasch gefaßt zu ihren Frauen, „wer nicht mehr Rechte beansprucht als ihm gegeben sind, den kann man gelten lassen, er steht fest auf seinem Platz."

Sie blickt mit offenem Hohn auf Hergart, aber die Tochter des nüchternen Frute wirft den Blick gewandt zurück wie einen gutgeschleuderten Fangball.

Inzwischen springt Ortrun treppauf und -ab und sucht den Bruder. Sie findet ihn, aus einer selten benutzten Turmzelle über die feuchte, kühle, nebelige Landschaft starrend, sinkt vor ihm nieder und drückt die verweinten Augen an seine Knie.

„Sie sind nun fort, mit bloßen Füßen, in ihrem dünnen Kleid! Wie Heldinnen gingen sie davon und ließen uns als Sklaven. Sie sollen wieder im Hof bei dem Gesinde hausen, sie sollen ohne Lauge das Linnen waschen und sich die Hände zerreiben! Jeden Tag können wir ihnen begegnen und dürfen sie nicht einmal grüßen — —"

„Es soll euch zur Gewohnheit werden," sagt der König heiser, „so vergeßt ihr sie am ehesten."

„Nie!" schluchzt Ortrun jämmerlich weinend, „kannst du Hildburg vergessen, Bruder?"

Hartmut löst sie unsanft von seinen Knien und springt auf, die Stirn in Flammen und voll Zorn darüber, wie laut und offen sein Herz sprechen müsse, da alles offenbar ist.

„Ihre verdammte Sippe sinnt auf Rache!" knirscht er aufstampfend, „sie rüstet auf uns."

„Ortwin kommt?" stammelt das Mädchen purpurn.

Hartmut verstummt vor Erstaunen. Sein Zorn verfliegt bei diesem ersten rosenroten Gedanken, den der zukünftige Mordgraus weckt, seine Stirn glättet sich, und er lächelt, mit dem Finger drohend:

„Du liebst schon deine Feinde? Der Gott am Kreuz hat es dir angetan, Schwester; wer sprach dir von dem Knaben? Wie lenktest du dein Herz auf ein unsichtbares Bild?"

„Denk nicht so," stammelt die Verwirrte und fleht mit dunkeln Augen, „er ist doch jetzt der König und wird Heerführer sein, wenn auch nur im Namen, denn Wate und Herwig — —"

„Verschone mich!" herrscht Hartmut voll Ungeduld, „dein kindlich Herz spricht von den Blutdingen wie von Blumenreigen, und wahrlich, du tauchtest um süßer Augen willen mit eigenen Händen die Fackel in die Burg deiner Eltern!"

Da springt sie vor ihn hin, die sanften Blicke werden stählern:

„Du lästerst! Wisse, ob mit Lust oder Schmerz, euer Blut pocht auch in meinen Adern, und ich kann euch nicht lassen! Eure Sünden schweben über mir wie über euch, wir dulden gemeinsame Schuld."

Und Schweigen. Nach einer langen Weile spricht der König gepreßt:

„Schwester, wir wuchsen an diesen beiden Elenden

empor und wußten es nicht. Mir ahnt, wir müssen dafür einen sehr hohen Preis bezahlen."

Er duldet in einer weichen Anwandlung die zarten Wangen an der seinigen und murmelt in sich hinein:

„Das Königsspiel ist ohne Menschlichkeit. Wir sind nicht dazu geboren und tragen schwer an unserem Zwiespalt. Uns reißt Gelegenheit und Hochmut in eine Pflicht, hinter der die mahnenden Gesichter der Ahnen fehlen, und wir verderben an unserer Einsamkeit."

ovembernebel schlagen Mauern um die Welt und geben ihr eine trauliche Enge. Die Fernen entgleiten und verlieren sich, die traurigkahlen Bäume drängen ihr Geäst an den nahen Himmel und heben sich aus welken Erdenschauern in sein Fest des Schweigens. Es ist schwer, in diesem wogenden Grau noch an Sterne zu glauben, aber die Frauen vermögen es kraft ihrer Sehnsucht.

Wenn die Bleuel dumpf auf das Leinen niederfallen, dröhnen die Schwerter und Schilde in der Halle zu Matelane, wenn die Flut über die Wäsche braust, rauschen die Segel der Hegelingen an den Normannenstrand. Es ist ein karges Gedankenspiel, aber seit Horant aus ihrem Lebenskreise trat, liegt da ein Grab, über dem ein gnadenloses Schweigen kauert. Sie haben keine Sorge als die der Arbeit, abends essen sie von dem gemeinsamen Brei der Sklaven und sinken zu Tode ermattet auf den Lehmboden ihrer Hütte oder auf die harte Bank. Sie haben nichts, um den Raum wohnlich zu gestalten, sie haben weder Feuer noch Decken, nur ein wenig Stroh. Mit ihren Leibern geben sie sich gegenseitig Wärme und zugleich den süßen Trost der Gegenwart eines schlagenden Herzens.

Der nahende Winter bringt Tage, die kaum zu ertragen sind. Sie haben sich ihrer Einsamkeit gefreut und willig ihre Pflicht getan, aber nun erkennen sie, daß sie dem Verderben preisgegeben sein sollen. Die Sklaven werden mit wärmeren Hemden versorgt, das Königsblut wird übergangen und in fadenscheinigen Lumpen dem schneidenden Meerwind schutzlos ausgesetzt.

„Wir sollen sterben," höhnt Gudrun, „aber wir überleben diese Frau, zum Jul sind wir frei!"

Mit solchen Reden stärkt sie Hildburg Tag um Tag, denn es ist ein Unterschied, ein grausames Leben aus Pflicht zu erfüllen oder aus freiem Liebeswillen. Jenes vollendet ein heißer Trotz, zu diesem gehört täglich aufs neue die schaffende Kraft des Herzens, das doppelt tragen kann.

Wintersonnenwende kommt, und der kürzeste Tag wird ihnen zum längsten. In der Burg dröhnt das Fest, lärmende Männer und frevelnde Frauen sitzen um die Becher; die Elenden stehen am Strande, in den Klippen, stehen mit nackten Füßen im weichen Schnee und spähen nach Osten, bis die Nacht hereinbricht.

Hildburg ist wie vernichtet.

Mit allen Sinnen hat sie an der Sonnenwende festgehalten, sie lebte nur für diesen Tag und kann die Nacht nicht fassen, die ihn endet, ohne ihn zu erfüllen. Wimmernd sinkt sie in den Schnee, bereit zum Tode. Jetzt lo-

dern in der Heimat die Feuer, und es gibt Menschen, die sie kennt, und die jubelnd um die Flammen springen. Warm und traulich sind die Kemenaten, und süß duften die Berge der Fettkuchen, von denen die gelbe Butter rinnt.

Hier schlägt die Brandung mit salzigen Ruten über ihr Antlitz, ein dunkles, kaltes, jammervolles Loch empfängt sie zur Nacht, dumpf und abgeschlossen wie ein Grab. Kein Liebesarm bettet sie mit trauter Sorgfalt in die hochgetürmten Daunen, die abgezehrte Hand des Elends liegt auf ihrem Herzen und drückt sie, schwer wie Blei, auf das Marterholz, in das faulige Stroh. Grinsend hockt der Tod vor ihr und zeigt sein Stundenglas mit unaufhaltsam rinnendem Sande; sie aber hat noch zu viel Lebenskraft, um gelassen in die geheimnisvollen Augenhöhlen zu schauen, und sie erschrickt.

Zu der Verzweifelnden beugt sich Gudrun und zieht sie mit harter Hand zu sich empor:

„Schäme dich!" sagt sie mit gewollter Härte, denn so erobert man die Guten, „du beleidigst mit deinen Klagen unsere Sippe. Säßen wir hier auch zwanzig Jahre im Elend, ich wollte nicht aufhören, an die Treue der Heimat zu glauben. Laß es ruhn, Hildburg! Wir haben uns mit törichten Reden an diesen einen Tag gebannt und sinken mit ihm in die Dunkelheit. Reiß dich aus den Schatten und denk der Freuden, die uns die entschwundene

Hoffnung machte! Sinnen wir auf Neues! Auf eine nahe, mögliche Zeit. Ich glaube an den Lenz!"

Hildburg lächelt schwachmütig, doch sie lächelt.

„Du streust Blüten auf den dornigsten Pfad, neben dir wandert sichs leicht," versucht sie sich tapfer zu zeigen, „ich kann es dir nicht vergelten und muß dir heute, am Tage, da alles schenkt und verschwendet, eine leere Hand hinhalten."

Ihre Anmut glänzt wie ein Lächeln der Götter durch die Winternacht. Mit ihren beiden ergreift Gudrun die dargebotene Hand, als umschließe sie ein zuckendes Herz.

„Das Beste bleibt unseren Augen verborgen," stammelt sie bezwungen, „was wäre ich ohne deine Treue!" Und erlösende Tränen.

Sie suchen ihre Hütte auf. Am Tore der graue Wärtel schwenkt ihnen mitleidig einen Krug Weins, sich seiner zu erwärmen und zu erfreuen. Aber das Gefäß klappt schwerfällig auf den Tisch zurück, er erstarrt vor dem Elend, über dessen Antlitz solche Seligkeit liegt.

Ehe der Winter scheidet, schickt er noch einmal seine ganze Macht, preßt die Erde in seine eisigen Arme, daß sie, schon eine Erwachende, knirschend in den weißen Tod zurücksinkt. In den Hütten der Sklaven stöhnt und flucht es während der langen Nacht, die ungeheuerliche Kälte läßt keinen schlafen.

Im Grauen schleicht Hildburg zitternd in den Hof, der vereiste Boden klebt wie glühendes Eisen an ihren Füßen. Voll Entsetzen denkt sie an Gudrun, die nicht wohl ist und heisert. Sie eilt hinüber in das Haus der Schaffnerin und bringt, neben der Herdflamme stehend, stockend hervor, sie wolle Schuhe für sich und die Herrin. Die Schaffnerin rührt eben den Morgenbrei, der Löffel lärmt in dem eisernen Topf. Sie ist eine strenge Frau, wie sie die Herrschaft Gerlinds erschafft, aber jetzt verliert sich ihr Blick scheu zur Seite.

„Da, Mädchen, nimm!" ruft sie statt der Antwort, füllt und reicht einen Napf. „Iß geschwind, hier ist mancherlei verboten!" Eine zornige Falte macht ihre Stirn noch härter, der Schürhaken reißt eine Funkengarbe aus der Glut.

Hildburg hält den heißen Napf in ihren verfrorenen Händen, schlürft wie einen kostbaren Trank die Wärme der Küche in die schmerzenden Glieder. Mit Tränen in den Augen stellt sie den Brei auf den Tisch.

„Ich kann nicht," schluchzt sie auf, „Gudrun hungert!"

„Du Närrin!" schreit die Schaffnerin und schneuzt sich fürchterlich, „was willst du noch hier? Ich darf dir nichts geben ohne die Königin. Bitte du selber!"

Sie faßt die Elende bei den Schultern und drängt sie hinaus in den nadelscharfen Wind. Da steht die Tochter Wates, eine abgewiesene Bettlerin, und die Tränen auf

ihren Wangen erstarren zu brennenden Perlen. Im halben Licht sieht sie Gudrun in den Schuppen eilen, wo der Korb mit Wäsche ihrer harrt, hört ihren trockenen Husten und sieht sie beben. Ein verzweifelter Mut wird in der Schwachen mächtig, geflügelt eilt sie in die Burg, an den fluchenden Wachen vorbei in die Kemenate der Königin. Gerlind erwacht bei den abwehrenden Rufen der Frauen ihres Vorzimmers und eilt vor Kälte zitternd an die Tür.

„Herrin," stürzt ihr Hildburg vor die Füße und läßt sie nicht zu Worte, „gib uns Schuhe! Gudrun ist krank, der Tag ist unerträglich! Herrin, wir verderben auf unsern nackten Füßen!"

Atemlos hören die dienenden Frauen die Worte voll Jammer und schauen flehentlich auf Gerlind.

Die Königin steht mit unbewegten Zügen vor der Armut, sie fühlt den Frost aus den Fliesen in ihre Glieder steigen.

„Ihr kennt den Preis," sagt sie kälter als der eisige Tag, „ein Wort erlöst euch!"

Hildburg taumelt von den Knien, sieht sich verstört um: Ortrun ist nicht da, keine der Frauen wagt sonst für sie zu bitten.

„Herrin, wir sterben!" schreit sie auf, eine eisige Faust zerpreßt ihre Seele.

„Was liegt an eurem Tod?" erwidert die Versteinte gleichgültig; dumpf fällt die Tür hinter ihr ins Schloß.

Wie trunken, den Blick zu Boden, geht Hildburg an den verstummten Frauen vorbei in den Hof und zu der erstaunten Herrin. Sie fühlt die Kälte nicht mehr, Zorn und Scham durchrasen sie mit Gluten.

„Ich bettelte bei der Teufelin um Schuhe," begegnet sie trotzig den fragenden Augen, „sie aber schickt uns in den Tod."

„Der ist milder!" ruft Gudrun blaß vor Scham, „wenn du schon bettelst, warum nicht bei jenem?"

Die Gescholtene verstummt. Der demütige, allzeit lastbereite Nacken senkt sich tiefer, ihr weicher Mund zittert qualvoll.

„Für mich!" stammelt Gudrun plötzlich überwältigt und schließt sie aufwallend in die Arme.

Sie wandeln, den Korb an rüstigen Armen zwischen sich, auf einer warmen schützenden Wolke menschlicher Güte an das donnernde Meer. Nicht lange, so starren die zerschlissenen, hundert Mal geflickten Hemde vereist von ihrem Leib, das feine Linnen der Wäsche gefriert unter dem Bleuel und bricht. Mit unsäglichen Mühen haben sie bei Anbruch der Nacht ihr halbes Tagewerk vollendet. Zornig starren sie sich in die verhungerten Gesichter, sie wissen, wenn sie so auf den Hof kommen, müssen sie ungespeist zu Bett.

„Was kümmert mich der Brei!" murmelt Gudrun und wendet den Blick von den blutberonnenen Händen Hild-

burgs auf das tosende Meer. Splitternd kracht das Ufereis, von der Brandung zerbrochen, an die Klippen. Von einem fahlen Licht umhellt glimmt der Gischt in gespenstischen Gestalten durch die Finsternis. Schauerlich heult ab und zu aus den Wäldern ein Wolfsgeschrei, vom Sturm auf rasendem Fittich hergetragen, als sperrten die gierigen Rachen sich neben ihnen auf.

„Komm nach Hause!" bettelt Hildburg müde, „wir verschlafen den Hunger."

„Nach Hause!" sagt sie.

Mit vorgebeugtem Leib und atmender Brust steht Gudrun und lauscht in die Nacht.

„Sieh her, Hildburg!" keucht sie; ihre Stirn glüht.

Halb unwillig tritt Hildburg neben sie und erkennt nach langem Suchen ein Boot in den Wassern.

„Die Unsrigen!" stößt Gudrun hervor. Ihre Augen weiten sich und werden leer, als schaue sie nach innen und lebe nicht mehr in dieser Welt. Hildburg sieht sie traurig an, aber sie kann sich dem Wunderglauben dieser Frau nicht entziehen und verfolgt ohne Atem den wild durch die Felsen stürzenden Nachen. Fremde sind es zum mindesten, diese Stelle sucht kein Normanne zum Landen. Wenn sie es wären, die Befreier!

„Sollen sie dich in dieser Knechtsarbeit sehen?" stammelt die Verstörte.

„Ohne sie sähen sie uns überhaupt nicht," sagt Gudrun

schroff, „sollten wir den Flitterstaat Hergarts gleich ihr mit unserer Ehre zahlen?"

Krachend schießt der Nachen auf das Eis, zwei Geharnischte entspringen ihm und zerren ihn auf den Strand. Sie haben die Frauen gewahrt und treten hastig auf sie zu.

„Wenn es Schändliche sind — —?" zittert Hildburg.

„Was kann uns geschehen?" gibt Gudrun erregt zurück, „um Gott —! Um Gott —!" bebt sie jählings auf, „schweig still! Ich kenne Herwig!"

Hildburg wankt der Boden unter den Füßen, mit fliegenden Gliedern klammert sie sich an die Herrin. Die See braust und rauscht in ihren Ohren wie der dröhnende Siegsgesang der Heimat.

„Fürchtet euch nicht, ihr Frauen," beruhigt eine volle Stimme, „wir sind Fremdlinge. Wessen ist dieser Strand?"

Der Sprecher gewahrt das knarrende Linnenzeug, das dürftige Hemde der Armen, die bloßen Glieder. Gudrun wendet sich in den Schatten, totenbleich, mit wilden Pulsen.

„Wer schickt euch so in dieses Wetter?" erschrickt Herwig.

„Die Teufelin!" erwidert Gudrun rauh, mit unkenntlicher Stimme, „ihr seid in Normannenland. Der Boden ist den Königen Ludwig und Hartmut zu eigen; wir dienen Gerlind."

„Ein überstrenger Dienst," sagt Herwig schaudernd, „sagt mir, Mädchen, wo treffen wir die Könige?"

„Ihr kommt zur Stunde," frohlockt Gudrun, „sie liegen mit tausend Mannen in der Burg und warten auf Feinde. Vorerst jagen sie die Wölfe ringsum zu Tode."

„Du liebst sie nicht?" lächelt Herwig. Gudrun gibt keine Antwort. Sie schaudert an allen Gliedern, denn der Behelmte neben Seeland ist ihr Bruder Ortwin, kein Knabe mehr, ein Mann, bebartet und mit ernsten Mienen. Aufstampfend zwingt sie sich zur Ruhe.

„Wie heißt Hartmuts Königin?" grollt der Seeländer dumpf und starrt zu Boden. Heiß schießt es Gudrun in die Wangen.

„Ihr fragt viel," sagt sie schroff, „er ist unbeweibt."

„Eines mußt du mir noch sagen, Frau, dann lassen wir dich; kennst du Gudrun?"

„Die Hetteltochter?" verstellt sich Gudrun bebend und preßt Hildburg mit eisernem Arm an sich, „sie starb vor langer Zeit, als Herwig sie verriet."

Laut auf schreit Ortwin und deckt die Hände vor das Angesicht; Herwig erblaßt, daß es trotz der tiefen Nacht zu sehen ist. Er hebt den Kopf und entgegnet gefestigt:

„Starb sie, so starb sie nicht um diesen Glauben. Frau, du mußt sie schlecht gekannt haben, sie zweifelte nicht an Treue."

So vor der fremden Magd seine Seele enthüllend erstaunt er über sich selbst. Gudrun aber, beseligt und von diesem Augenblick für alle Leiden überreich vergolten, fährt

„Gib her!“ sagt Gudrun übermütig, „den Fischen leidet ihre Nacktheit endlich auch! Zwei Könige küßten mich und hielten mich in den Armen, soll ich da Sklavendienste für die Entmenschte tun? Mag sie mich peitschen vom Morgen bis zum Abend, ich sterbe nicht daran. Hilf mit, du Furchtsame, und trau auf meine Sterne!“

Hildburg sieht zu dem verhangenen Himmel auf und seufzt tief. Sie wehrt noch einmal der tollkühnen Frevlerin, dann entzündet sie sich an ihrem Mut und teilt das seltsame Spiel, bis das letzte Leinen in der Brandung versinkt. Lachend werfen sie den Korb hinterdrein; er tanzt über die Wogen und fährt in das Meer.

„Grüß mir die Meinen!“ schreit Gudrun in den Sturm.

Der Wärtel öffnet den Verspäteten das Tor, zugleich, wie ihm befohlen ward, zu der Königin sendend.

„Mädchen,“ raunt er betrübt, „ihr tut es euch selbst zuleide, die Herrin ist sehr zornig.“

Da kommt Gerlind schon geschritten, von Fackeln umgeben, mit dicken Pelzen vor dem Frost geschützt.

„Ihr Müßiggänger,“ entfesselt sie ihren Haß an den strahlenden Augen, „mit welchem niederen Gesindel durchkoset ihr die Nacht?“

„Verleumderin!“ herrscht Gudrun, „wer ist an diesem Hof so vornehm, daß ich ihn sprechen wollte.“

„Das verdient Rutenstreiche," erbost sich die Königin, „zeigt die Wäsche!"

„Geh auf die Klippen, Frau, sie schwimmt im Meere. Mir ist die Lust an diesem Werk vergangen, und ich schleppe mich nicht mehr damit."

Zischend jagen die Fackelflammen mit dem Sturm und tauchen die stolze, herrliche Gestalt in einen Königsglanz, ihre weißen Glieder schimmern durch das zerfetzte Hemde. Ritter und Frauen sammeln sich auf der Freitreppe und lauschen den streitenden Worten. Die Wölfin friert trotz ihrer dichten Decken, wie Nebel liegt es ihr vor den Augen.

„Schneidet Ruten!" keucht sie aus erstickter Brust zu den Knechten gewandt, „schleppt diese in meine Kemenate und bindet sie an das Bett. Ich will nicht ruhn, bis ihr das Fleisch von den Knochen fällt!"

„Hüte dich, Arge," höhnt Gudrun laut, „wie soll es dir ergehen, wenn ich je neben einem König zu sitzen komme!"

„Das hat Zeit," geifert es zurück. Aber Gudrun ruft mit seligen Augen:

„Genug, Frau! Rüste uns ein Bad! Richte das Fest und richte das Mahl! In dreien Tagen will ich hier unter der Krone gehn und deine Güte nach Verdienst lohnen!"

Wunderlich wehen die Feuer in der eisigen Luft, knisternd tropft das Harz von den Bränden. Aus dem graudunkeln Himmel tritt ein falber Mond und äugt in das

starre Schweigen des Königshofes. Nur in der Halle lärmt es weiter, trunkene Stimmen gröhlen einander an.

Nun steht die Königin vor dem geöffneten Tor ihrer Wünsche, aber das Lustgefühl, das solche Erfüllung begleiten soll, will ihr nicht aufsteigen. Ihr ist, als sei ihr abermals eine Waffe aus der Hand geschlagen, und als sei sie bis zu diesem Augenblick eine Besiegte. Ihre Zähne klappern aufeinander, von Furcht und Kälte durchschauert. Sie schüttelt sich, sie erstickt die dunkeln Geister in den Armen.

„Das ist tausend Mäntel wert!" hebt sie die Stimme schallend über die Lauscher, „sei willkommen, Weib meines Sohnes, und trage die Krone so tapfer, wie du dein Leid ertrugest!"

Die eiserne Frau schwankt und stützt sich auf Ortrun, die mit einem Antlitz voll Angst und Freude auf die endlich Bezwungene starrt. Aber im Jubel der Menge, die nun in hellen Scharen und wildem Geschrei den Hof füllt, wird niemand die Schwäche der Königin gewahr. Gudrun preßt den Arm der halbohnmächtigen Hildburg an sich und hält die Zitternde aufrecht.

Gerlind führt tief in Sinnen Gudrun in die Burg, und sie muß die Hand der Königin in der ihrigen dulden. Zweifelnd wägt die Welsche auf dem kurzen Gang den unerhörten Vorfall, ihr Verstand findet keine Lücke. Gudrun bringt ein entschlossenes Opfer, nichts weiter; denn

daß sie, die Enkelin Högnis, vor dem Tode zurückschrecke und feige unter die Normannenkrone flüchte, vermag die Königin nicht zu glauben. Ein blendender Blitz erleuchtet ihr die Zukunft, aus der sie mit einer tapferen und würdigen Gebärde die trüben Aussichten für ihr eigenes Dasein verscheucht.

„Wie könntest du mich lieben?" seufzt sie inwendig; die Rechte Gudruns liegt lose wie eine sicher behütete Blüte in ihrer Hand, sie wagt sie nicht zu pressen.

„Aber die Normandie lebt!" frohlockt sie. Sie denkt an Hartmut und verkuppelt in dem rasenden Hirn Hildburg an einen Mächtigen ihres Landes. Oder: sie fahre zurück, sie versöhne Wate!

Die züngelnden Feuer der Halle blenden sie, der Lärm der Ihrigen ist ihr unerträglich. Mit plötzlichem Entschluß zieht sie Gudrun an dem offenen Tor vorüber und zu den Stufen, die zu den oberen Gemächern führen.

„Ich bin dir Genugtuung schuldig," lächelt sie mühsam, „du verlangst nach einem Bade, und nun will ich es dir von meinen Frauen richten lassen, wie du mir einst mit eigener Hand getan. Ich will selber deine Kammerfrau sein."

„Zu viel Ehre, Königin!" spottet Gudrun, „den Ofen heize, wer mag, aber im Bade helfe mir die, die mich in meinem Elend nicht verließ. Laß Hartmut rufen, und den Würger. Ich muß mich an den Mörder meines Vaters jetzt gewöhnen."

„An den Vater deines Gatten!" verbessert die Königin sanft; Gudrun lacht leise.

Sie sitzen in der Kemenate, derweil die edlen Frauen selber das Wasser tragen und die Brände schüren, voran mit holdem Eifer Ortrun, der dieser Vorgang mehr ist als ein tändelndes Spiel.

Hergart kommt und trägt kostbare Kleider herbei. Ihr kluger Kopf beugt sich zu der verratenen Herrin hernieder, und sie flüstert mit frohlockenden Augen:

„Zwei Jahre umsonst, Herrin! Nun bist du die Unsrige und darfst mir — ich vertraue deiner Gerechtigkeit! — keine Vorwürfe machen."

Gudrun blickt überrascht auf. Sie mißt die betrogene Törin, die kein Herz hat, das sie besser berät als ihre irrende Klugheit, mit belustigtem Blick.

„Darauf kannst du trauen!" entfährt es ihr; fröhlich und laut bricht ein Gelächter über ihre Lippen. Hergart verfärbt sich, die alte Königin wird bleicher als das Linnen, auf dem sie sitzt. Mit entsetztem Ausdruck betrachtet sie die, die zum ersten Mal nach so langen Monden aus dem Grunde ihres Herzens lacht, und ein Argwohn brennt wie Höllengift in ihren Adern. Sie atmet auf, als Ortrun kommt und mit demütig schelmischer Verneigung zum Bade ruft.

„Hergart," läßt sie sich herab, sich der stets Verachteten zu offenbaren, „wie dünkt dich diese Wandlung?"

„Unmöglich!“ entgegnet Hergart ohne Zögern, „wenn ich sie nicht mit Ohren hörte. Das Elend Hildburgs hat sie bezwungen.“

„Du siehst nichts Arges in der Zukunft?“

„Fürchte nichts! Gudrun ist eine Hausfrau und tut ihre Pflicht. Die Staatskunst ist nicht ihr Feld!“ spiegelt sich der eitle Kopf der Gräfin in seinem Scharfsinn. Aber die Königin zuckt gelangweilt die Achseln. Sie fühlt sich mißverstanden und hat plötzlich keine Neigung mehr, sich zu erklären. Aber sie fürchtet sich vor der Einsamkeit ihres Lagers und will noch ein Bild mitnehmen, an dem sie weiterbauen könne.

„Ob sie Herwig je vergessen kann?“

Geringschätzig wirft Hergart das Kinn empor.

„Was ist da zu vergessen? — Herrin, es ist ein alltäglicher Mensch, an den sie ihr Herz verloren hat. Die glänzenden Eigenschaften Hartmuts — —“

„Es ist gut!“ winkt die Königin schroff, „geh zur Ruhe.“

„An die sie ihr Herz verloren hat!“ lacht sie bitter hinter der Abtretenden drein, „was weißt du Eisige von einem verlorenen Herzen?“

Ortrun bettelt so lange, bis sie mit in das Bad darf.

„Aber nicht ins Wasser!“ verbietet Gudrun, „wir waschen und ertränken das Elend; es ginge dir an die zarte Haut.“

Es brennen keine Lichter in der Kammer, die von einem riesigen Feuer erwärmt und erhellt wird. Das dampfende Wasser bricht seltsame Farben aus dem Gestein des Beckens, als gaukle ein Himmelsbrand über die blauen Nordlandsfjorde. Die goldenen Haare der Frauen schwimmen auf der Oberfläche und mischen sich sprühend, ihre Leiber schimmern wunderlich weiß, mit dunkeln Armen und Beinen.

O die Seligkeit! Hegelingen und Normannen sind vergessen, nichts als das langentbehrte Gefühl des warmen Wassers hält sie umfangen. Restlos sind sie hingegeben, selbst der Hunger verliert seine Macht! Der verwirrende Tag taucht unter und löst sich in der reinen Flut; von tausend Bildern steigt eines kräftig und mit geläuterten Zügen wieder hervor.

„Heimat! meine Heimat!" zieht Gudrun die Summe ihrer Träume, wie es ihrer starken, in ihrem Volke wurzelnden Seele ziemt. Alles Verworrene wird schlicht und groß in dem einen Wort. Herbheit und Strenge weichen aus ihren Mienen, aus dem goldenblauen Grund lächelt das Antlitz einer milden Frau.

Ortrun vermerkt den Wandel mit geheimem Grauen. Sie kann nicht glauben, daß hier ein Trotz gebrochen und ein eisernes Herz zersprungen sei. Dies Angesicht könnte nicht festlicher sein, wenn die Hegelingen siegreich in der Burg lägen. Der ruhelose Blutstropfen aus Welschland

erhitzt ihre Seele und entzündet einen peinigenden Argwohn, der, nach einem Blick auf Hildburg, zu hellen Flammen wächst.

Hildburg erwacht aus ihrer Hingebung. In die unendliche Wonne der Dienstbefreitheit, der wohligen Wärme und Sauberkeit drängen sich schmerzhafte Schatten, und wie die innerlichen Glocken Gudruns nichts als Heimat klingen, schreit aus Hildburgs Herzen der Name des Geliebten; sein edles Haupt erscheint ihr wie unter Todesschleiern. Zitternd denkt sie an den Zorn ihres Vaters, der, im Blute watend und wie aus einer riesenhaften Vorzeit stammend, alles menschliche Maß überstürmt.

Ortrun erkennt den in den Zügen jener sich widerspiegelnden Streit, deutet ihn als den dem ihrigen verwandten; und in den wenigen Augenblicken des Schweigens bewegen sich Welten. Der arge Tropfen Bluts in ihr scheidet ihre Seele wie ein Schwertschlag: hier steht die Normannentochter mit harten Pflichten, dort die liebliche Anmut mit reuevollen Wünschen.

Da Gudrun den Blick aus ihrer Seligkeit hebt, gewahrt sie auf dem wahrhaftigen Antlitz jener den inneren Zwiespalt und erschrickt heftig, daß sie sich gehen und leichtsinnig ihr Geheimnis rauben ließ. Sie setzt sich aufrecht hin und verbirgt, indem sie sich von Gerlindens Kind das Haar mit duftenden Seifen waschen läßt, ein Erröten.

In der Schule der Normannen lernt man die grausame Lehre, im Kriege sei jede Arglist frei. Jählings ihrem besseren Geist den Weg versperrend sagt Gudrun:

„Du bist treu und verschwiegen, Ortrun; du hast, wie oft, unser Leid geteilt und wärest unter weniger strengen Händen als denen deiner Mutter eher in unserer Armut als am Herrentisch gesessen. Ich traue dir Freundin," wendet sie sich voll zu der Zitternden, Erbleichten, „und ich teile unser Glück mit dir. Geht dieser Tag zu Ende, so nehmen die Unsrigen die Burg und geben uns der Heimat wieder."

Stöhnend vergräbt Hildburg das Gesicht in ihre Hände; Ortrun, die jedes Wort der Geliebten und Bewunderten mit Dornen züchtigt, und die vor Scham nicht wagt, die Augen aufzuschlagen, haucht kaum vernehmlich:

„Warum tust du mir das an? Du traust, weil du mißtraust. Du sahest meinen Argwohn, zweifeltest an mir, und gedachtest mich fester zu binden. Hättest du mir meinen Zweifel gelassen! Wie soll ich diesen Tag überstehen?"

„In Ehren!" sagt Gudrun und übergießt mit einem Zuber eisigkalten Wassers ihre Brust, darin ein schuldiges Herz schlägt. Jede Hilfe verweigernd, springt sie aus dem Bade und trocknet sich ab. Mit einem wendet sie sich zu der Entgötterten und umschlingt sie weinend.

„Schicksal, Ortrun! — Du drängtest dich in das Ge-

mach, du erkanntest unser Glück, und es entfuhr mir. Teuflisch! ich will es nicht leugnen. Nun duldest du Reine die Strafe dieses befleckten Hofes, wie der Gekreuzigte die Sünden der Menschheit."

„Nein!" erwidert die Sanfte mit ungewohnter Festigkeit, „ich trage die Schuld meiner Sippe und dulde gerecht. Der bittere Tag wiegt eure zwei Jahre nicht auf und macht Horant nicht lebendig."

Sie zögert.

„Ihr entschuldigt mich jetzt, ich schicke euch das Mahl in die Kemenate, denn ich begreife, daß ihr allein sein müßt. Lebt wohl und —"

„— schlaft gut!" will sie sagen. Das Wort bleibt ihr im Halse stecken, zwei edle Perlen rollen über ihr Antlitz, gesättigt von den Flammen des Kamins. Sie enteilt auf flüchtigen Füßen.

Hildburg geht in das Nebenzimmer und holt die Gewande. Ihr Glück ist zerschlagen und zerstoben vor dem Mitleid mit den beiden Frauen. Wortlos kleidet sie die Herrin in das festliche Linnen, hängt ihr den seidenen Mantel über. Sie schieben das hohe Schutzblech vor die Flammen, sitzen nieder und trocknen ihr Haar. In der Kemenate bestellen Dienerinnen das Mahl, der dünne feine Klang der silbernen Geräte, der Glockenton der goldenen Becher dringt seltsam durch die halbgeöffnete Tür in die knisternde Stille.

„Komm!“ sagt Gudrun auffahrend. Die Flammen übergießen sie, die aus den Schatten tritt, und zeigen ein geläutertes Antlitz.

„Ich tat dennoch recht,“ entscheidet sie, „ich sehe auf Ortruns Scheitel schon die Krone meiner Mutter und — bei den Göttern! — dieser Reifen braucht ein starkes Haupt!“

„Denkst du so,“ stammelt Hildburg wiederum von dem tapferen Herzen besiegt; plötzlich stehen ihr die eigenen Wünsche vor der Seele und sie bebt. Sie schicken die Dienerinnen hinaus und setzen sich vor die überhäuften Schüsseln; keine kann beginnen. Der randgefüllte Tag steht wider sie auf und verwirrt sie mit seinen jagenden Ereignissen, die nahende Entscheidungsstunde sinkt wie eine blutige Wolke auf ihre Sinne. Der nagende Hunger ist vergessen, verdrängt, sie starren erbleichend auf das unberührte Mahl.

Entschlossen belädt Gudrun ihren Teller.

„Es muß sein,“ befiehlt sie Hildburg, „man belauert uns, Gerlind traut nie.“ Sie hebt den Becher: „Auf den Sieg!“

Da bricht der Kopf des Mädchens, das den gewaltigsten Helden Vater nennt, stöhnend auf die Tischplatte nieder und vergießt den Wein aus stürzendem Becher.

„Ihr erschlagt ihn,“ schluchzt sie. „Der Vater selber — er kennt kein Erbarmen in seinem Zorn!“

Gudrun sinkt in sich zusammen, von der übergroßen Not gebeugt.

„Das ist der letzte Schmerz," denkt sie verwirrten Gemüts, und in der Hilflosigkeit, hier zu trösten, erschüttert. Lautlos nimmt sie die Speisen, trägt sie in die Badekammer und wirft sie in die Glut. Sie fühlt die Müdigkeit des Dienstes in jeder Faser und überläßt sich ihr willenlos, kaum daß sie sich auf das Lager schleppt. Aber im Entkleiden überwindet die Sorge um Hildburg noch einmal ihre Schwäche, sie holt die Taumelnde, zieht sie in die Kissen und bettet sie an ihrem Herzen.

Am Lager der Erwachenden steht Gerlind; sie lauert seit einer Stunde. Bei den ruhig atmenden, von keinem Traum bewegten Zügen Gudruns will ihr Mißtrauen schwinden, aber das bei ihrem Anblick jäh erblassende Antlitz der Watetochter erregt sie aufs neue.

„Ich hole die Braut," ruft sie freundlich, „die Könige harren deiner schon mit Ungeduld."

Der Tag beginnt! Gudrun setzt sich aufrecht in die Kissen; der Schlaf flieht entsetzt von dannen. Ihr gelingt ein Lächeln:

„Sie haben an zwei Jahre gewartet, da verschlagen ein paar Tage nichts. Ich will mein Fest, Königin, ein betäubendes Fest. Alle Edlen deines Landes sollen uns feiern helfen."

Sie spricht es mit leichtem Munde, mit einem peinlichen Erstaunen über ihre vollendete, nie geübte Kunst der Heuchelei.

„Es ist die Pestluft der Normandie," beruhigt ihr Verstand, aber ihr Herz schreit auf: „Dein eigener Dämon! Wahre seine Fesseln!"

Sie duldet die helfende Hand der Quälerin, sie senkt züchtige Lider über die wechselnd beschämten und frohlockenden Augen.

Hildburg zieht sich schweigend an. Die Königin streift sie mit den Blicken und vergleicht die Demut mit der Unvergleichlichen:

„Diese zwingt sein Herz," sagt sie inwendig und genießt das Ebenmaß der Glieder, „sie erobert und befriedigt ihn; das Gedächtnis der Männer in Liebesdingen ist wie ein Sieb, und wir allein sind zur Dauer verdammt. Er wird sie lieben und das scheue Reh vergessen!"

Mit klopfenden Pulsen schreiten sie die Treppen hinunter und in die Halle; da sitzen die Könige in schimmernden Rüstungen. Umbraust vom Jubel der Ritter und Frauen geht Gudrun auf die Beiden zu, sie springen von den Sesseln und eilen ihr höflich entgegen. Sie neigen sich übermaßen in der gezierten welschen Zucht, aber die Anmut Hartmuts verliert sich nicht. Er heißt sie mit feingesetzten Worten willkommen, er dankt ihr, indes ein Blick mit unverhohlener Bewunderung an ihr

hangt und seine dunkle Stimme sie mit Wohllaut überschüttet.

„Was ich vermag," legt er die Schwurhand auf den Brustharnisch, „dich die trüben Jahre vergessen zu lassen, glaube mir, Herrin, es soll geschehen."

Der Würger lacht dröhnend und nickt mit dem trunkenen Haupt.

Hartmut entsinnt sich der Stunde, da ihm atemlose Knechte die Märe in den verschneiten Wald trugen, und gedenkt seines überfließenden Erbarmens mit dem zerbrochenen Königskind. Die vor ihm steht, sieht nicht aus, als brauche sie Erbarmen. Die Spuren der Mühe sind, als seien sie nie gewesen, von ihrer Stirn gewichen, nur die Hände weisen die unerbittliche Schrift der Arbeit und geben der königlichen Gestalt ein Ausschließliches, Unvergeßliches. Da er sie so freudig und allen Trotzes ledig schaut, schließt ihm die Überraschung den Mund, er vermißt sich in seinem kräftigen Mannestum, sie könne ihn lieben, und er gefällt sich unbedenklich für einen Wimperschlag in diesem Glauben.

„Du freust dich!" donnert die rostige Stimme Ludwigs an ihm vorbei, „die Freude kommt ein wenig spät, aber ich lebe noch und feiere sie rüstig mit! Willkommen, schöne Tochter!" Die Mordarme schlagen wie Adlerfittiche nach ihr, die sich errötend entwindet.

„Beim Fest, König," nickt Gudrun, „wenn ich es über-

haupt so bald vermag, dich zu umarmen. Du stehst bei mir in allzu großer Schuld."

„Abgetan!" brüllt der Würger voll berauschten Übermuts, „ich gebe dir den Sohn für den Vater! Du tauschest nicht schlecht!"

Stirnrunzelnd entzieht Hartmut die merkwürdig Ruhige der väterlichen Plumpheit und führt sie mit edlem Anstand auf den Hochsitz. Sie muß neben ihm sitzen, während Hildburg gesenkten Hauptes an den Platz der Frauen geht.

Es entzündet Gudrun, sie ruft mit lachenden Augen:

„Herr, diese verdiente ebenso an deiner Seite zu sitzen. Wir litten zusammen und wollen nun gemeinsame Freuden."

Der Würger spuckt eine Gemeinheit in den Saal und belacht seinen saftigen Witz. Gerlind und Hartmut streifen sich mit den Blicken, kühl und beherrscht die Königin, traurig und übermattet der Junge. Er geht erbleichend und ein Träumender durch die Reihen und holt Hildburg selbst an seine Seite. Es kocht in seinem Herzen, ihm scheint, die junge Frau begänne ihre Herrschaft nicht übel, indem sie die, die er liebt, schon vor der Hochzeit neben ihn setzt. Er sieht Hildburg nicht an, er gönnt ihr kein Wort über die Grenzen der Höflichkeit und macht sie trotz allem glücklich, daß sie bei ihm sitzen, den Hauch seines Mundes atmen, seinen Arm verstohlen berühren darf. Sie

sieht ihn als einen der finsteren Todesmacht Geweihten an und trinkt die rastlos rinnenden Stunden mit durstigen Zügen. Wenn die große Sanduhr knarrend gedreht wird und eine Stunde ihres armen Glücks dahingeschwunden ist, sucht sie zitternd der Herrin Blick und findet, so oft es geschieht, eine harmlos Plaudernde und die Zeit Vergessende. Da die Pferde der Boten, die des Reiches Edle laden sollen, über den Hof stampfen, umfängt sie eine Schwäche, mit blutlosen Lippen sinkt sie Hartmut in den Arm, und wiederum sprüht des alten Königs trunkener Geist und beschimpft ihre Seele.

Gudrun hält ihr einen Becher Weins an den Mund, ihre Hand zittert nicht.

„Du bist müde," sagt sie doppelsinnig zu der Wankenden, „gedulde dich, es dämmert schon. Die Nacht erlöst dich von dem Ungewohnten. Herr," wendet sie sich zu Hartmut, „uns liegt das Meeresrauschen noch in den Ohren, das Becherläuten haben wir schier vergessen. Hab Geduld mit uns."

Ihre Blicke schweifen zu den Frauen und begegnen dem müden Angesicht Ortruns, die jetzt von Grauen geschüttelt und unter nichtigen Vorwänden die Halle verläßt.

Die Feuer in den Kaminen lodern heller, der Tag ist erfüllt. Durch die Fensterbogen leuchtet ein tiefblauer entwölkter Himmel mit kühlen klaren Sternen, blendendweiß flutet das Mondlicht.

„Es ist Schlafenszeit, Herr," sagt Gudrun laut und rührt die erstarrte Hildburg über Hartmuts Schulter mit dem Finger an, „gib uns Urlaub."

Sie will aufstehn, aber ein wütender Hörnerschall wirft sie wieder in den Sessel. Gerlind sieht sie an, die nun, von ihrer unerhörten Kraft für einen Augenblick verlassen, furchtbar erbleicht und wie leblos an Hartmuts Seite lehnt. Die Königin krallt die Finger in das Tafeltuch und vergißt zu atmen, kreischend springt die Tür auf, mit beiden Flügeln zugleich, und der eiserne Lärm vom Hof stürzt in die Halle. Ein Gewappneter, barhäuptig und mit zerrütteten Haaren, will durch das Gedränge zum König. Es dauert ihm zu lange, er erspringt einen Stuhl und schreit mit gellender Stimme:

„Herr, der Strand ist voll von Schiffen!"



lle starren auf die Könige, der trunkene Würger wiegt sein Schwert unruhig in den Händen.

„Wozu der Lärm? Es sind Krämerschiffe!“ tut er den Vorfall ab und sinkt in seinen Rausch zurück. Hartmut rüttelt ihn voll Verachtung und schreit ihn an:

„Auf den Turm! Wir müssen das sehn!“

Da kreischt die Königin mit verzerrtem Gesicht und reckt die Hand gegen Gudrun:

„Seht jene! — Es sind die Hegelingen, und diese haben es gewußt.“

Und stürzende Tische. Die Waffen und Schilde fliegen donnernd von den Wänden, die Schreckensrufe der Frauen gellen schrill dazwischen. Die Königin, ihrer Sinne nicht mehr mächtig und in ihrer Wut ohne Maß, schlägt die Finger in das goldene Haar Gudruns und reißt ihren Kopf hernieder an den Boden. Klirrend springt Hartmut dazwischen und hebt Gudrun auf.

„Godofrid!“ schreit er den Grafen an, der wie ein Zuschauer ohne Achtung der Gefahr die Züge seines Weibes Hergart betrachtet, „du haftest mir für die Frauen! Sperre sie in ihre Kemenaten, schließe und bewahre den Schlüssel vor jedem außer mir!“

Sein Auge lodert auf die Mutter:

„Du rührst sie nicht an! Bei deinem Haupte!" Und stürmt durch die Halle auf den Wall.

Godofrid tut, wie ihm geboten, er trägt Hildburg mehr als er sie führt, Gudrun geht mit verschlossenem Gesicht neben ihm.

„Bei meinem Haupte!" stammelt die Königin tonlos und schlägt mit der umgekehrten Hand verzweiflungsvoll an ihre Stirn, „er verachtet mich, er verachtet sein Volk!"

Die Worte verflattern in dem Stimmenschwall wie Möwen über der Brandung. König Ludwig erwacht aus seinem Schlaf und sieht mit den blutunterlaufenen Augen umher. Das Gewirr ermuntert ihn, er tut eine fragende Gebärde.

„Feinde!" kreischt ihm die Königin ins Ohr, „kannst du noch ein Schwert heben?"

Der Trunkene lacht, daß die Stirnadern bläulich aus dem purpurflammenden Grunde treten und ihm das Wasser in die Augen schießt. Er ballt die Hand und läßt das riesige Bündel von Knochen und Sehnen vor dem verachtenden Gesicht Gerlindens schwanken, holt aus und zerschmettert mit gewaltigem Schlage den Eichentisch vor ihm; wie ein blutiger Regen stürzt der Wein auf die Trümmer, die Augen des Riesen sprühen Funkengarben, er reißt das Schwert vom Gehenke und rast:

„Wo ist der Feind? Wie heißt er?"

„Wate! Die Hegelingen!" schreit ihm die Königin frohlockend zu. Ihr wildes Herz entzündet sich an dem erwachten Mut des alten Löwen, sie faßt seine Hand, und sie stürmen durch den Saal wie Dämonen.

Auf dem Wall steht Hartmut und die Seinen. Er wendet sich zornig an den Würger und bekennt:

„Es sind die Hegelingen. Ich erkenne Wates Schiffe und den Drachen des Seeländers. Die Koggen müssen Sigfrids sein. Was soll ich lange zählen, sie sind es, alle Teufel sind los."

Dann sieht er die Mutter zwischen den Waffen, der Haß zerfleischt ihn, er schreit sie heiser an:

„In die Kemenate, Frau, hier tun Männer not. Kocht Blei und siedet Öl wie die wackern Weiber zu Matelane!"

Er raunt dem Vater ins Ohr:

„Wir fallen aus, wir morden am Strande, was uns vors Schwert läuft, solange die Scharen dort nicht geordnet sind. Nur schnell hier, da laufen die letzten Koggen schon an Strand und — verflucht will ich sein, wenn das nicht Hettels Banner ist! Die junge Brut ist reif geworden."

„Was? Ihr wollt vors Tor?" ruft die Königin zitternd vor Furcht, „ihr wollt diesen Wate — — keiner erstürmt diese Mauern, wir haben Speise und Trank die Fülle! Sendet Boten! In dreien Tagen wogt hier das Heer meines Vaters und fegt die friesischen Tölpel in die Flut."

„Zum Henker, Weib, wimmere in deiner Küche weiter!" brüllt der ernüchterte Ludwig und stößt Gerlind die Treppe hinab, „wir fallen aus, Sohn Hartmut, wir zerschlagen deinem Täubchen den Freier, daß er das Wiederholen vergißt. Hinunter!"

Die goldenen Panzer fliegen von den Brüsten, die seidenen Mäntel werden in den Schnee getreten. Als Hartmut die eisernen Schienen mit eiligen Händen festbindet, sieht er sein Haupt vom Mond fast taghell erleuchtet im blanken Schilde seines Knappen, und wilde, aber frohlockende Augen. Es durchwühlt ihn, der Zwiespalt seines Wesens löst sich, befreit vom blutigen Kampf, und das Angesicht, das durch seine Gedanken huscht, zeigt Hildburgs geliebte Züge. Der Tod steht vor den Toren, jetzt darf er lieben, wen er will. Reich und Krone haben ihr Recht verloren, nichts bedrängt seine Menschlichkeit als der Panzer um seine Brust.

Die Wachen auf den Wällen schreien in abgerissenen Worten die Vorgänge am Strande aus, blendend liegt die Nacht über dem Schnee, die Helmzier der Gewappneten, die dünnen Seile an den Schiffen, die Flicken auf den Segeln sind zu erkennen. Plötzlich donnert es durch die klare Nacht, als stürzten eiserne Sterne aufeinander. Die Krieger im Hofe sehen in schreckensbleiche Gesichter, niemand braucht zu melden, was da geschieht, sie wissen und jedes Herz erzittert: das ist Wates Horn, und zum andern

erschallt es noch einmal mit brandendem Schall, als höbe sich das Meer ringsum und alle Wogen rollten dumpf über der Burg zusammen. Und tiefe Stille.

Da hinein flattert aus den Lüften ein silbernes Gelächter, alle Köpfe starren auf die Erkerbrüstung der Kemenate. Lichtübergossen steht die Hetteltochter und winkt mit wehendem Schleier, neben ihr Hildburg, bleich und marmorn.

Den Würger packt eine grause Wut, der Mord flackert in seinen Augen, er reißt den Schild hoch und stürzt vor das Tor, unachtsam, wer ihm folge. Hartmut gibt Godofrid die Burg in seine Hut und läßt ihm hundert Mannen zurück. Mitten im Jagen durchzuckt ihn ein schmerzliches Bild.

„Gib den Schlüssel, Godofrid," keucht er finster. Der Graf nestelt ihn vom Gurt und reicht ihn spöttisch grinsend; Gerlind, die es ansehen muß, duckt sich wie ein Raubtier zum Sprunge.

Nun rasseln die Gatter hinter den letzten zu, die Riegel werden vorgestoßen und auf den Wällen alles bereitet, die Sturmgäste würdig zu empfangen. Die Königin und ihre Frauen eilen auf den Söller und starren in den Kampf, der sich rasch in lärmenden Rotten über den Strand und bis unter den Mauern erstreckt. Den Gefangenen entgeht kein Schwertschlag.

Plötzlich stöhnt Hildburg jammervoll auf und deutet auf

zwei Recken, die sich von den Rotten sondern. Es sind Ortwin und Hartmut.

„Ortwin,“ stammelt Hildburg, „er blutet, er fällt! Schwester, Schwester, wie endet dieser Tag!“

„Er lebt,“ sagt Gudrun beherrscht, „und wäre er tot, ich könnte es nicht hindern. Hier werden manche unserer Freunde bleiben.“

Ortwin steht, seine Mannen drängen sich zwischen ihn und den Normannen.

Hartmuts Schwert badet in Blut. Zornig stürmt Irolt wider ihn, entflammt vom Tode Horants. Aber Hartmut bleibt unbesiegt, er schlägt dem Hegelingen eine Schramme durch den Helm, daß sich das Blut in Bächen über die Panzerringe ergießt und Irolt aus dem Streit springt.

„Ein Tapferer!“ anerkennt Gudrun den Feind, „ich gönne ihn Herwig.“

„Grausame!“ schilt Wates Kind.

Indessen sieht Herwig den Würger mit dem Schwert wie ein Schnitter im Ährenfeld durch seine Seeländer gehen, und die ungesättigte Rache reißt ihn zu jenem. Er durchschlägt die Meute, die ihn umtobt, und ereilt den grauenhaften Greisen.

„Nun zahle Hettels Tod!“ knirscht er zwischen den Zähnen, „nun zahle den Frauenraub und den Jammer, den du getan!“

„Wer bist du?“ keucht der Alte zwischen den Schlägen

höhnisch, „was, Knabe, willst du schon im Höllenlicht? Nimm den und das!" Und schlägt den Seeländer mit unvergleichlicher Fechterkunst zu Boden.

Gudrun taumelt an die Mauer und hangt an jeder Bewegung, die Ludwig tut. Der Greis holt schon zum Todesstreich aus, da reißen seeländische Mannen ihren König unter ihm fort und werfen sich vor das Henkersschwert des Würgers. Herwig erhebt sich taumelnd und tief beschämt. Er hat Gudrun erspäht und gedachte daran, vor ihren Augen als Held zu erscheinen; nun kommt er als Besiegter, in der Kraft der Jahre von einem sehr alten Manne zu Boden Geschlagener. Der Zorn tut Wunder an seinen Kräften, er haut noch einmal eine Gasse zu dem Normannen, der seinen rohen Spott mit ihm hat. Aber diesmal vergeht dem Würger das Reden zwischen dem Streit, er hat einen Arm gefunden, der dem seinigen an Hünenkraft nicht nachsteht; er blutet schon aus mancher Wunde und fühlt sich ermatten.

Gerlind sieht von der Zinne neugierig auf den Streit des Gatten; so lange Wate nicht an ihn gerät, glaubt sie fest, müsse er siegen. Sie läßt sich von Hergart Herwigs Namen sagen und lacht höhnisch:

„Der gehörte eigentlich vor Hartmuts Schwert, aber nun ist es zu spät."

„Noch nicht, Königin!" sagt Hergart kalt, „Ludwig ist tot."

Mit glasigen Augen sieht die Königin den Seeländer mit der Linken in das Haar des enthelmten Greises greifen, und ein blitzender Schwertschlag trennt Ludwigs Haupt vom Rumpf. Große dunkle Flecken springen auf den Schnee.

„Die Rache!" tönt es laut und schneidend von dem Erker Gudruns.

Der Ruf entfesselt alle Dämonen, die Gerlind je besaßen. „Godofrid," sagt sie heiser zu dem Grafen, „töte diese Teufelin; wir müssen alle sterben!"

„Hole mir den Schlüssel," lacht der Graf, aber die Königin sieht ihn dräuend an:

„Mich betrügst du nicht, du hast ihn am Gurt und gabst Hartmut einen anderen. Du verdammtest Gudrun schon zum Tode, weil es diese wollte," weist sie auf die erblaßte Hergart, „nun geh und erfülle!"

Der Graf zögert und tut einen Blick auf das Schlachtfeld. Da erhellen sich seine Mienen plötzlich mit einem teuflischen Licht, er neigt sich vor Gerlind und verabschiedet sich:

„Jetzt, Herrin, ist es wahrlich Zeit! Sieh dort!"

Die Königin starrt in die Schlacht und schreit mit markerschütternder Stimme auf: Hartmut liegt mit einem riesigen Greise mit ellenbreitem Bart und Flammenaugen im Streit, dicht unter ihnen, am Ausfalltor der Burg. Der Riese ist Wate.

Da Hartmut der Tod des Vaters berichtet wird, springt er aus dem Kampf und überblickt den Stand der Schlacht. Die heiße Stirn wird ihm kalt vor Schrecken, die Normannen liegen zu Bergen getürmt von einem entsetzlichen Paar, einem Alten mit wehendem Bart und einem jungen baumlangen Menschen mit gekröntem Helm. Er erkennt Wate und den Moorländer, das Schwert Hettels zittert in seinen Händen. Es ist keine andere Rettung, als in die Burg zu entrinnen, und er weiß besser als die Mutter, in welcher Kürze die friesischen Wildlinge solche Mauern erstürmen. Die Normannen verderben an der Überzahl. Er wirft den zerhauenen Schild fort und ergreift den noch unzersplitterten eines Toten. Plötzlich streift er das Wappentier mit den Augen und starrt erschrocken auf die Leiche: es ist Graf Gerwin, vom Scheitel bis zum Kinn von einem Schlage zerspalten.

„Wate?“ murmelt er dumpf vor sich hin und wischt den eisigen Schweiß aus seiner Stirn. Er ermannt sich, und den Schild des Grafen hochhaltend stürzt er in den Kampf zurück. Er sammelt seine Mannen, so weit seine Stimme klingt, und weicht an das Burgtor.

Da steht einer mit schnelleren Füßen und hemmt, die Pfeile und Speere mit grausigem Lachen von sich schüttelnd, die Flucht hinter die Wälle.

„Nun mögen mir die Götter helfen,“ denkt Hartmut verzweifelt, „so lange der Entsetzliche dasteht, kommt keiner

der unsrigen in die Burg. Ich muß ihn von der Pforte drängen oder fallen." Und läuft Wate an.

„Ei, Hartmut," lacht der Gewaltige, „nun werden dir zwei gute Jahre vergolten! Deine Sippe bekommt das Aussterben."

Sie fechten wortlos und erbittert. Wate findet keinen geringen Gegner und kann es nicht hindern, daß sich Normannen an ihm vorbei in das Tor drängen. Keuchend ruft er Frute, der zunächst steht, zu, er möge die Tür halten. Es geschieht, und Wate dringt mit rasender Gewalt auf den König ein.

Hartmut hört den Schrei der Mutter, und plötzlich fällt ihm alle Liebe ein, die sie für ihn hat; das Blut seiner Sippe beginnt zu schäumen, Hettels Schwert saust auf den Alten nieder, wie ein Hammer auf den Ambos.

Da schreit eine Stimme, die er kennt, aus der Burg; Gudrun schreit laut und zornig auf:

„Mörder! Feiger Mörder!"

Weiß vor Zorn springt Hartmut hinter sich und gewahrt auf dem Erker Godofrid. Der Graf hält Gudrun bei den Flechten, mit der andern dolchbewehrten Hand stößt er Hildburg von sich.

„Du Hund!" brüllt Hartmut auf, reißt den Streithammer vom Gurt und schießt ihn mit seiner wilden Kraft empor. Er trifft den Buben am Halse und bricht ihn nieder.

„Nimm sein Schwert, Gudrun!“ ruft er heiser. Wate starrt ihn mit glühenden Augen an.

„Schild hoch!“ sprüht es durch den Eisbart, „das war wacker! Auch die Hölle sieht lieber Helden als Mietlinge!“ Und ein Feuerschein brennt freudig über seine Narben.

Durch die geöffnete Tür eilt Ortrun auf den Erker und fleht mit gerungenen Händen Gudrun um das Leben ihres Bruders an.

„Erbarmen, Schwester! Mir sind Freunde und Vater erschlagen, draußen steht Hartmut vor dem schrecklichen Wate.“

„Du brauchst nicht zu bitten,“ sagt Gudrun mit hellen Augen, „ich bin dir etwas schuldig, Ortrun.“

Sie späht in das Gewühl und ruft mit lauter Stimme Herwig an:

„Scheide Wate von Hartmut; er soll leben!“

„Leicht gesagt!“ schreit der Seeländer spottend zurück, „scheide du den Teufel von seinem Raube!“ Aber er bricht sich zu den Streitenden Bahn und ruft Wate an, die Frauen bäten um Hartmut, und schreit durch das klirrende Eisen, von den Normannen seien keine hundert mehr am Leben.

Wate schüttelt den Kopf, daß der blutbedeckte Bart zittert.

„Soll ich Frauenreden folgen!“ brüllt er zwischen den Hieben, „wo hast du deinen Verstand, Herr? Die Brut soll sterben und verderben für ihre Frevel!“

Da springt Herwig entschlossen zwischen die blitzenden Schwerter, eben zur Stunde, denn Hartmut sinkt schon blutgeschwächt in die Knie. Rasend ficht der alte Wate mit Herwig weiter, als habe er nur einen Feind gewechselt, und trifft ihn derart auf den Helm, daß der Seeländer in den Schnee sinkt.

„Da hast du Narr den Streit mit mir! Du wünschtest ihn einmal so sehnlich herbei,“ brüllt er den Bestürzten an und wendet sich unwillig an das Tor. Hartmut wird in Fesseln gelegt.

Durch das erstürmte Tor stampft Wate mit den Seinen, sie morden und plündern grauenhaft. Bebend steigt Gerlind von dem Söller hernieder und tastet sich in Gudruns Kemenate. Ihr frecher Mut verläßt sie schier, aber die Rachsucht reißt sie hoch bis zuletzt. Heulend stürzen ihr die Frauen nach, in dem Glauben, sie wolle bei Gudrun Schutz suchen. Sunnihild stürzt ohnmächtig vor die Füße der einstigen Herrin, Hergart steht abseits dem Schwarm. Sie beugt sich nieder und entwindet der starren Hand ihres Gatten den Dolch.

Als Gerlind das nackte Schwert in Gudruns Händen sieht, ergrimmt sie maßlos und greift in ihren Busen. Da

bricht das Geschrei der Mägde in die Kemenate, Rauch qualmt über die Treppe. Flüche, fallende Leiber, dröhnend ein Schritt. Die Königin reißt das Messer aus den Falten des Gewandes und ergreift die lauschende Gudrun jählings beim Arm. Der Wahnsinn lodert in ihren Augen.

„Stirb, Dirne!" schreit sie und ringt mit ihr. Da packt eine Riesenfaust ihren Gürtel, hebt sie vom Boden und zerschmettert sie an der Steinwand. Wate steht wie ein Turm. Flammen schlagen durch die geöffnete Tür hinter ihm drein, und seine Panzerringe leuchten purpurn vom Blute auf. Der weiße Bart stiebt ihm armbreit vom Kinn, rotbetaut; die glühenden Augen starren auf die zitternden Frauen.

„Wer ist hier von Hegelingenland?" brüllt er.

„Ich! Ohm Wate," springt ihm Gudrun, das Grauen überwindend, an den Hals.

„Ich, Vater," haucht eine sanfte Stimme, und weiche Lippen zittern auf seiner besudelten Hand.

„Ich!" ruft die Frutetochter spöttisch und blickt aus der Reihe der knienden, vor Entsetzen über die wilde Erscheinung sprachlosen Frauen, kalt auf den Gewalttätigen.

„Du?" sagt Wate heiser und tritt mit nacktem Schwert auf sie zu, Mord in den Augen.

„Du erreichst mich nicht!" höhnt Hergart mit bleichem Munde, „grüß mir den Vater!" Und sinkt zu Boden, den Dolch Godofrids mitten im Herzen.

„Kommt!" sagt Wate rauh und nimmt die beiden Frauen auf seine Arme, „die andern müssen verderben!"

Hastig befreit sich Gudrun und ergreift die Hand Ortruns.

„Diese nicht! Sie hat uns nichts als Liebes erwiesen. Sie hat unser Leid geteilt und uns vor dem Schlimmsten behütet. Schone ihrer!"

Ortrun befreit ihre Hand und blickt ruhig auf Gudrun.

„Mein Platz ist hier, bei den Meinen, Herrin. Geht und seid glücklich!"

„Bist du von dieser Art?" schreit Wate verwundert, „dann gehörst du zu uns!"

Er umschlingt sie, und die drei Frauen auf den Armen stürmt er, verfolgt vom Jammergeheul der Zurückbleibenden, durch die Flammen in den Hof.

un halten sich wieder in den Armen, die die Treue bestanden. Sie sagen nicht viel, denn nach solchem Tagewerk scheuen die Herzen sich zu öffnen.

„Wie geht es Mutter?“ fragt Gudrun und nennt zum ersten Male auf dem durch Blut und Flammen entsühnten Boden den heiligen Namen; Ortwin erzählt. Die Jahre der Trennung werden lebendig und füllen sich mit Liebe und Sorge. Die Königin erscheint als eine Übergroße, mit gerecktem Arm über das Meer deutend und ihr Volk zur Rache entflammend.

„Du kommst in ein armes Land,“ scherzt Ortwin, „die Mutter kannte nur noch Schwerter, Schilde und Brünnen. Wir haben kaum noch das nötigste Vieh auf den Weiden, und in ganz Friesland ist keine Spange Goldes mehr zu finden. Alle gaben, es war e i n Opfern!“

Sie sitzen unter der hochgestirnten Nacht, riesenhaft wälzt sich der Brand der Burg über den Himmel, die Todesschreie sind verstummt. Keine achtzig Normannen leben; sie liegen müde, gefesselt, nicht einer ohne Wunde, in einem Winkel des Hofes. Die grimme Kälte weicht vor der Glut, der kühle Wein löscht die Flammen der Seele und rafft die Geister für eine kurze Stunde wieder auf. Immer

noch wagen sich die Knechte in die Hölle, heben die letzten Schätze hervor und tragen sie in die Schiffe.

Die Könige und ihre Herren verbergen vor den Frauen ihre Müdigkeit, aber schließlich tritt einer nach dem andern aus dem Kreis und sucht sein Lager. Bald hört man nichts mehr als das sterbende Schloß mit seinen stürzenden Quadern.

Wie aus Träumen starrt Gudrun auf, da Ortwin längst verstummte, und die Gegenwart fordert ihr Recht. Sie sieht die müden, zerschlagenen Männer, die den Hof bedecken, sie hört das Gestöhn der Verwundeten, die Flüche der Gefangenen. Wate taumelt mit irren Blicken vorüber, starrt entsetzt in die Lohe, die Riesenfäuste an die Brust gekrampft. Niemand klagt ihn der hingemordeten Frauen und Kinder an, aber selbst Frute ist vor ihm zurückgewichen.

„Alles um mich!" denkt Gudrun in großer Traurigkeit.

„Wo habt ihr Hartmut?" fragt sie leise; zwei blasse Angesichter starren sie an: rette ihn!

Wates Hände sinken von der Brust, er grollt, noch von seinem grausigen Wahn umfangen:

„In Stricken! Wir schleppen ihn nach Hegelingenland und morden ihn, wie er Horant mordete."

Schluchzend sinkt Ortrun mit der Stirn in den Schnee. Ortwin hebt sie sanft auf und legt ihren süßen Kopf an seine Schulter. Zitternd vor Lust und Weh streicht er über

ihr Haar. Hildburg wendet dem Vater ein erlöschendes Antlitz zu, bewegt bebend die Lippen.

„Bedenkt," schlägt Gudrun nach einem Schweigen die reinen Himmelsaugen zu dem Unerbittlichen auf, „zwei Jahre war ich in seiner Hand; er hat mir nichts zur Schande angetan."

„Wie?" braust die Zornstimme durch die Nacht, klirrend fahren die Schläfer empor, „willst du aus Pflichten Tugenden machen?"

Da gesteht Herwig, mit einem feinen Erröten die Augen von der wundervollen Frau lassend:

„Er hat dennoch tüchtig gehandelt, Wate. Es gibt Pflichten, die über Menschenmaß gehen, und du würdest mich verstehen, wärest du jung."

„Kennst du das?" hohnlacht der Greis und holt unterm Mantel ein bloßes Schwert hervor.

„Des Vaters!" stammelt Ortwin erbleichend, „wo fandest du es, Ohm?"

„In meinem Schädel," schnaubt Wate, reißt den Helm vom Haupt und zeigt die Scharte, „die Normannentugend führte es in Händen."

Sie schweigen still, von der Erinnerung an Hettel überwältigt, und der alte Mann reckt sich riesenhaft empor.

„Er hat des Vaters Schwert verdient," sagt Gudrun ernst, „er entriß es der Knechtsbeute und warf sein eigenes dafür hin; vor den Augen des Würgers und der Teufelin,

die mich beschimpften. Seid gerecht! Ohne ihn wäre ich nicht mehr, vor dem Schwerte Wates stehend erlöste er mich aus Mörderhänden."

„Ohne ihn?" höhnt Wate zornig über die verkürzte Rache, „ohne ihn lebte Hettel! Lebten Horant und die Vielen, die auf dem Wülpensande verdarben! Ihr entreißt ihn mir nicht!"

Er stößt das Schwert in den Schnee und stampft mit dröhnenden Schritten auf die Burg zu, in den Winkel, wo die Fässer stehen, setzt sich hin und trinkt wie ein Verdurstender.

Die Zurückgebliebenen hängen schweigend ihren Gedanken nach und schauen einander nicht an. Die unendliche Not der endlich Befreiten steht vor den Augen der Männer, sie können Wate nicht zürnen. Als wüßte sie seine Gedanken, stammelt Herwig zu Gudrun gewandt:

„Wie hast du es nur ertragen?"

Sie hält ihm ein lauteres Antlitz entgegen und antwortet:

„Ich wußte, du glaubtest an mich; wie konnte ich da anders?"

Sie sucht die Hand der Getreuen und will ihr den Kranz geben, aber Hildburg erhebt sich von einer inneren Kraft bewegt. Eine große Milde verklärt ihre Züge, die eben noch verschattet trauerten; sie entweicht den Freunden und geht mit unhörbaren Schritten in die

Dunkelheit der Gefangenen. Aller Augen sehen ihr nach. Ortrun macht eine Gebärde, als wolle sie mit ihr eilen und teilen.

„Laß sie," sagt Gudrun festlich, „sie führen Götter!"

„Ihr Glücklichen!" seufzt die Elende, „was wollt ihr mit meinem Leide?" Sie weint still vor sich hin.

„Ortrun," legt der junge Hegelingenkönig den Arm um die rührende Gestalt und trotzt, die Rechte am Schwertknauf: „Dem Bruder meines Weibes geschieht nichts zuleide!"

Bestürzt, entsetzt, will sie aus seinem Arm entfliehen; Ortwin hält und schließt sie an seine Brust, ihr süßer Mund hangt wie eine Rose im Schnee unter dem seinen, und er küßt sie in verwirrter Glut.

„Nun laß sie mir," flüstert Gudrun mütterlich lächelnd, „ihr Tag ist überfüllt."

Ortrun wühlt ihren Kopf in den Schoß der Freundin, ihre Seele sinkt durch grauenvolle Abgründe in einen seligen Schlaf.

„Bruder," sagt Herwig leise, „das war klug und tapfer. Ich gönne euch einander und vermesse mich, Wate zu bestehen."

„Laßt mir Wate!" erwidert Gudrun mit wissendem Munde, „er findet sich wieder. Er braucht seine Zeit, aus seinem Übermaß zu steigen und die Larve von seinem gütigen Herzen zu lösen. Ich kenne ihn."

Da die Sterne bleichen, finden sie den Schlaf, und niemand wacht, als die stummen Zecher bei den Fässern: Wate, Frute und Sigfrid. Die Gluthölle wirft ihre Riesenschatten über den Hof und taucht ihre Gesichter in eine wilde Farbe. Langsam kommt Wate zu sich und fühlt die Erde unter seinen Füßen. Er empfindet in seinem abgelösten Dasein verworren die Seltsamkeit Frutes, der, maßvoll bis in sein Alter, nun einen Becher nach dem andern leert, als überschwemme und ertränke er Flammen. Wate sieht ihn verständnislos an, die kühlen, grauen Augen bewegen sein Herz wie eine Erinnerung. Plötzlich fällt es ihm wie Schuppen, der Becher sinkt ihm aus der Hand.

„Frute," stammelt der Riese mit bittenden Augen, „sie starb unserer Sippe würdig!"

„Was gehen mich die Normannenweiber an!" mahlen die dünnen Lippen, „von meiner Sippe war keine dabei." Und keine Regung in dem dürren Totenschädel.

Wate bückt sich verlegen nach seinem Becher, will ihn füllen.

„Komm her!" ruft der Moorländer aus der Dunkelheit, „ich habe ihn."

Die breite Stimme ist eine Erlösung, wie unverständlich auch die Worte sind. Wate kriecht zwischen den Fässern entlang und findet Sigfrid, der ihm wortlos den Kelch aus einem Heber füllt, ein königlicher Kellermeister.

„Da ist er," wiederholt er dunkel, „ich kann nun fahren."

Wate kostet und lobt überrascht; ein Wundertrank, von den Bergen des Rheins an diese Küste verschlagen.

„Was soll das?" verwundert er sich, und sein Schmerz versinkt in dieser Nüchternheit.

„Herr," sagt der Moorländer ehrlich, „ich mag das junge, verliebte Blut nicht ansehen, ohne meiner Einsamkeit zu denken. Ich fahre noch vor Morgengrauen und bringe den Sieg vor Herwigs Schwester, Frau Herlind. Mein Schiff ist schon gerüstet, führe du die andern Koggen gegen Matelane. Dahin will ich auch kommen, und gar zu zweit."

Er verzieht den Mund zu einem bäuerlichen Grinsen und legt Hand an seinen perlenden Raub.

„Ich helf es dir zum Strande," bietet Wate lachend an, klirrend zerspringt der Eisenreif von seinem Herzen. Aber der Moorländer hebt die schwere Last mühelos auf seine Achseln und entschreitet mit freudigen Augen.

„Wie wohnt hier Glück und Unheil beieinander!" erstaunt der Greis in seinem kindlichen Gemüt. Er leert still den Becher und setzt ihn nieder, des Trankes müde. Über den Hof spähend gewahrt er Frutes wunderlichen Schatten, er taumelt, er sinkt in sich selbst zusammen. Wate läuft eiligst hervor und sieht den grauen Freund besinnungslos am Boden liegend, vom Wein endlich übermocht. Knisternd sprühen die Flammen aus der Riesenburg der

Normannen und lecken in der Dämmerung; die Sterne sind dahin.

Mit einem Mal denkt der Erwachte an sein Kind, und alles versinkt hinter ihm. Aus der eisigen, von Brand und Mord durchschwelten Nacht bricht der süße Lenz mit seinen blühenden Gärten. Das Herz schlägt ihm laut an den zerschroteten Panzer. Er denkt an alles, was sie erduldet, er will ihr alles vergelten, tausendfach, in der süßen Heimat. Sie liebt die Blumen so sehr, er will sie mit Blumenbergen überschütten. Sie liebt das Spiel auf der Laute und den Gesang — er will ihr Skalden kommen lassen und was sie will. Er ist alt und will sein Glück, sein Glück ist das ihrige. Lächelnd gedenkt er seiner leeren Truhen, den Ehering von seinem Finger hat er hingegeben. Das zahlen nun die Normannen doppelt zurück. Wie war sie treu! Wie lebte sein Blut in ihr!

„Ich bin ein Wüterich," gesteht er sich zerknirscht, „aber treu bin ich immer gewesen, dreien Königen meines Geschlechts." Vorsichtig geht er durch die Reihen der Schläfer, einen Blick noch will er auf das sanfte, geliebte Haupt tun, er kann es sich nicht versagen. Er späht mit leuchtenden Augen, endlich findet er Gudrun und Ortrun engumschlungen auf den Teppichen. Hildburg sieht er nicht.

Er atmet schwer. Gestalten stürmen in wilder Flucht durch seine Erinnerung, jagende Bilder zeigen ihm das entsetzte Antlitz seines Kindes.

„Sie ist traurig, mein zartes Täubchen," klagt er müde vor sich hin, „was mag sie haben? Was fürchtet sie sich vor dem Vater?"

Er geht, ein Gebeugter, den Blick am Boden. Eine Flamme zischt vor ihm auf, fest und grade wächst sie aus dem Schnee; es ist Hettels Schwert. Er stützt sich darauf, alt und müde wie er ist, und die Last des Riesenleibes drückt die Klinge tief in die Erde. Stöhnend reißt er sie hoch, schwankt wie ein Trunkener, hingezogen an die jenseitige Mauer, wo Hartmut liegt.

Und findet ihn, scharf an Händen und Füßen gebunden, mit ruhig atmender Brust, das blutige, edle Haupt im Schoß seines Kindes. Er steht aus Stein gehauen, die nackte Klinge von sich gestreckt: da sind die Augen Hildburgs von Entsetzen geweitet. Die lodernden Brände tauchen ihn in Glut, die Blutflecken springen rot aus dem breiten, zerwühlten Silberbart.

„Ich bin ihr ein Schrecken," denkt er und macht sich unwillkürlich kleiner. Zum ersten Mal in seinem Leben überschleicht ihn das Gefühl völliger Hilflosigkeit. Er will irgend etwas tun, das sie erfreue. Er tastet mit dem Schwert nach Hartmuts Leib und sieht ihren Mund starr geöffnet, als schreie sie; aber kein Laut dringt aus ihrer Kehle. Er lächelt knabenhaft, durchschneidet die Fesseln vorsichtig.

Er sammelt seine Gedanken. Was wollte er doch hier?

— Sein Kind sehn? — Er sieht es. Der blonde Kopf liegt auf der Brust des totmatten Feindes, sie schluchzt fassungslos. Wate kann es nicht ertragen, er taumelt, als gehörten ihm seine Füße nicht mehr, es dunkelt ihm vor den Augen. Lautlos legt er das Schwert seines toten Königs neben den Normannen und wankt hinweg.

Er geht durch das Tor, er geht, Schritt vor Schritt, über den knirschenden Schnee an den Strand. Der Morgen dämmert, donnernd stürzt die Flut auf das Ufereis und zerschmettert es. Ihm ist, er verbrenne. Er nimmt den Helm ab, den Harnisch. Er löst die Schienen, zieht die Schuhe ab, das Letzte.

Nun steht er nackend.

Wie das kühlt! Wie das jung macht! Er läuft wie ein Jüngling über den Schnee, über das brechende Eis. Jetzt steht er in den Wogen, watet, rudert. Sie rollen an, unaufhörlich, unaufhörlich, und jede Welle leuchtet stärker. Und nun flammt und sprüht es an seine riesige Brust, als schäume Glut um einen Felsen, funkelnd rinnen tausend Demanten von seinen andächtig erhobenen Armen nieder: überflutet vom ersten Sonnenlicht steht der alte Mann, die strahlenden Augen zur Heimat gewandt.

Leser,

Freund oder Freundin, du bist einen langen Weg mit mir gewandert und kennst mich nun ein wenig. Ich habe einen Menschen lieb und möchte, auch du gewännest ihn gern. Ich habe ihn nie gesehen, er weilt nicht mehr unter den Lebenden, aber seine Seele ist mir vertraut. Der Name Timm Kröger tönt nicht im wirren Lärm des Tages, ich selbst fand mich erst zu seinen Werken, als ich das Beste der deutschen Dichtung zu kennen wähnte. Wie hab ich mich geschämt! Für mich und mein Volk, das seine Gunst jeder seichten, kleinen Tagesgröße schenkt, das den größten Erzähler seiner Zeit kaum beachtet sterben ließ. Wer ein offenes Herz hat und die köstlich reine Luft Krögerscher Dichtung atmet, dem erschließt sich eine neue Welt, der spürt an sich selbst eine Wandlung zu einem höheren Sein. Magst du Meister Gottfried gern? Oder Storm? Oder C. F. Meyer? Dann greife getrost auch zu Timm Kröger: die erlesene Süße und Reinheit, welche die Schöpfungen jener auszeichnet, wird dir aus den Werken dieses Mannes wieder entgegenduften. Es kümmert mich nicht, wenn ich den Anschein erwecke, meinem Verleger das Wort zu führen. Alfred Janssen (jetzt Georg Westermann) in Hamburg hat das Gesamtwerk Timm Krögers in sechs schönen, billigen Bänden vereinigt, jeder Band ist einzeln käuflich. So kannst du leicht im Besitz einer Köstlichkeit sein, die dir das Herz für immer wärmen wird. Die ersten drei Bände enthalten kleinere Erzählungen, durchsonnt von einem wundervollen Lächeln, durchtränkt von einem lebenstapferen Ernst. In Band vier bis sechs stehen die größeren

Erzählungen Krögers, gekrönt von der Geschichte des Danie Dark, einer der besten und tiefsten Dichtungen überhaupt.

Seine Welt scheint nicht groß, seine Menschen scheinen nicht bedeutend; aber hohe Dichtung spannt über den kleinsten Winkel den Himmel mit allen Sternen wie über die weite Erde, hohe Dichtung macht den erbärmlichsten Krähwinkler zum Weltbürger. Die holsteinische Scholle, auf der Krögers Gestalten wachsen, dehnt sich unter seiner Kunst zur Unendlichkeit der ewigen Heimat aller Seelen, seine Heimatkunst schafft aus dem engen Dorfe das grenzenlose letzte Vaterland der Geister, sein Herz strömt über von jener Liebe, die von der höchsten, göttlichen Gerechtigkeit geboren wird. Diese Gerechtigkeit gibt ihm den Kranz, der ihm bis in sein hohes Alter von der großen Menge versagt ward; diese von einem tiefsten Verstehen verklärte Güte, mit der er seine Sünder und Verirrten auf ihren dunklen Pfaden begleitet und ihnen immer wieder den Weg zurück in eine bessere Welt offen läßt — diese Güte ist edelstes Menschentum.

Freund, Freundin — von dem ich spreche, war einer, der dir seine besten Kräfte opferte, indem er sie deinem Volke gab. Nimm ihn zur Hand und lerne ihn lieben, wie ich ihn liebe. Die Stunde ist gekommen, da mehr als je alle guten Mächte im Vaterlande wirken müssen. Eines kann jeder tun: unbeirrt vom Zeitgeschrei fort und fort eintreten für die großen Geister, die edlen Herzen seiner Heimat!

Dr. Werner Jansen.

Das Buch Treue

Nibelungenroman von

Werner Jansen

Geh. 6 Mark. **50. Tausend** Geb. 7 Mark.

Aus den Besprechungen:

Tägliche Rundschau, Berlin: Alles wohlbekannt! Du weißt, was deiner bei der Lektüre wartet, und doch liest du gespannt und wirst in dem Buche gefesselt vom ersten Ritt Sigfrids nach Worms bis zum furchtbaren Ende der Burgunden am Hofe Etzels... Das Buch singt das Lied von der Treue, jener Urkraft im Menschen, die sich ihrer Gewalt bewußt ist, und die trotzdem niemals sich selbst will, sondern mit allem Können, allem Wollen einer gefühlten Idee dient — dient selbst durch Schuld, aber dient mit jeder Herzensfaser, bis zum Selbstopfer. Sie wird dadurch für uns Durchschnittssterbliche übermenschlich groß, so daß wir staunend vor ihr wie vor etwas Heiligem stehen, das uns zur Andacht zwingt. Hagen ist der grandiose Ausdruck dieser Kraft. Wir können ihm nicht immer in die Entscheidungen seines Willens folgen, oft sträuben wir uns gegen die harten Gedankengänge dieser wilden, aber zielsicheren Seele, und doch staunen wir immer wieder über die Bahnlinie seines Lebens und müssen ihn bewundern, der die Heimat über alles liebt und in der Idee des Königtums ihre Gestalt sieht, der er die Treue hält.

Volksbote, Linz: Es gibt wenige Bücher der neuesten Romanliteratur, die einen so bleibenden Wert besitzen und die es verdienen, in alle Büchereien eingestellt zu werden. Es gehört dieses Buch in jede deutsche Familienbücherei, jede Schul-, Studien- und Volksbücherei sollte es besitzen, und in die Schützengräben, Kasernen und Spitäler sollte es in vielen tausend Stück verschickt werden.

Bergisch-Märkische Zeitung: In das öde Dämmern unserer zeitgenössischen Romanliteratur leuchtet Werner Jansens Nibelungenroman „Das Buch Treue" wie ein Meteor. Viele selbst der literarisch wertvollsten Romane überragt er um Hauptеslänge. Das ist einmal ein durch und durch deutsches Buch, ein kraftvolles Werk voll wunderbarer Schönheit für den, der hören kann, und den, der hören will. Wie aus grobgehauenen Quadern türmt sich der Aufbau der Geschehnisse, wie der eherne Klang von Schwert gegen Schwert tönen die Worte an des Lesers Ohr... Werner Jansen hat sein Buch zur rechten Stunde gebracht. Möchten seine großen Gedanken sich in Seele und Gewissen vieler Deutscher einhämmern!

Der Reichsbote, Berlin: Die volle Wucht wie die ganze Zartheit der Nibelungensage begegnet uns, und was das besonders Zeitgemäße

